

Komm mit auf eine wundersame Reise



Bild KI-generiert

Siegertexte des Literaturwettbewerbs 2026

Domgymnasium Verden

Inhalt

Komm mit auf eine wundersame Reise.....	1
Inhalt.....	2
Vorwort	3
Lyrik 5/6.....	4
1. Emma Leiding (5c)	4
2. Delia Ewert (6d).....	4
3. Lena Münsterberg (5b)	5
Epik 5/6	6
1. Amaya Sörensen (5c)	6
2. Merle Köster (5b).....	7
3. Lina Huber (5b)	8
Drama 5/6	9
1. Tabea Buß (5b)	9
Lyrik 7-9.....	11
1. Ida Hauer (7s1)	11
2. Mia Köster (7f).....	12
3. Johan Wendte (7s2).....	14
Epik 7-9	15
1. Lea Kregel (9L)	15
2. Jana Tschöpe (9L).....	28
3. Fabian Danckwerts (7f)	68
Lyrik 10-13	71
1. Jennifer Roos (J27)	71
2. Fine Langermann (J27)	73
3. Lena Harder (J27)	74
Epik 10-13.....	75
1. Sara Withopf (J26)	75
2. Valerija Babakin (10FS).....	97
3. Charlotte Engelke (J27).....	100

Vorwort

„Komm mit auf eine wundersame Reise“, so lautet das Thema, das zum Jahresbeginn alle Schülerinnen und Schüler des Domgymnasiums Verden dazu aufrief, sich damit literarisch auseinanderzusetzen. Dem Ruf folgten 44 junge Literatinnen und Literaten, die ihre Beiträge eingesandt hatten. Die Beiträge waren vielfältig und facettenreich: nachdenkliche und traurige, mutmachende und lebensbejahende, realistische und fantastische Texte erreichten die Jury, die nun die Aufgabe hatte, die besten Einsendungen, gestaffelt nach Alter und Kategorie, herauszufinden. Die Arbeit der Jury, die sich aus Schüler- und Lehrertandems zusammensetzte, war nicht einfach, da zum einen die teils sehr umfangreiche Werke neben dem normalen Schulbetrieb gelesen werden mussten, zum anderen die Bewertung aber häufig nicht einfach gewesen ist, da sehr viele Texte mit einem beachtenswert hohen Niveau eingegangen sind. Das Ergebnis kann sich auf jeden Fall sehen lassen: Dieses Heft, das hier die Beiträge der Siegerinnen und Sieger der jeweiligen Kategorien präsentiert, hat einen bemerkenswerten Umfang von über 100 Seiten. Damit ist es das umfangreichste Heft seit Beginn des Literaturwettbewerbs am Domgymnasium.

Der Schulverein, der auch in den vergangenen Jahren immer wieder eine Prämierung der drei Platzierungen in Form von Buchgutscheinen im örtlichen Buchhandel ermöglichte, stellt auch in diesem Jahr die Mittel für die Preise zur Verfügung. Dafür möchten wir unseren größten Dank aussprechen.

Wir freuen uns auf eine Neuauflage im nächsten Jahr, möchten uns bei allen Einsendern für ihre tollen Beiträge danken und wünschen allen Lesern viel Freude bei der Lektüre!

Thomas Menzel, im Juni 2026

Die Texte wurden zum Teil behutsam und unter Bewahrung der Aussage und Form korrigiert. Viele Beiträge entsprechen dem Original.

Lyrik 5/6

1. Emma Leiding (5c)

Eine wundersame Reise....

Auf eine wundersame Weise,
oder auch auf einer wundersamen Reise,
gehen wir nach Kanada,
denn dort ist es leise.
Aber wie ich schon immer fand,
sollten wir in ein anderes Land.
Vielleicht nach Island, wo die Vulkane sind,
aber das ist gefährlich, mein liebes Kind.
Oder nach Ägypten,
aber wie ich weiß,
ist es dort sehr heiß.
Dann halt in die Nähe des Nil,
ach, ich glaub das wird zu viel!
Am besten in die Antarktis,
aber dort wächst kein Wald,
denn es ist zu kalt.
Vielleicht bleiben wir einfach, wo wir wohnen,
denn das wird sich sicherlich lohnen.
Wir gehen weiter zum DoG in Verden,
weil wir hier sehr viel lernen werden!

2. Delia Ewert (6d)

Die wundersame Welt

Komm, wir reisen um die wundersame Welt.
Ich bin mir sicher, dass dir die wunderschöne Erde gefällt.

Man weiß nie, was uns erwarten kann,
vielleicht ein fliegendes Einhorn in der Himmelsbahn?

Erst machen wir eine Reise ins Land, wo besteht Der Glaube an Feen,
ich hoffe, wir haben die Chance, einige zu sehen.

In Island zum Beispiel gibt es diesen Glauben,
wo die höchst zufriedenen Isländer schnauben.

Auch sie sind besonders unter den Pferden,
so ganz in der Kälte in ihren Herden.

In Island gibt es alte Sagen,
wo wilde Kobolde umherjagen,

Darum ist Island bekannt
Für das magischste Land.

Weiter geht's nach Norwegen,

wo wir uns in die Wundernatur begeben.

Wir machen uns auf den Weg zur Helgolandküste,
wie schade, dass dort die Schönheit nicht jeder wüsste.

Es gibt noch viel mehr an Naturwundern,
die wir womöglich auch auf unserer Reise bewundern.

Wie zum Beispiel der Kilimanscharo in Tansania
Oder die wundersame Stadt Nikosia.

Gereist sind wir nun genug,
auch wenn es fast mehr stressig war als ein ganzer Umzug.

Konnten wir endlich sehen die wundersame Welt,
wir konnten erfahren, warum ihre Natur so vielen gefällt.

3. Lena Münsterberg (5b)

Der Zwerg vom Berg

Ich kannte einen Zwerg,
der wohnte auf einem Berg.
Seine Wohnung war klein,
aber auch sehr rein.
Jeden Tag um Punkt 6 Uhr
traf er sich mit seiner Freundin Lur.
Sie wohnte direkt nebenan,
da war der Weg nicht lang.

Nun war das Frühstück dran,
da überlegten sie nicht lang.
Wurzeln mochten sie nicht,
aber Beeren waren ihr Lieblingsgericht.
Nach dem Frühstück fragte der Zwerg
vom Berg:
„Du bist aber fein,
wollen wir nicht die allerbesten Freunde sein?“

Nun war Lur
ein bisschen von der Spur.
Sie rief „Ja“,
das war auch sonnenklar.
Aber dann voller Schreck
merkt er: **Lur war weg!**

Nun saß er traurig und allein
auf einem Stein.
Ihm wurde klar:
Lur war niemals da!
Einsam schaute er sich um,
fühlte sich verloren und dumm.

Dabei bemerkt er nicht,
wie jemand in sein Haus sich schlich.

Der Zwerg vom Berg ging ins Haus hinein,
und dort war eine Überraschung fein.
Nun war der Zwerg vom Berg neben der Spur,
denn vor dem Tisch stand eine Zwergin namens Lur.
Und sie war nicht von der Spur.
Sie meinte fein:
„Jetzt bist du nicht mehr allein.“
Der Zwerg vom Berg sagte rein:
„Du sollst meine allerbeste Freundin sein.“

Lur war glücklich und rief: „Ja!“
Jetzt war es sicher sonnenklar.
Die Zwergin und der Zwerg
wohnten von nun an gemeinsam auf dem Berg.
Sie waren glücklich bis an ihr Lebensend –
und das Gedicht wird irgendwann ein echter Trend.

Epik 5/6

1. Amaya Sörensen (5c)

Leonie und der Baum der Gefühle

An einem regnerischen Mittwochmittag, als eine sanfte Brise über Büsche und Bäume wehte, fuhr ein Bus mit der Nummer 32 über eine von Feldern umrahmte Landstraße. Leonie Sommer, ein zwölfjähriges Mädchen, saß in der letzten Reihe und starrte gelangweilt aus dem Fenster. „Nächster Halt Libellenallee“, dröhnte die blecherne Stimme des Busfahrers zu ihr nach hinten. Nachdem der Bus in eine Seitenstraße eingebogen war, erhob sich Leonie und schlängelte sich zwischen den umherstehenden Leuten hindurch, bis sie schließlich vor den Bustüren stehenblieb. Als er vor der Haltestelle stehenblieb, hielt sie sich an einer der roten Stangen fest und stieg, nachdem sich die Türen quietschend geöffnet hatten, aus dem Bus. Sie lief los, Schritt für Schritt den schmalen Gehweg entlang, bis sie nach knapp fünf Minuten von einem blauen Haus mit rotem Dach und cremefarbenen Gardinen stehenblieb. Sie ging durch den kleinen Vorgarten und öffnete langsam die Haustür. Sie trat in das alte, hübsche Haus hinein und lauschte in die Stille. Sie war ein klein wenig unbehaglich, diese Stille. Zögerlich schlich Leonie den langen, schmalen Flur entlang. Aus der Schlafzimmertür ihrer Eltern hörte sie aufgebrachte Stimmen. Stritten sie? Nein, Leonie lauschte erneut hin, diesmal genauer. Es klang eher, als würden sie über etwas diskutieren. Ihr würden sie es wahrscheinlich erst etwas später erzählen, doch sie wollte es jetzt schon wissen, also legte sie behutsam ihr Ohr an die hölzerne Tür und begann mitzuhören...

„Wir werden es ihnen morgen sagen müssen“, drang gedämpft die Stimme von Sonja Sommer an Leonies Ohr. Das Mädchen überlegte: Was würde sie morgen erfahren? Würde sie es vielleicht schon sofort erfahren, wenn sie jetzt weiter zuhörte? Angestrengt versuchte sie, mitzukriegen, was hinter dieser Tür besprochen wurde. Da wurde abrupt die Tür geöffnet und Sonja Sommer kam, gefolgt von Tomas Sommer, aus dem Schlafzimmer. Leonie zuckte erschrocken zusammen. „Huch! Leonie! Was machst du den hier direkt hinter der Tür?“ Ihre Mutter schien sich ebenfalls erschrocken zu haben. „Hallo Leonie, wie war es in der Schule?“, erkundigte sich ihr Vater. „Gut“,

murmelte sie. „Aber was ist los?“ Sie schaute ihre Eltern skeptisch an, die tauschten einen Blick und nickten dann. „Komm“, sagte ihr Vater und er und Sonja gingen voran ins Wohnzimmer. Dort setzten sie sich aufs Sofa und Leonie nahm neben ihnen Platz. „Ich, also wir haben zuerst eine Frage an dich.“ Sonja schaute ihre Tochter prüfend an und dann fragte sie: „Glaubst du an Magie?“ „Was?“ Leonie schaute ihre Mutter verdutzt an, doch die wiederholte ihre Worte ernst. „Ich weiß es nicht, aber...“ „Du musst dir zu hundert Prozent sicher sein“, unterbrach Sonja sie. „Glaub schon.“ Leonie fragte sich, was hier vor sich ging. „Also gut.“ Ihr Vater erhob sich und ging Leonie voran eine ihr noch unbekannte Treppe hinauf und dort – Leonie war völlig überwältigt – dort erstreckte sich eine große Wiese, auf der ein prächtiger Baum stand. „Das“, ihre Mutter strich andächtig über die schrumpelige Rinde des Baumes, dann fuhr sie fort, „das ist unser Gefühlsbaum.“ „Alle Gefühle wohnen in unterschiedlichen Zweigen.“ „Das ist wunderschön!“ Leonie überkam ein Glücksgefühl. „Und was macht der Baum?“, fragte das Mädchen wissbegierig. „Er bewahrt die Gefühle, die Gerüche und alles, was man nicht in Worte fassen kann, auf, sodass man sie nicht in sich behalten muss. Deshalb hat man hier oben so ein befreites Gefühl.“ Die Worte ihrer Mutter klangen wundervoll, fand Leonie. „Einmal, in der Zeit der Familie, nimmt uns der Baum auf eine wundersame Reise der Gefühle mit“, sagte Tomas. „Und wann ist das?“, fragte Leonie neugierig. „Morgen“, antwortete Sonja, „und ab dem zwölften Lebensjahr eines Kindes darf es mitkommen. Diese Reise kommt immer recht spontan und man weiß nie, wann“, erklärte ihr Vater. „Aber nur die Familien, die wirklich an Magie glauben, können so eine Reise erleben“, ergänzte Sonja. „Leider gibt es solche Familien immer weniger.“ Tomas bedauerte das dem Anschein nach. „Aber warum?“ Leonie verstand das nicht. „Naja, weil die Kinder sehr früh und immer früher Handys bekommen und ihnen die Fantasie und der Glaube an Magie genommen werden.“ Das war Leonie noch gar nicht bewusst gewesen. Deshalb hatte sie bis heute noch kein Handy. „Und wieso der Glaube an Magie?“, wollte sie wissen. „Weil für alles eine logische Erklärung gesucht wird und die Magie nicht einmal in Frage kommt. Schicksal, meinen sie außerdem, gibt es nicht.“ Ihr Vater schien traurig über die Meinung der Leute. „Kindern und Erwachsenen, die ganz allein in der Familie an so etwas wie Magie glauben, in ihnen wächst ein eigener, kleiner Gefühlsbaum, der alle Meinungen und Gefühle in sich aufsaugt und genau so behält, wie sie es glauben.“ Leonie überlegte, dann meinte sie: „Schön, dass ich in dieser Familie voller Magie gelandet bin und eine wundersame Reise voller Glück und Magie auf mich wartet.“

2. Merle Köster (5b)

Der Zauberwald

An einem herrlichen Tag spielten die besten Freunde Lina, Lena und Tom im Garten. Der Garten war direkt neben einem großen Wald. Diesen Wald nannten ihre Nachbarn immer „den Zauberwald“. Sie nannten den Wald so, weil es dort anscheinend sprechende Pflanzen und Tiere gibt. Außerdem soll es dort auch Feen und Kobolde geben. Lena sagte: „Lasst uns doch mal in den Wald hineingehen, so wie eine Reise.“ Alle riefen: „Ohjaaa“. Tom sagte: „Dann würden wir vielleicht ein richtiges Abenteuer erleben.“ Also machten sich die Kinder auf den Weg. Als sie ungefähr in der Mitte des Waldes ankamen, hörten sie ein Geräusch. Lina flüsterte: „Pssst, was ist das?“ Da antwortete Lena: „Ich weiß es nicht, aber es hört sich gruselig an.“ „Da hinter dem Busch!“, rief Tom. Plötzlich war das Geräusch nicht mehr hinter dem Busch, sondern hinter dem Baum. Auf einmal sprang ein kleines Wesen auf sie zu. Alle riefen: „HILFE!“ Lena stotterte: „Wer oder was bist du?“, da sagte das Wesen: „Ich bin eine Mischung aus einem Hasen und einem Frosch. Ihr könnt mich Kasper nennen“. Tom antwortete: „Ähhh... Hallo, aber wie kannst du sprechen, also ich mein ja biologisch gesehen können Tiere nicht sprechen, oder ist es bei dir normal?“ Kasper sagte: „Tom, alle Tiere können hier in diesem Wald sprechen.“ Die Kinder machten große Augen. Dann verabschiedeten sich die Kinder von Kasper und gingen weiter. Kasper stoppte

die Kinder und sagte: „Hier, ich habe was für euch, es ist ein Teil von einem Schlüssel. Wenn der Schlüssel fertig zusammengebaut ist, dann müsst ihr nur noch die Schatztruhe finden. Sofort machten sich die Kinder auf die Suche und nach einiger Zeit trafen sie wieder auf ein Wesen. Diesmal sagte das Wesen: „Hallo, ich bin Friedrich und ich bin halb Igel und halb Kuh.“ Die Kinder antworteten: „Hallo, ähmm, hast du zufällig ein Teil von einem Schlüssel?“ Friedrich antwortete: „Ja, ich habe ein Schlüsselstück und von mir aus könnt ihr es haben“. Alle bedankten sich und gingen weiter. Plötzlich hörten sie ein Rascheln. Auf einmal sprang ihnen ein riesiges Wesen auf den Weg entgegen und brüllte sie an. Da fragten sie mit zitternder Stimme: „Hast du vielleicht das letzte Teil für den Schlüssel?“ Das Wesen rülpste und dabei kam aus seinem Maul das letzte Teil für den Schlüssel. Die Kinder sammelten es ein und gingen weiter. Lena fragte: „Wo müssen wir überhaupt hin?“ Lina sagte: „Ich weiß es nicht.“ Tom rief: „Schaut mal, auf dem Schlüssel steht etwas!“ Tom las laut vor: „Wenn ihr den Schatz finden wollt, müsst ihr zu dem ältesten Baum im Wald gehen.“ Lina fragte: „Woher sollen wir wissen, wo der älteste Baum im Wald ist?“ Tom rief: „Kommt mal her, auf dem Schlüssel ist ein kleiner Baum abgebildet. Das soll bestimmt der älteste Baum sein!“ Lena sagte: „Auf dem Bild sieht der Baum sehr groß und dick aus und er hat pinke Blüten.“ Dann sagte Lina: „Wir müssen also nach diesem Baum Ausschau halten.“ Schnell gingen die Freunde zum ältesten Baum. Als sie ankamen, stand vor ihnen eine riesige Schatztruhe. Die Kinder staunten. Tom öffnete vorsichtig die Truhe. Lina sagte: „Hä, was ist das denn?“ Lena antwortete: „Es sieht aus wie eine Zauberformel.“ Jeder las die Formel. Tom, Lena und Lina sagten: „Irgendwas fühlt sich komisch an.“ Auf einmal wurden die Kinder zu Tieren. Tom wurde zum Vogel, Lena zum Eichhörnchen und Lina zum Wolf. Lena hörte plötzlich ein Klingeln. Das Klingeln hörte nicht auf und wurde immer lauter. Sie schrak auf einmal hoch. Ganz enttäuscht merkte sie, dass alles nur ein Traum war. Sie zog sich an und machte sich auf den Weg zur Schule. Lena wollte unbedingt ihren Freunden von diesem tollen Traum erzählen. Leider kam dann schon ihr Deutschlehrer ins Klassenzimmer und sagte: „Wir fangen heute mit unserem neuen Thema an. Es heißt: Komm mit auf eine wundersame Reise.“

3. Lina Huber (5b)

Die Reise ins Glück

Am Freitag den 13. hat Lara eine Freistunde und will ihr Buch in der Pestalozzischule oben in der Bücherei abgeben. Lara liest gerne und freut sich schon auf einen neuen Roman. Als sie wieder aus der Bücherei rausgeht, fällt ihr Blick auf eine Glastür. Auf der Tür steht: „BETRETEN VERBOTEN!“ Sie wird neugierig und will genaueres wissen. Lara schaut sich um, ob sie auch wirklich allein ist. Dann schlüpft sie vorsichtig durch die halbgeöffnete Tür. Als sie im Raum hinter der Tür steht, sieht sie plötzlich einen kleinen Lichtspalt auf dem Fußboden. Sie guckt sich noch einmal schnell um, dabei stolpert Lara ungeschickt und fällt gegen die steinerne Wand. „Verdammter Mist, ruft Lara ärgerlich, das ist ja mal wieder typisch für mich!“ Doch auf einmal gleitet ein Stein zurück und die Wand öffnet sich geräuschlos. Etwas unsicher geht sie den halbdunklen Gang entlang und folgt ihm bis zu einer Wendeltreppe aus Holz, die in die Tiefe führt. Die Treppe endet schließlich in einer alten, verstaubten Bibliothek. Überall stehen wertvolle Bücher, mit alten Ledereinbänden und von der Decke hängt ein großer, rostiger Kerzenleuchter. Da hört sie plötzlich ein kreischendes, hohes Geräusch in der Dunkelheit. Als sie sich umdreht, entdeckt sie ein leuchtendes Augenpaar, dass sie aus der Dunkelheit heraus anstarrt. Lara erschreckt sich und ruft: „Hilfe, was ist denn das?“ Ihr Herz schlägt ihr bis zum Hals, doch als sie gerade weglaufen will, hört sie einen Flügelschlag und eine freundliche Stimme sagt: „Hab keine Angst! Ich bin die Wächterin der alten Bibliothek und bewache ein Geheimnis. Ich heiße übrigens Marla!“ Lara starrt sie an und erkennt erst jetzt, dass es sich um eine weiße Schneeeule handelt. Dann stammelt das Mädchen ängstlich: „Du, du, du kannst ja sprechen!“ Die Eule guckt sie mit ihren sanften Augen an und sagt: „Ja, natürlich, aber wie heißt du eigentlich?“ „Ich heiße Lara,“ sagt sie. „Auf dich habe ich die ganze Zeit gewartet, endlich hast du den Weg zu mir gefunden!“, freut sich nun die

schöne Schneeeule. Schließlich verrät die Eule dem Mädchen das Geheimnis. Es ist eine schillernde Feder, die magische Kräfte besitzt.

„Was genau kann denn diese besondere Feder?“, fragt Lara interessiert. Die Schneeeule verrät Lara, dass man mit der schillernden Feder reisen kann. Man muss nur „Reise ins Glück“ schreiben und schon ist man in der Zukunft, aber man reist ins Glück, an einen Ort der einen glücklich macht. Man ist eine Stunde darauf dann wieder hier in der Realität angekommen. Lara ist nun doch sehr fasziniert. Sie sagt voller Energie und Begeisterung: „Lass uns das machen. Meine Freistunde geht noch fast eine Stunde.“ Die Schneeeule antwortet: „OK komm, dann schreibe die drei geheimen Wörter.“ Lara schreibt die drei magischen Wörter „Reise ins Glück“ mit der schillernden Feder auf ein altes Pergament. Auf einmal öffnet sich ein Portal. Lara und Marla springen in das Portal. Die beiden finden sich vor einem wunderschönen Stall wieder. Lara liest das Namensschild an der Stalltür: „Stall von Lara Schmidt“. Sie wird kreidebleich. Marla fragte besorgt: „Alles in Ordnung?“ Lara antwortet fassungslos: „Ich heiße Lara Schmidt und ich habe mir schon immer einen eigenen Reiterhof gewünscht!“ „Das ist doch schön!“, meint Marla. Sie setzt sich auf Laras Schulter und gemeinsam gehen sie auf ein tolles, großes Haus mit Veranda zu. Das Mädchen und die Schneeeule betreten das Haus. Sie sehen überall an den Wänden Bilder von Springturnieren, auf denen Lara mit einem jungen, schwarzen Hengst zu sehen ist. Dann gehen sie weiter ins letzte Zimmer. Die beiden schauen sich um. Überall liegen Kindersachen z.B. ein Babybett, Spielzeug, ein Teppich und ein Wickeltisch steht in der Ecke des Raumes. Lara jubelt: „Anscheint werde ich später ein Kind bekommen.“ Doch da unterbricht Marla den Jubel von Lara und sagt schnell: „Wir haben nicht mehr viel Zeit, es sind nur noch 10min.“ „Oh, wie schade. Wie schnell geht die eine Stunde doch vorbei!“, antwortet Lara traurig.

Naja, los weiter!“ antwortet Lara. Zum Schluss geht Lara in den Park Marla fliegt nebenher. Die beiden setzen sich auf eine Bank vor einen See unter eine Trauerweide. Auf der anderen Seite vom See sehen sich die beiden wieder. Dan geht auf einmal das Portal wieder auf. Lara springt in das Portal Marla hinterher. Als sie wieder in der Schule sind klingelt es gerade. Lara sagt zu Marla: Ich hole dich nach der letzten Stunde ab. OK?“ „Ja“, antwortet Marla.

Nach der letzten Stunde holt Lara Marla wie versprochen ab. Von nun an lebt Marla bei Lara auf dem Dachboden. Die Schneeeule und das Mädchen sind die besten Freunde geworden.

Lara denkt oft an die schönen Bilder zurück, die sie seit ihrer Reise durch das Portal im Kopf hat. Und wenn sie mal traurig ist, weil ihr mal wieder etwas nicht gelingt, hilft ihr das, sich wieder aufzurappeln.

Drama 5/6

1. Tabea Buß (5b)

Der geheimnisvolle Schuppen

Erzähler: Vor langer Zeit lebten vier beste Freunde, Lenja, Leo, Pia und Moritz. Lenja und Leo lebten in einem großen Haus mit einem riesigen Garten. Im Garten hatte ihnen ihr Vater ein großes Baumhaus gebaut. Dort trafen sich jeden Tag die vier Freunde, in ihrem so genannten „Hauptquartier“.

Pia: „Wann kommen eigentlich Leo und Moritz vom Fußball wieder?“

Lenja: „Um 16:00 Uhr. Warum fragst du?“

Pia: „Wir könnten ja wieder unten im Garten ein bisschen durchs Gras spazieren.“

Lenja: „Au ja, das können wir machen.“

Erzähler: Leo und Moritz kamen einige Minuten später vom Fußball und kletterten ins Baumhaus. Die Mädchen erzählten den Jungen von der Idee.

Moritz: „Ja!“

Leo: „Von mir aus.“

Erzähler: Danach kletterten sie die Strickleiter hinunter und spazierten durchs Gras.

Pia: „Schau mal da, was ist das?“

Moritz: „Weiß ich nicht!“

Lenja: „Sieht aus wie ein alter Schuppen.“

Leo: „Wir können ja mal gucken, wie der von innen aussieht.“

Erzähler: Die Kinder gehen zu dem Schuppen und sie staunen.

Moritz: „Das ist ja eine alte Werkstatt.“

Leo: „Was steht denn hier?“

Moritz: „Drücken verboten!“

Lenja: „Wir können doch mal ausprobieren was dann passiert, oder?“

Pia: „Ja, bestimmt passiert dann sowieso nichts, weil es hier schon sehr alt aussieht. Alles ist voller Staub und Rost.“

Leo: „Aber wenn doch etwas passiert?“

Moritz: „Ach Leo, Pia hat recht, was soll den schon passieren?!“

Leo (ängstlich): „Hmm, okay.“

Lenja: „Also auf drei.“

Alle vier Kinder gleichzeitig: „Eins, zwei, drei!“

Erzähler: Sie drücken den Knopf und trauen ihren Augen nicht. Vor ihnen geht eine Geheimgtür auf und sie sehen eine wunderschöne Rakete.

Lenja: „Wie cool!“

Pia: „Was steht da?“

Moritz (liest vor): „Für die besten vier Freunde, die es gibt.“

Leo: „Das ist doch für uns!“

Lenja: „Kommt wir gehen uns mal die Rakete von innen ansehen.“

Pia: „Wir würden ja gerne, aber Moritz und ich müssen los.“

Leo: „Schade.“

Moritz: „Wir treffen uns einfach morgen wieder, okay?“

Lenja: „Gut, morgen um 12:00 Uhr hier?“

Pia und Moritz: „Einverstanden!“

Pia: „Wir fragen Mama und dann sagen wir euch Bescheid.“

Erzähler: Nach dem Abendessen bekam die Mutter von Leo und Lenja eine SMS.

Mutter von Leo und Lenja liest: „Hallo ihr beiden, wir dürfen morgen kommen. Dürft ihr auch? Pia und Moritz“

Leo: „Dürfen denn die Beiden herkommen?“

Mama: „Ja, von mir aus.“

Lenja: „Juhuu!“

Leo: „Danke!“

Erzähler: Am nächsten Tag treffen sich die vier vor dem Schuppen. Sie gehen in den Schuppen, drücken den Knopf und steigen in die Rakete.

Lenja (erstaunt): „Wow!“

Pia: „Passt auf, wo ihr euch drauflehnt.“

Erzähler: Plötzlich ertönt ein Geräusch und eine elektronische Stimme ist zu hören: (BIIP!)

Elektronische Stimme in der Rakete: „Die Rakete wird gestartet! Bitte hinsetzen! 10,9,8,7,6,5,4,3,2,1,0... Start!“

Erzähler: Die vier Freunde fliegen mit der Rakete ins All zu dem Planeten „Beste Freunde“. Als sie auf dem Planeten ankommen, sehen sie lauter Wesen, wie Aliens, Tiere und Menschen, die wie sie beste Freunde sind.

Leo: „Wo sind wir?“

Pia: „Na toll, jetzt sind wir im All!“

Lenja: „Äh, ‘Tschuldigung, wo sind wir hier?“

Ein vorbeilaufendes Mädchen: „Ihr seid auf dem Planeten „Beste Freunde“. Ich bin Fiona und das ist meine Schwester und beste Freundin Luna.“ (zeigt auf das Mädchen neben sich)

Lenja: „Hallo Fiona, ich bin Lenja und das sind Pia, Leo und Moritz.“

Pia: „Hallo.“

Leo: „Hallo, ich bin Lenjas Bruder Leo.“

Moritz: „Ich bin Moritz.“

Luna: „Und ich bin Luna.“

Lenja: „Cool, und aus welchem Land bzw. Ort kommt ihr und wie seid ihr hierhergekommen? Wir kommen aus Deutschland, genauer aus Etelsen. Und das ist unsere Rakete.“

Fiona: „Wir kommen auch aus Deutschland, aber aus Selm und wir haben im Garten gespielt und wurden von einem Alien eingesaugt.“

Moritz: „Krass!“

Pia: „Wow, können wir Freunde sein?“

Luna: „Auja, auf jeden Fall.“

Moritz: „Cool!“

Lenja: „Jetzt sind wir sogar schon zu Sechst.“

Erzähler: Sie laufen noch eine Weile über den Planeten, trinken einen Smoothie und gehen wieder zurück zu ihrer Rakete.

Lenja: „Meine Adresse ist: Etelser Straße 112b.“

Fiona: „Meine Adresse: Johannesweg 36.“

Erzähler: Sie geben Fionas und Lunas Adresse ein und fliegen zurück zur Erde.

Pia: „Wir können uns ja morgen bei Lenja treffen.“

Luna: „Morgen haben ich und Fiona nichts, wir können kommen.“

Moritz: „Morgen haben wir auch Zeit.“

Leo: „Also wir haben auch Zeit.“

Erzähler: Als sie bei Luna und Fiona zu Hause angekommen sind, verabschieden sie sich.

Leo: „Bis Morgen.“

Luna: „Tschüss.“

Erzähler: Am nächsten Tag treffen sich die sechs im Baumhaus. Ab jetzt sind sie für immer Beste Freunde bis an ihr Lebensende.

Lyrik 7-9

1. Ida Hauer (7s1)

💎 Komm mit auf eine wundersame Reise 💎

Vor dir erscheint gerade ein Portal,
 stell es dir vor, es ist ganz nah.
 Du gehst hinein und bist sofort,
 am eigenen Gedankenort. Dort werden
 alle Wünsche wahr, durch einen Hauch
 von Fantasie doch erscheint auch
 Trauer, denn genauso wirds wohl nie.
 Die Furcht verschwindet, dein Herz
 öffnet sich. Du siehst vielleicht

Tote, vielleicht selbst dich!
packst all deine Sachen, begleitet
von Entschlossenheit und fängst an zu
zu Suchen, die Endlosigkeit. Du bist
nun so weit, engültig bereit,
für die lange Suche nach
Ewigkeit. Doch dann, etwas reißt
dich zurück in dein echtes Leben!
Die Fantasiewelt wird es wohl niemals
geben... Doch nachher machst du
dich erneut auf, für deine wundersame
Reise, den unendlichen Lauf.

2. Mia Köster (7f)

Komm mit auf eine wundersame Reise

Sollten Mütter nicht stets bei ihren Kindern stehn,
sie hüten, beschützen, durchs Leben begleiten?
Sie lehren zu lieben mit Herz und mit Sinn,
zu achten, zu ehren, wer wir selber sind?

Dieses fragte sich Marie schon lange,
als sie noch spielte mit Plüschtierschlange.

Denn ihre Mutter, böse Frau,
verbreitet Angst und Schrecken immer genau.
Sie stapft durchs Haus bei Tag und bei Nacht,
und hat viel Unheil mitgebracht.

Marie versteckt sich hier und dort
und träumt von einem sicheren Ort.

Eines Nachts- owei, owei,
wer klopft denn an ihr Fenster
zu dieser späten Stunde?

Zögernd öffnet sie das Fenster sacht,

ein kalter Wind streicht durch die Nacht.

Ein schwarzer Schatten vor ihr stand
Und hielt ganz sanft ihre zitternde Hand.

Eine ihr bekannte Stimme sprach zu ihr:

Komm, Marie;

ich nehm ´ dich mit auf eine wundersame Reise

durch Wälder und Länder,
durch Orte so historisch und wunderbar,
wie ich selbst noch nie zuvor gesehen.

Doch warte ab,
bald wirst du Neues sehen.

Ein Leben besser, hell und weit,
voller Abenteuer, Freude und Heiterkeit.

Die Gestalt, die zu ihr sprach,
war kein anderer als Max,
ihr gutmütiger Freund.

Der immer half mit jedem Fax.

Er streckte ihr seine Hand ganz sacht

Und sogleich ohne Zögern,
nahm Marie seine Hand.

Gemeinsam kletterten sie aus dem Fenster,
hinaus und bereit,

in ein unbekanntes Lebenshaus zu schreiten.

Ein Abenteuer wartete auf Schritt und Tritt,
ein neues Leben begann voller Freude und Glück.

Am nächsten Morgen merkte Marie's Mutter sogleich,
dass etwas nicht stimmte.

Sie rannte in ihr Zimmer,
und sah ein leeres Bettdieses versetzte ihr ein Stich ins Herz.

Marie und Max hörten ihr Geschrei in der Ferne,

doch dachten nur:
Das ist deine Strafe- lerne!!
Denn Mütter sollten niemals böse und gemein sein,
sondern ihre Kinder lieben,
dann wird das Leben fein.

So kann man leben glücklich, entspannt und heiter,
wenn man lernt,
dass Liebe macht das Leben weiter.

3. Johan Wendte (7s2)

Eine wundersame Reise durch meine Fantasie

Komm mit auf eine Reise durch meine Fantasie!
Vielleicht fragst du dich grad, wie?
Das ist ganz einfach, ich erklär es dir,
schließ die Augen und setz dich auf das Sitzkissen hier.
Ich erzähle dir von meiner Fantasie,
also bei mir gibt es manches Vieh.
Es gibt Trolle, die jonglieren,
Feen, die Biologie studieren
Und Kobolde mit pinken Zähnen,
auch Elfen, die reiten auf Hyänen.
Und, wie findest du die Reise bisher?
Gut? Ja, das freut mich aber sehr.
Es gibt Strände aus blauem Diamant
Und Strände, aber nicht aus Sand.
Aus Goldstaub sind die Strände hier.
Na, wie gefällt es dir?

Es ist spannend? Ja? Das freut mich,
nun geht es weiter, oh, die Bänke dort drüben kloppen sich.

Und nun wach auf,
bist du jetzt gut drauf?
Ich hoffe, du hattest sehr viel Spaß,
denn jetzt sage ich: „Das wars.“

Epik 7-9

1. Lea Kregel (9L)

Prolog

Einige Tage zuvor...

Unruhig schritt Sunö durch die Reihen an Xeniern, die an seiner Erfindung arbeiteten, die deren Planet in Zukunft vor jeglicher Art an Bedrohung schützen soll, die nicht von ebendiesem Planeten kommt. Doch plötzlich hörten alle wie auf ein geheimes Zeichen hin auf zu arbeiten und schauten Sunö erwartungsvoll an. Dey blieb stehen und schaute triumphierend auf deren Maschine, die nun fertig und bereit zu starten war. Kurz schloss dey deren Augen, um seinen Triumph auszukosten, doch dann schritt Sunö auf einen Hebel zu, der die Maschine aktivierte und betätigte ihn. Dadurch fingen Propeller an sich zu drehen und der Antrieb entzündete sich, sodass die Maschine erst langsam und wackelig, doch dann immer schneller und sicherer den Himmel hinaufflog, bis sie nicht mehr zu sehen war. *Jetzt ist mein geliebter Planet endlich sicher vor jeglicher Gefahr und wir können alle ruhig schlafen, in dem Wissen, dass niemand uns jemals wieder etwas anhaben kann.*

Ein bewohnter Planet?

Nova ist die Pilotin des Raumschiffs *Infinity*, dessen Besatzung die Sonnensysteme am Rand der Galaxie *Milchstraße* erkunden und nach Leben und Rohstoffen dort absuchen soll...

„Wie lange noch bis zum nächsten System?“, fragte Thyra, die Captain der *Infinity*, an Nova gewandt. Diese überlegte kurz, meinte dann aber: „Wenn nichts dazwischenkommt, eine Stunde.“ „Gut, dann Kurs halten“, befahl Thyra und Nova wandte sich wieder ihren Steuergeräten zu.

Nach einer Stunde kam das Sonnensystem in Sichtweite, sodass die Captain befahl: „Stoppt den atomaren Antrieb, wir fliegen mit halbem Impuls in die Umlaufbahn des ersten Planeten, Scanner bereithalten!“ Nova tat, wie ihr befohlen war, schaltete den atomaren Antrieb ab und setzte den Antrieb auf halben Impuls. *Vielleicht finden wir in diesem Sonnensystem irgendetwas spannendes, nicht immer nur Steine, Steine, irgendwelche Gasplaneten oder ach so wichtige immer gleiche Rohstoffe.* Als die *Infinity* in die Umlaufbahn des äußersten Planeten eintrat, aktivierte Aidan den Scanner und teilte die Ergebnisse nach einigen Minuten mit: „Ein Gesteinsplanet der Klasse A, keine ungewöhnlichen Vorkommnisse auf dem Planeten.“ *Also wie immer...* „Steuern Sie in die Umlaufbahn des nächsten Planeten!“, wies Thyra Nova wieder an.

So ging es fünf weitere Planeten lang, außer zwei Gasplaneten und einem

Gesteinsplanet der Klasse B passierte nichts ungewöhnliches, doch dann traten sie in die Umlaufbahn des siebten Planeten ein und Aidan scannte ihn auf ein Neues. *Der Planet scheint Meere*

zu haben, vielleicht ist es auch eine neue Gesteinsart, auf jeden Fall ist etwas Blaues dort unten. Nachdem der Scan abgeschlossen war, rief Aidan aufgeregt: „Der Planet hat Wasser in flüssigem Zustand, eine Atmosphäre mit Sauerstoff und sogar einige biologische Lebensformen. Scheinbar ist dort unten auch eine Zivilisation, denn der Scan hat einige Legierungen erkannt!“ *Ok, ich hatte zwar auf etwas spannendes gehofft, aber das hatte ich nicht erwartet, das letzte Mal, dass die C.U.S., also die Company of United Stars, eine Spezies entdeckt hat, ist schon Jahre her.* Die Captain scheint die Entdeckung nicht erwartet zu haben, denn sie schaute einen Moment lang erstaunt zu dem Forscher, aber dann hatte sie sich wieder gefasst und die gewohnte strenge kehrte in ihre Züge zurück und sie befahl: „Der Planet soll weiter umrundet werden und ich brauche weitere Scans, vor allem von der Zivilisation und ihrer Infrastruktur.“ Alle taten wie geheißen, doch plötzlich erschütterte etwas das Schiff heftig.

Eine Notlandung

Durch die Erschütterung wurde ein Alarm ausgelöst und die Infinity geriet inb, sodass Nova ihre Umgebung ausblendete und sich nur auf ihre Steuerinstrumente fokussierte. Sie zog einen Hebel, um das Schiff mit den Triebwerken wieder zu stabilisieren, aber nichts geschah. Sie versuchte krampfhaft auf Kurs zu bleiben, aber die Triebwerke, die sie dazu benötigte reagierten, nicht und sie versuchte ruhig zu klingen, als sie ihrer Captain dies mitteilte. Thyra schaltete ihren Kommunikator ein und fragte, mit einem hektischen Unterton in der Stimme: „Brücke an Maschinenraum, was ist passiert, die Triebwerke reagieren nicht.“ Aus dem Kommunikator ertönte eine panische Stimme: „Wir wurden von irgendetwas getroffen, zwei Triebwerke sind ausgefallen und ich weiß nicht, ob das dritte nicht auch etwas abbekommen hat!“ Die Captain fluchte und schloss kurz die Augen, um zu überlegen, dann fragte sie Nova: „Können Sie hier eine Notlandung durchführen?“ Nova schaute auf ihren Bildschirm und zoomte näher an den Planeten, bis sie die Landschaft besser erkennen konnte. *Da scheinen keine Berge zu sein, also sollte es möglich sein, halbwegs gut auf dem Planeten zu landen.* „Eine Notlandung ist hier möglich“, antwortete Nova knapp und nahm ihre Steuerinstrumente fest in die Hand. Dann drückte Thyra auf einen knallroten Knopf und sofort schrillte eine ohrenbetäubend laute Alarmsirene und eine roboterartige Stimme rief immer wieder: „Alle Crewmitglieder begeben sich zu den Sitzplätzen nahe den Notausstiegen, es wird dringend empfohlen sich anzuschnallen. Warten Sie nach der Landung auf weitere Anweisungen ihres Captain...!“ Auf der Brücke setzten sich auch alle, die es noch nicht taten, auf ihre Sitze und schnallten sich an. Nun galt Novas Aufmerksamkeit allein ihrer Steuerkonsole und dem Planeten, der sehr schnell immer näherkommt. *Ich hoffe ich schaffe das...*

Zuerst zog sie das Raumschiff so weit hoch, wie es in seinem jetzigen Zustand möglich ist und ließ es dann so flach wie möglich absinken, aber dann ging plötzlich ein weiterer Ruck durch das Raumschiff und es fiel für einige Sekunden sehr schnell nach unten, bis Nova es wieder einigermaßen unter Kontrolle hatte. „Schilde hoch“, befahl die Captain nun, da die *Infinity* jetzt in die Atmosphäre des Planeten eindrang und einige Momente später leuchtete es auf Novas Bildschirm blau auf, als Zeichen, dass die Schilde aktiviert waren. Nova versuchte den Schaden, den die Hitze auf den Schilden hinterließ, etwas abzumildern, indem sie das Schiff langsamer fliegen ließ, aber die Schwerkraft hatte es fest im Griff und ein Triebwerk reichte nicht, um sie ganz zu neutralisieren, sodass das Schiff immer schneller wurde und ungebremst auf die Oberfläche des Planeten raste. *Scheiße!* Hektisch zog Nova an dem Hebel, der das letzte Triebwerk verstärkt, aber nichts passierte, dann drückte sie verzweifelt auf dem Knopf, der das Schiff stabilisieren soll und tatsächlich wurde das Schiff etwas langsamer, dann versuchte sie die *Infinity* etwas hochzuziehen und auch das funktionierte, wenn auch nur sehr schlecht, aber das Raumschiff wurde dennoch wieder etwas langsamer. Das Schiff hatte buchstäblich im letzten Moment reagiert, denn

jetzt krachte es und das Schiff wurde heftig erschüttert, weil es nun auf die Oberfläche des fremden Planeten auftraf.

Viele Alarmsirenen

Für einen sehr kurzen Moment war es sehr still auf der Brücke, aber dann heulte eine Sirene nach der anderen los und auf dem großen Display der Brücke erschienen dutzende Warnmeldungen, die Nova flüchtig durchlas und immer bleicher wurde. *Oh nein, das Schiff muss am Rumpf ja völlig zerstört sein...* Die Captain rief in das Kommunikationsgerät der Brücke, sodass alle es überall hören konnten: „Begeben Sie sich zu den Notausgängen und fliehen Sie durch diese, nehmen Sie nur mit, was Sie wirklich brauchen!“ Ein paarmal wiederholte sie die Anweisung, dann wandte Sie sich an die Brückencrew: „Begeben Sie sich auch umgehend zum Notausgang!“ Dann atmete sie einmal ein und aus und fügte ihrer Anweisung hinzu: „Nehmen Sie Waffen mit, wir wissen nichts über die Bevölkerung dieses Planeten.“ Ohne zu zögern befolgten alle ihre Anweisung und liefen zum Notausgang, um ihn zu entriegeln und dann dadurch zu fliehen. Nova wartete bis alle draußen waren, um dann selbst zu fliehen, aber dann bemerkte sie, dass noch jemand fehlte und eilte zur Brücke zurück, dort sah sie, wie Thyra die Warnmeldungen abwesend anstarrte. „Kommen Sie, das Schiff explodiert gleich!“, rief Nova ihrer Captain hektisch zu. Diese drehte sich langsam um und sagte geistesabwesend: „Ja..., ja. Wir sollten hier verschwinden.“ Dann liefen sie gemeinsam zum Notausgang und flohen aus diesem nach draußen, um so schnell so weit wie möglich vom Raumschiff wegzukommen. Draußen konnte Nova ihre Crewmitglieder erkennen, die ebenfalls flohen.

Nach einigen Momenten kamen Nova und Thyra bei einem höheren Felsen an und duckten sich dahinter, keine Sekunde zu früh, denn jetzt explodierte die *Infinity*, sodass tausende Frackteile durch die Luft flogen, beißender Qualm aufstieg und eine mächtige Feuersbrunst vom Schiff Besitz ergriff. *Das war also die Infinity, ich werde sie vermissen, es war das erste Schiff, das ich nach meiner Ausbildung fliegen durfte.* „Wir sollten hier warten, bis es wieder ruhig wird“, beschloss Thyra und sie setzte sich auf den kahlen Erdboden, was ihre Pilotin ihr nachtat.

Ein seltsamer Vorfall

Runä, ein Bewohner des Planeten Xenia, sah, wie ein riesiges grau-silber schimmerndes Etwas vom Himmel stürzte und dann explodierte. *Was ist das? Ich habe zwar schon öfter Kometen auf die Xenia fallen sehen, aber das war irgendwie seltsam.* Dey schaute mit ihren grünen Augen nochmals zu der Stelle, wo das seltsame Ding gelandet sein muss, aber durch den dichten Wald vor sich konnte dey nichts erkennen. Dann lief dey zu dem stahlgrauen würfelförmigen Gebäude, in dem dey und ein dutzend weitere

Xenier wohnten und klopfte energisch an die Tür zu der Wohnung ihres

Zwillingsgeschwisters, Silä. Dey machte dem nach einigen Sekunden auch auf und fragte verwirrt mit Gebärden, denn Xenier waren stumm und konnten sich nur über Gebärden oder einer Art der Telepathie, bei der sie aber ihren Gesprächspartner berühren müssen, unterhalten, was dey wollte. Runä erklärte mit wilden Gebärden, was geschehen war und zog ihr Geschwister dann einfach hinter sich her nach draußen, wo dey auf die Stelle zeigte, wo das seltsame Ding abgestürzt war. Silä gebärdete, dass dey noch einige Freunde holen will und lief dann zurück in das Gebäude, um einige Zeit später mit fünf anderen Xeniern wiederzukommen.

Dann liefen sie los in Richtung der Absturzstelle, was durch ihre Gelenke, die relativ stark waren, nur eine Zeit von einem halben Sonnenschritt in Anspruch nahm. Dort angekommen versteckten

sie sich erstmal hinter einer Felsenansammlung, weil sie einige seltsame Wesen entdeckten, die einige Ähnlichkeiten, mit den Xeniern hatten, aber doch ganz anders waren. *Was sind das für Wesen, ich habe sie noch nie gesehen oder von ihnen gehört.* Runä spähte vorsichtig hinter dem Felsen zu den merkwürdigen Wesen und erblickte das Ding, was vom Himmel gefallen war, jetzt brannte es aber, obwohl die Flammen immer kleiner wurden und es sah sehr zerstört aus und einige Teile von dem lagen überall verstreut herum. Plötzlich meldete sich einer von Siläs Freunden und meinte, dass diese Wesen relativ wehrlos aussehen und sie diese zur Rede stellen sollten, was sie sind. Runä wollte noch etwas erwidern, aber da waren die anderen schon losgelaufen und dey rannte hinterher. *Wir hätten diese Wesen noch länger beobachten sollen!* Als die Wesen die Xenier bemerkten rückten sie näher zusammen und hielten seltsame Waffen vor sich, sodass die Xenier auch ihre Waffen zogen, die aussahen wie kurze schwarze Stangen und einen grünen Strahl von sich gaben, der die Gegner betäubte. Runä hatte deren Waffe noch nicht gezogen, sondern versuchten den Wesen mit Gebärden verstehen zu geben, dass sie keinen Widerstand leisten sollen, aber die schienen dey nicht zu verstehen.

Eine neue Spezies

Einer der Bewohner des neuen Planeten kam mit den Händen fuchtelnd auf den Rest der Crew der *Infinity* zugelaufen, sodass sie ihre Waffen drohend auf diesen richteten. Aber die schien das nicht zu verstehen, sondern fuchtelte immer wilder in der Luft herum. „Ich glaube sie versucht uns etwas zu sagen“, flüsterte Rose, die Linguistin der *Infinity* und schaute wieder zu ihr rüber und schien ihre Bewegungen versuchen zu verstehen. *Vielleicht sollten wir ihnen zeigen, dass wir keine Feinde sind. Ich kenne mich mit ihren seltsamen Waffen nicht aus, aber die sehen schon gefährlich aus.* Nova löste sich aus der Crew, legte ihre Waffe auf den Boden und hob ihre Hände, in einem

Friedensangebot, doch dann lief der Bewohner auf sie zu und legte deren Finger an Novas Stirn, sodass sie zurückzuckte, aber ihr Gegenüber nahm deren Finger nicht weg, sodass ein paar aus Novas Crew ihre Waffen auf sie richteten. *Wer seid ihr und wo kommt ihr her?*, ertönte plötzlich eine fremde nicht auf ein Geschlecht definierbare Stimme in Novas Kopf. Sie antwortete zögernd: „Wir sind Menschen von der Erde, einem Planeten aus einem weit entfernten System.“ Ihr Gegenüber schaute sie aber nur schief an und Nova versuchte etwas anderes. *Wir sind Menschen, eine Spezies von einem weit entfernten Planeten. Ich bin Nova die Pilotin des Raumschiffs, das hier abgestürzt ist,* erklärte Nova in ihre Gedanken hinein und kam sich ziemlich komisch dabei vor. *Ich heiße Runä und bin ein Xenier und dieser Planet auf dem wir stehen heißt Xenia. Was ist ein Raumschiff, ist das das Ding, das vom Himmel gefallen ist?*, fragte Runä und Nova bejahte dies. Der Xenier setzte zu einer weiteren Frage an, doch da stürmten weitere Xenier aus dem Wald hervor, die nicht so friedlich aussahen und mit ihren seltsamen Waffen auf die Crew schossen, sodass diese zurückfeuerten und Runä den Kontakt unterbrach und wild fuchtelnd auf die anderen Xenier zulief, die schienen dey aber konsequent zu ignorieren. *Warum greifen die uns an?* Nova hörte einen Schrei und sah wie ihre Captain von einem Strahl der Waffe der Xenier getroffen wurde und zu Boden fiel. *Nein, nein, ein, was sollen wir nur ohne die Captain machen?* Entschlossen nahm Nova ihre Waffe wieder vom Boden und schoss auf den erstbesten Xenier, der ihr aber gekonnt auswich und zurückschoss, sie aber nur am Arm traf, von dem ein schmerzhaftes Ziepen ausging, das ihren Arm betäubte und dann weiter durch ihren

Körper zog, sodass es ihr immer schwerer fiel die Aufmerksamkeit auf das

Kampfgeschehen zu richten. Plötzlich legte sich ein engmaschiges grünes Netz über sie, das sie auf dem Boden fixierte.

Im Angriff

Was tun die da?! Runä versuchte den anderen Xeniern mit Gebärden klarzumachen, das von den Menschen keine Gefahr ausgeht, aber dey wurde nur ignoriert und so ruckartig zur Seite gestoßen, das sie auf den Boden fiel. Dann half dem Silä wieder hoch und zog dey aus dem Kampfgeschehen, Runä riss sich aber wieder los und suchte nach Nova, mit der sie kommuniziert hatte und die in ihr zwiegespaltene Gefühle auslöste und dann sah sie dey, wie sie unter einem Rankennetz lag, dass sie Bewegungsunfähig machte. Dieser Anblick ließ Runäs Vernunft einen Moment lang aussetzen, ein Fall, der bei Xeniern höchst selten vorkommt, sodass dey zu ihr hinstürmte, aber auf halben Weg wurde sie festgehalten und sie hörte in ihrem Kopf eine bedrohliche Stimme flüstern, *Ich würde das nicht tun, außer mir wäre mein Leben egal...* Dann wurde dey losgelassen und erschrocken starrte sie zu dem Xenier, der ihr diese Worte vermittelt hat. *Warum hat dey das gemacht, es ist verboten, einem Xenier ohne deren Erlaubnis etwas über Telepathie mitzuteilen.* Runä schaute sich um und sah Silä, der hektische Gebärden vollführt, um dey zum Verschwinden zu bewegen. Dey überlegte einige Sekunden lang und ging alle Möglichkeiten durch, aber dann entschied dey sich dafür zu ihrem Geschwister zu rennen und mit dem und dem Rest im Wald zu verschwinden. Wütend fragte Silä Runä mit Gebärden was das sollte, aber dann fragte dey fast entschuldigend, ob dey Runä umarmen und mit ihr über Telepathie kommunizieren darf. Ohne lange zu zögern willigte Runä ein und Silä schloss sie liebevoll in seine Arme, dann erklärte dey sanft, *Es tut mir leid, das ich eben so überreagiert habe, aber ich habe einfach Angst um dich, wenn du dich in Gefahr bringst. Alles gut,* tröstete deren Geschwister dem. Dann lösten sie sich voneinander und liefen schweigend zurück in ihren Wohnblock.

Eine Gefangennahme

„Was wollen Sie von uns?!“, schrie einer aus der Crew und es wurde sogleich auf ihn geschossen, sodass Runä ihn auch anschreien wollte, aber sie besann sich eines besseren und fügte sich den Xeniern, außerdem konnte sie wegen der Lähmung, die immer weiter abflaute, aber immer noch relativ stark war, nicht so viele Bewegungen ausführen. Dann wurde sie hochgehoben und wie einige andere aus der Crew, die nicht oder nur schwach getroffen worden waren geschubst, als Zeichen, das sie den Xeniern vorne folgen sollten. Die, die von den Strahlen getroffen worden waren und gänzlich leblos auf dem Boden lagen, wurden auf ein seltsames Gefährt gehoben, das eine Plattform besaß, die auf drei Roboterfüßen stand. *Seltsam, warum lassen diese Xenier die Crewmitglieder nicht einfach liegen, das wäre doch viel einfacher für sie... Vielleicht lässt einer ihrer Bräuche das nicht zu?* Nova sah sich die Xenier nun genauer an, sie hatten eine grau-beige Haut und muskulös aussehende Beine, dazu schienen sie alle halblange Haare in der selben Farbe zu besitzen.

Sie liefen einige Zeit lang, bis sie vor einem riesigen grauen Stahlblock standen, in den sie dann hineingeleitet wurden, bis sie in einer Art Halle standen, deren Wände ebenso aussahen, wie die Fassade des Gebäudes. Um die Gruppe herum versammelten sich nun weitere Xenier, die aufgeregt miteinander Gebärden austauschten. *Warum sprechen sie nicht?* Dann trat einer von ihnen vor und machte eine Geste in die Richtung der Crew, deren Bedeutung Nova nicht verstand. *Was wollen die denn von uns, wir haben doch nichts gemacht...* Der Xenier führte die Geste ein weiteres Mal aus und dann kam Nova eine Idee und sie löste sich mit erhobenen Händen aus der Gruppe, wie sie es auch schon bei Runä gemacht hatte. Er schien es zu verstehen, denn jetzt kam er langsam auf Nova zu und berührte sie, wie Runä es auch schon getan hatte, mit seinen Fingern an ihrer Stirn, doch seine Berührungen waren anders als Runäs keinesfalls sanft, sondern eher grob, sodass Nova unmerklich zurückzuckte. *Warum seid ihr auf unseren*

Planeten eingedrungen?, fragte er barsch und Nova erzählte ihm von der

Forschungsmission und dem Absturz mit ihrem Raumschiff. Unbeeindruckt fuhr er fort, *Ihr seid hier eingedrungen und habt unsere Spezies angegriffen, warum?* Nova wurde wütend, versuchte aber diese Emotion zu unterdrücken, denn sie würde die Situation vermutlich noch verschlimmern, also erklärte sie ruhig, *Wir haben nicht zuerst angegriffen und wollten uns nur verteidigen. Ihr seid bei uns eingedrungen, also hatten wir ein Recht darauf euch anzugreifen, aber ihr hattet kein Recht darauf UNS anzugreifen*, meinte der Xenier mit einem wütenden Unterton, den sich Nova aber auch eingebildet haben könnte. *Es tut uns leid, wir kennen Ihre Gesetze nicht, aber wir werden es wieder gut machen*, erklärte Nova versöhnlich. Darauf erwiderte der Xenier, *Wir lassen uns eine Gegenleistung für euer Eindringen und die Zerstörung, von eurem Raumschiff, einfallen. Bis dahin bringen wir euch in das Gefängnis, um sicherzustellen, dass ihr keinen weiteren Schaden anrichtet*. Nova wollte noch etwas erwidern, aber da löste der Xenier den Kontakt wieder auf und Novas Crew wurde nach unten in einen dunklen Raum geleitet, der keinerlei Einrichtung beherbergte, nur die quer und längst liegenden silber schimmernden Gitterstäbe und die ebenfalls silberne massive Tür boten Abwechslung von den immer gleich grauen Wänden.

Einsatz für die Menschen

Wieder zurück bei ihrem Wohnblock angekommen, fragte Runä aufgeregt, was dey jetzt wegen den Menschen tun sollten, aber zu ihrer Enttäuschung antworteten Silä und deren Freunde, dass ihnen das Schicksal von ein paar aus einer anderen Spezies nichts angeht. Damit gingen sie weg und ließen eine fassungslose Runä stehen. *Und ich denke, dass uns das Schicksal von den Menschen schon was angeht, sie sind schließlich auf unserem Planeten gelandet und sie kennen unsere Gesetze nicht und wie ich meine Spezies kenne, erklären sie ihnen die Gesetze auch nicht, sondern sperren sie weg und lassen sie irgendeine Strafe verrichten, ohne ihnen zuzuhören*. Runä setzte sich auf den Boden und dachte über einen sinnvollen Plan nach.

Runä wollte nach einiger Zeit immer noch nichts einfallen, also stand dey wieder auf und ging in den Wald, weil dey sich dort am besten entspannen kann. Während dey durch den Wald spazierte schaute dey sich die vielfältigen Pflanzen und Tiere an. Es gab hohe Bäume mit orangenem Holz und türkisen Blätter, die von dunkelroten Ranken umschlungen und von kleinen orange-grünen Vögeln bewohnt wurden, daneben wurde der Boden aber auch von einem überirdisch wachsenden Wurzelgeflecht von blauviolett unterirdisch wachsenden Früchten überwuchert, in dem kleine bunte Käfer umherlaufen.

Plötzlich endete der Wald und der Xenier stand vor einem Gebäude, das dem in dem dey wohnte nicht unähnlich aussah, nur es war um einiges größer. Jetzt verstand Runä auch, was das für ein Gebäude war, und zwar das Gerichtsgebäude mit den Gefängnissen in den unteren Stockwerken. *Hier haben die bestimmt die Menschen untergebracht, das hier ist das nächste Gefängnis zu der Absturzstelle. Vielleicht hören mir die anderen Xenier jetzt zu, wenn die nicht mehr in einer gefährlichen Situation sind*. Runä ging um das Gebäude herum zum Haupteingang und lief dort hinein in den Vorraum in dem jeder Xenier gehen darf, anders als in viele andere Räume des Justizgebäudes. Dort bat dey mit möglichst ruhigen Gebärden einen aus dem Team zu sprechen, das sich um die Menschen gekümmert hat. Nach einigem Zögern wurde Runä das gewährt und ein genervt aussehender Xenier trat aus einer Tür, aber dey hatte sich nach einigen Herzschrägen wieder im Griff und fragte Runä, was dey von ihm wollte. Dey schilderte mit möglichst gelassen aussehenden Gebärden, dass dey wollte, dass die Menschen über die Gesetze aufgeklärt werden und sie in das Gericht über sie mit einbezogen werden. Erst reagierte der Xenier gar nicht, aber dann schüttelte er nur seinen Kopf, gebärdete etwas von „So eine Zeitverschwendung“ und ließ Runä

dann unverrichteter Dinge stehen, sodass dey dem enttäuscht hinterher blickte. *Hat dey mir überhaupt zugehört?* Runä wollte wieder rausgehen, aber da kam dem eine Idee und dey wechselte unauffällig die Richtung und ging statt zum Ausgang zur Treppe. *Irgendjemand muss doch was machen, wir können doch nicht einfach tatenlos zusehen, wie jemand, egal ob Xenier oder eine andere Spezies, eingesperrt wird und sich niemand um ihre Rechte kümmert, nur weil sie nicht von unserem Planeten kommen und nicht die Bräuche ausüben, die wir pflegen.* An der Treppe angekommen sah dey sich noch einmal verstohlen um und als dey sah, dass niemand in ihre Richtung schaute, lief dey leise die Treppe hinunter und war schon nach wenigen Sekunden im untersten Stockwerk angekommen, von dort lief Runä schnellen Schrittes den Gang entlang und sah in jedes der Fenster, die an den Türen angebracht waren, aber statt Menschen, sah dey nur leere Gefängnisse und selten einen Xenier, dey auf seinen Gerichtstermin wartete der wahrscheinlich in einigen Tagen ansteht. Erst im letzten Gefängnis sah Runä Menschen auf dem Boden sitzen und liegen und dey wollte die Tür öffnen, aber dey hatte vergessen, dass dey keinen Schlüssel hatte und als sich die Tür nicht öffnen ließ, gingen dem einige Flüche durch den Kopf.

Ein undurchdachter Plan

Nova hörte etwas an der Tür rütteln und sah hoch, sodass sie Runä sah, dey versuchte die Tür zu öffnen, es gelang dem aber nicht und dey ließ von der Tür ab. *Was macht dey hier und warum versucht dey die Tür zu öffnen?* Nova stand auf und lief zur Tür und als Runä sie sah machte sie aufgeregte Gebärden, aber da sie deren Sprache nicht verstand, wusste sie nicht, was dey von ihr wollte. Dey bemerkte das nach kurzer Zeit auch, sodass dey deren Gebärden stoppte und ratlos von einer Seite zur anderen sah. *Was versucht dey da?* Verwirrt beobachtete Nova Runä weiter, bis dey aus ihrem Sichtfeld verschwand, aber kurz darauf kam dey wieder zurück und hielt triumphierend etwas in der Hand, das sie dann scheinbar gegen die Tür drückte, sodass diese aufsprang. Nova konnte gar nicht glauben, was passiert war und starrte dey, genau wie die anderen gefangenen Crewmitglieder, unsicher an. *Warum hat dey die Tür geöffnet? Sollen wir nochmals verhört werden oder sollen wir jetzt unsere Strafe verrichten, von der wir keine Ahnung haben, aber andererseits, warum ist sie allein gekommen und hat dey bei dem Angriff der anderen Xenier nicht auch versucht diese davon abzubringen?* Als Runä bemerkte, dass die Menschen keinerlei Versuche unternahmen durch die offene Tür zu fliehen, sah dey ebenfalls verwirrt aus. Nach einigen Minuten des schweigenden Anstarrens stand Nova unsicher aus und ging langsam auf Runä zu und als sie bei dem war, machte Runä eine Geste, die Nova nicht verstand, aber instinktiv wusste sie was zu tun war und hob ihre Hände, sodass Runä deren Hände wie kurz vor dem Angriff an Novas Stirn legte, sodass deren Stimme kurze Zeit später in Novas Kopf erklang und erklärte, dass dey es nicht Gerech findet, dass die Menschen nicht über die Bräuche und Gesetze der Xenier aufgeklärt werden und trotzdem ihre Strafen verrichten müssen und dass dey sie deshalb befreien will. *Und wie sieht der Plan aus?*, fragte Nova etwas unsicher, nachdem sie wieder Worte gefunden hat. Wenn sich Nova nicht täuschte, bekam das Gesicht von Runä eine leicht grüne Farbe und antwortete mit einem leicht verlegenen Unterton in der Stimme, *Um ehrlich zu sein, ich habe noch keinen... Ich wollte euch erstmal hier rausholen... Ich hätte meinen Plan besser überdenken sollen...* Nach einigen Minuten des Überlegens antwortete Nova, *Ich glaube wir überlegen uns einen Plan, wenn wir hier raus sind, dann haben wir auch mehr Zeit zum Nachdenken.* Runä fand die Idee gut, sodass Nova bat, die Verbindung wieder zu lösen, damit sie der Crew erzählen kann, was sie erfahren hatte. Nachdem sie der Crew alles berichtete hatte, standen die meisten von ihnen auf, um ihr und Runä zu folgen, aber es gab auch einige, die skeptisch in Richtung des Xeniers blickten. „Wie können wir uns sicher sein, dass dey uns nicht in einen Hinterhalt lockt?“, fragte einer von ihnen misstrauisch. „Können wir nicht“, erklärte Nova ihm, „aber wir haben keine andere

Wahl, denn sonst kommen die anderen Xenier und wir sollen eine Strafe verrichten, die wir nicht kennen, weil wir Gesetze gebrochen haben, die wir nicht kennen.“ Zögerlich stand nun auch der Rest der Crew auf, mit der Erkenntnis, dass sie wirklich keine andere Möglichkeit haben.

Durch einen Tunnel

Runä bat nochmals darum, telepathisch mit Nova kommunizieren zu dürfen, was diese sofort einwilligte. *Es können nicht alle auf einmal verschwinden, die anderen Xenier würden uns bemerken, außerdem bin ich nicht beliebt genug bei ihnen, damit sie mir zuhören, geschweige denn meinen Plan gutheißen*, erklärte dey Nova, als Antwort machte sie eine Geste, die Runä nicht kannte, bejahte aber kurz danach, sodass Runä die Verbindung wieder löste. Dann schien Nova den Menschen Anweisungen zu geben, jedenfalls sah es für Runä so aus, denn sie deutete auf einige der Menschen und schien sie dann in Gruppen einzuteilen, denn sie bewegten sich zu anderen Menschen. Eine dieser Gruppen, scheinbar die mit dem am stärksten Verletzten, ging nun auf Nova und Runä zu. Dey schaute fragend zu Nova, die darauf wieder diese seltsame Geste machte, die Runä nicht deuten konnte, aber dey wertete sie als ein „ok“. Nun ging die Gruppe, angeführt von Runä, aber ohne Nova, sie wollte wahrscheinlich den Rest der Menschen beruhigen oder darauf achten, dass sie nicht fliehen, so leise wie es ihnen möglich war und im Schatten verborgen, durch den langen Gang zur Treppe, da blieb Runä dann aber plötzlich stehen, weil ihr ein großer Fehler in ihrem Plan auffiel. *Wie hatte ich das nur vergessen können, wenn wir die Treppe hinauf gehen, landen wir mitten in der Halle, zwischen vielen anderem Xeniern, denen es sicher nicht gefällt, was ich hier mache, einen andren Ausgang gibt es aber nicht*. Dey überlegte kurz, aber dann fiel dem etwas ein. *Silä und ich haben doch vor einigen Jahren unerlaubt hier gespielt und damit wir immer unentdeckt verschwinden konnten, sind wir durch so einen engen dunklen Tunnel geflohen, der wahrscheinlich zur Evakuierung dienen soll. Wo war der Tunnel aber bloß?* Suchend sah dey sich um und entdeckte dann einen Felsen, der fehl am Platz aussah, aber sich trotzdem gut in den Gang einfügte. Runä versuchte ihn beiseitezuschieben, aber trotz deren Muskeln, die stärker waren als die von Menschen, gelang es dem nicht, sodass dey schon aufgeben wollte, aber da liefen einige Menschen zu Runä und sie schoben den Felsen gemeinsam beiseite, sodass sich nun ein relativ niedriger, dunkler Tunnel auftat, durch den Runä und nach einigen Zögern auch die Menschen traten.

Ohne irgendeine Form von Licht war es in dem Gang stockdunkel und Runä und die Menschen konnten sich nur tastend und damit deutlich langsamer als es Runä lieb war, fortbewegen. *Warum habe ich denn nur nicht an eine Lampe gedacht? Ach ja, ... dies war gar nicht mein Ziel, ich hatte und habe keinen Plan*.

Als sie den Tunnel endlich wieder verlassen hatten, brachte Runä die Menschen in eine Höhle im Wald, die Silä dem einmal gezeigt hatte und versuchte den Menschen irgendwie verständlich zu machen, dass sie sich nicht vom Fleck bewegen sollen. Trotz der Sprachbarriere schienen die Menschen dey irgendwie zu verstehen und einige ließen sich auf dem Boden nieder. Nun lief Runä wieder zurück zum Tunnel, um die nächsten Menschengruppe zu holen.

Wieder zurück im Justizgebäude

Das Gefängnis leerte sich immer weiter, bis nur noch eine Gruppe der Crew und Nova übrig waren. Als Runä nun auch wieder aufgetaucht war, seufzten einige erleichtert und alle machten sich bereit für die Flucht. Runä leitete sie zu dem Tunnel und nach draußen in die Höhle, was ohne Zwischenfälle geschah, aber dann lief Runä auf Nova zu und sie verbanden ihre Gedanken wieder miteinander. *Wir müssen nochmal da rein*, meinte Runä. Verwirrt fragte Nova, *Warum, es sind*

doch alle aus dem Gefängnis raus, wir sollten uns jetzt lieber einen Plan überlegen. Jetzt schien Runä verwirrt, denn unsicher fragte dey, *Aber was ist mit denen, die von unseren Waffen getroffen worden sind?* Nova war für einige Sekunden zu erstaunt, um zu antworten, dann fand sie aber ihre Worte wieder, *Aber sind sie nicht... verletzt? Ich meine... geht es ihnen... gut?* Jetzt sah Runä erstaunt aus, soweit Nova feststellen konnte, denn sie konnte die fremde Mimik nur schwer deuten. Als dey sich wieder gefasst hatte, was nur einige Sekunden dauerte erklärte dey, *Außer der Betäubung durch unsere Waffen und einigen Prellungen und Schnittverletzungen sollte es ihnen gut gehen.* Nach Runäs Erklärung nickte Nova langsam, wobei sie zum wiederholten Mal vergaß, dass Xenier diese Geste wahrscheinlich gar nicht kennen, dann fragte sie und versuchte vehement alle Unsicherheit aus ihrer Gedankenstimme zu verbannen, was ihr aber nicht ganz gelang, *Weißt du denn, wo sie untergebracht sind, in unserem Gefängnis waren sie schließlich nicht.* Runä schien kurz zu überlegen, aber dann antwortete sie etwas vorsichtig, *So genau weiß ich das auch nicht, aber ich denke in der abgesperrten Aufwachstation und da kommt das Problem, sie ist in einem der obersten Stockwerke und ich kenne keinen Geheimgang dorthin, also müssen wir über die Treppe. Ich denke dafür sollten wir aber wieder den Tunnel von oben nehmen, dann müssen wir wenigstens nicht durch den Haupteingang.* Nova ging diese Möglichkeit durch und befand, dass das wahrscheinlich die Beste war, was sie auch Runä mitteilte.

Nachdem Nova Runäs Plan an die Crew mitgeteilt und diese ihr viel Glück gewünscht hatten, ging sie von Runä angeführt los, wieder in Richtung des Tunnels. Durch den Tunnel kamen sie ohne Probleme und auch die Treppe, die direkt neben dem Tunnel verlief, konnten sie ohne weitere Probleme betreten. Doch als sie schon beim Erdgeschoss angekommen waren, sahen sie zwei Xenier, die sich, ihren großen Gebärden zufolge, angeregt unterhielten und genau auf die Treppe zukamen. *Verdammt, was sollen wir jetzt machen?* Runä schien aber einen kühlen Kopf zu bewahren und lotste Nova die Treppe wieder runter, bis sie in einer Kurve außer Sichtweite waren. Nach einigen Minuten, die Xenier waren anscheinend die Treppe hoch- und nicht runtergelaufen, konnten Runä und Nova ihren Weg fortsetzen.

Eine erschreckende Beobachtung

Immer wenn Runä und Nova an einem Ausgang vorbeikamen und sich Xenier auf die Treppe zubewegten, las dey deren Gebärden, um einzuschätzen, ob sie nach oben oder nach unten wollten und dann versteckten sie sich jeweils in der anderen Richtung, hoffend, dass niemand von unten oder oben kam und sie erblickten.

Als sie endlich unbeschadet in dem richtigen Stockwerk angekommen waren, konnte Runä deren Glück kaum fassen, aber statt im Hochgefühl zu versinken, versuchte dey sich zu erinnern, wo der Aufwachraum war, während dey und Nova sich hinter einem Stapel unausgepackter Kisten versteckten, damit sie nicht von den vorbeieilenden Xeniern entdeckt werden. *Wo war dieser Raum bloß? Ich wünschte, ich hätte besser aufgepasst als Silä und ich uns das Gebäude auch von innen angucken durfte...*

Nach einigen weiteren Herzschrägen des Überlegens, hatte Runä wenigstens eine wage Idee, wo der Raum sein könnte und dey schlich, gefolgt von Nova den Gang entlang, immer darauf bedacht, sich sofort zu verstecken, wenn ihnen andere Xenier über den Weg liefen, um keine unangenehmen Fragen beantworten zu müssen oder eingesperrt zu werden. Ohne Probleme kamen sie an der Tür an, auf deren Schild „Aufwachstation (gesperrt)“ stand. Und wie der Name vermuten ließ, war diese Tür abgeschlossen und nicht geöffnet, aber da fiel Runä wieder der Schlüssel, den sie im Gefängnisgang gefunden hatte und sie schloss die Tür, nach einigen Suchen, auf. Nova lief sofort in den Raum und als sie sah, dass dort wirklich die Menschen lagen, perlten stumme

Tränen aus ihren Augen. Runä wandte den Blick ab, weil es sich anfühlte, als würde dey in einen privaten Bereich eindringen, stattdessen schaute dey auf die Monitore, mit denen die Menschen verbunden waren und stutzte. *Das ist ja seltsam, laut den Werten müssten sie schon längst wach sein, aber stattdessen liegen sie immer noch unbewegt in ihre Betten.* Dann schaute sie auf einem der Monitore weiter nach unten und erschrak. *Oh nein, das ist nicht gut...* Diesmal legte Runä ihre Finger an Novas Stirn, ohne sie vorzuwarnen oder zu fragen, um keine Zeit zu verlieren, dann schilderte dey ihr die Situation, *Die Menschen wurden vergiftet mit der Azalea-Nox, für uns ist die Blume relativ ungiftig, sie lässt einen nur besser schlafen, aber bei den Menschen sorgt sie scheinbar dafür, dass ihre Organe wie im wachen Zustand funktionieren, aber irgendwas blockiert sie so, dass sie nicht aufwachen können.* Erst nach einem langen Moment schien Nova wieder zu Worten zu kommen und sie fragt mit geschockter Gedankenstimme, *Woher willst du wissen, dass es diese... diese Blume war, wenn deren Wirkung bei Menschen sehr unterschiedlich zu der bei euch Xeniern ist?* Runä deutete mit deren freier Hand auf eine am Boden liegende Blüte, *Ich habe sie erkannt, sie wächst auch in dem Wald und jetzt ist ihre Blütezeit.* Nova setzte zu weiteren Worten an, aber da wurde sie grob von Runä weggerissen. Dey schaute auf und sah, wie der Xenier, der dem auch gedroht hatte, Nova am Arm gepackt hatte und sie angewidert anstarrte. Mit deren Gebärden fragte Runä aufgeregt, warum dey Nova von dem weggerissen hatte, aber dey wurde wieder einmal ignoriert und zu ihrem Schreck kamen weitere grimmig blickende Xenier durch die Tür und fesselten Nova. *Was machen die?* Ein weiterer Xenier kam jetzt auf dey zu und fragte mit kühlen Gebärden, was das sollte, warum dey einem Menschen geholfen hätte. Erbozt antwortete Runä dem, dass dey den Menschen die Rechte geben wollte, die ihnen gestohlen wurden. Daraufhin wurde Runä auch am Arm gepackt und der Xenier gebärdete irgendwas davon, dass die Menschen kein guter Umgang für dey waren. Dann wurden Nova und dey aus dem Raum und die Treppe runter bis in das Erdgeschoss gezerrt. Runä versuchte sich zu wehren, aber das hatte nur zur Folge, dass ein weitere Xenier dey am anderen Arm packte und dem die letzte Möglichkeit nahm zu fliehen.

Etwas Hoffnung

Im Erdgeschoss angekommen, wurden Runä und Nova in einen Raum geleitet, den Letztere sofort wiedererkannte. *Das ist doch der Raum, in dem die Xenier beschlossen haben uns in ein Gefängnis zu werfen, wollen sie das jetzt auch mit Runä und mir machen?* Ein Xenier, den Nova sofort erkannte, denn mit dem hatte sie über Telepathie gesprochen, lief nun auf die beiden zu und gebärdete irgendwas wovon sie keine Ahnung hatte, das Runä aber genau zu verstehen schien. *Ich wünschte ich hätte statt Spanisch lieber die Gebärdensprache an der Akademie gewählt, dann würde ich jetzt vielleicht wenigstens etwas verstehen,... obwohl, vielleicht würde es mich auch nur noch mehr verwirren, schließlich benutzen die Xenier wahrscheinlich eine ganz andere Gebärdensprache...* Wie bei Novas Crew schon, wurden sie und Runä in die Mitte des Raumes geleitet und einige Xenier stellten sich um sie herum. Runä gebärdete ganz aufgeregt zu den anderen Xenier, aber dey wurde, wie vorhin in der Aufwachstation schon, ignoriert, stattdessen wandte sich nun die Aufmerksamkeit auf Nova, die versuchte so viel Selbstsicherheit auszustrahlen wie es ihr in der Situation möglich war und sie hob langsam ihre Arme, sodass ein Xenier auf sie zukam und deren Finger an

ihre Stirn legte, um mit ihr über Gedanken kommunizieren zu können. *Warum seid ihr Menschen ausgebrochen?,* fragte dey mit harter Stimme. *Wir wollten nur versuchen zu verstehen, warum wir eingesperrt wurden, denn wie gesagt, laut unseren Gesetzen war Notwehr in unserer Situation notwendig und wir wollen uns ausdrücklich für die*

Zerstörung, die unser Raumschiff verursacht hat, entschuldigen. Wir wollen nur Ihre Gesetze und Werte verstehen oder wenigstens die Chance dazu haben, versuchte Nova so diplomatisch wie möglich zu erklären. Schweigen folgte auf ihre Worte, also schöpfte sie etwas mehr Selbstvertrauen und fügte hinzu, *Wenn wir Ihre Regeln und Gesetze kennen, werden wir selbstverständlich die Strafe für unser Vergehen antreten. Wir sind nur daran interessiert in Frieden zu leben und zu forschen und respektieren, dass Ihre Werte andere sind, als die die wir pflegen.* Der Xenier antwortete mit einem kleinen Funken von Erstaunen in der Stimme, *Ich verstehe eure Beweggründe und ich bin glücklich darüber, dass ihr uns verstehen wollt. Ich kann keine Entscheidungen allein treffen, deshalb will ich mich mit dem Rat besprechen.* Dann löste der Xenier deren Verbindung mit Nova und begab sich zu den anderen Xeniern, die sie keine Sekunde aus den Augen gelassen hatten und sich jetzt mit aufgeregten Gebärden miteinander unterhielten. *Ich denke es ist ein gutes Zeichen, dass der Xenier mir zugehört und mich nicht wieder sofort in das Gefängnis gesteckt hat.* Hoffnungsvoll sah Nova den diskutierenden Xeniern zu, während sie sich wiederholt wünschte, dass sie deren Sprache verstehen könnte, um besser beobachten zu können, welche Seite langsam die Oberhand gewinnt, stattdessen konnte sie nur hoffen.

In einer Diskussion

Runä wurde immer nervöser, als dey die Diskussion beobachtete, denn der Xenier, mit dem Nova eine telepathische Verbindung eingegangen war, schien selbst nicht sehr überzeugt von deren Position, sodass die anderen Xenier zu gewinnen schienen.

Als die Diskussion so gut wie entschieden war, hielt es Runä nicht mehr aus und dey lief schnellen Schrittes auf die diskutierenden Xenier zu. *Es kann doch nicht sein, dass so gut wie niemand für die Menschen eintreten will, nur weil sie anders als wir sind.* Bevor jemand reagieren konnte, hatte sich Runä schon in die Diskussion eingemischt und fragte mit wütenden Gebärden, warum niemand die Menschen verstehen will. Als Antwort bekam dey aber nur ein gelangweiltes: „Dafür bist du noch zu jung.“ Dann wurde dey von einem anderen Xenier am Arm gepackt, aber dey konnte sich losreißen und erklärte wild gebärdend, dass Menschen nicht nur irgendwelche Wesen sind, sondern sie den Xeniern in vielen Hinsichten stark ähneln. Jetzt wollte ein anderer Xenier, sie wegziehen, aber dem wurde bedeutet, dass er warten und Runä weitererzählen lassen soll. Mit neuem Mut erzählte Runä, was dey bei den Menschen beobachtet hatte, dass sie in einer Gruppe zusammenleben, neuartige Technik bauen können und dass sie füreinander eintreten. Die meisten Xeniern schienen darüber nachzudenken, aber ein Xenier, Runä glaubte, dass dey Sunö hieß, erklärte nur, mit fast ungehaltenen Gebärden, dass Runä lügt und Menschen eine Bedrohung für Xenia und die Xenier sind und dass sie umgehend vernichtet werden müssen, und dann erklärte dey auch noch, dass dey schon weiß wie. Nach diesen Gebärden setzte sich ein Puzzleteil nach dem anderen in Runäs Kopf zusammen und dey verstand plötzlich etwas. *Dey hat den Menschen in der Aufwachstation die für Menschen giftige Blume gegeben...* Ein Xenier, den Runä jetzt als Anführer des Rates identifizierte, fragte Sunö scharf, was der Xenier damit meinte und dey antwortete, dass dey ein Gift gegen die Menschen gefunden hatte und es auch schon auf einzelne angewendet hatte und dass dey auch schon eine Maschine gebaut hatte, die in Zukunft jede Spezies davon abhalten soll auf Xenia zu landen. Plötzlich tauchte Nova neben Runä auf und schien zu fragen, was die Xenier gesagt haben, also legte Runä ihr ihre Finger zum wiederholten Mal auf die Stirn, was einigen Xeniern zu missfallen schien, aber dey lies sich davon nicht beirren und erklärte Nova in Kurzfassung, was eben passiert war. Bevor diese antworten konnte, wurde sie von Sunö weggerissen, dey erklärte dann, dass Runä von den

Menschen beeinflusst wurde und dey deshalb nicht objektiv sein kann. Der

Ratsanführer ging langsam auf Sunö zu, aber ohne zu zögern holte dey eine seltsame Waffe aus deren Tasche, sodass alle erschrocken zu dem schauten, denn im Ratssaal ist es strengstens verboten eine Waffe mitzunehmen, geschweige denn rauszuholen. Sunö ließ Nova jetzt los, aber widererwarten lief sie nicht zu Runä oder irgendwo anders hin, sondern blieb starr stehen wo sie war. *Warum kommt sie nicht her, sie weiß doch, dass unsere Waffen nur betäuben können, andererseits habe ich die Waffe noch nie bei einem Xenier gesehen, nur einmal... bei Menschen...* Runäs Verdacht bestätigte sich, denn mit deren freie Hand, erklärte Sunö, dass er diese Waffe an dem Ort gefunden hatte, wo die Menschen gefangen genommen wurden und dass dey die an einem Tier ausprobiert hatte und die das Tier umgebracht hatte. *Was?! Dey hat einfach ein unschuldiges Tier umgebracht?! Das ist eine Straftat!* Runä sah deren entsetzen auch in den Gesichtern der anderen Xenier widergespiegelt, doch dann passierte etwas noch unerwarteteres, Sunö zielte mit der Waffe auf den Ratsanführer, meinte, dass er ein viel besserer Ratsanführer wäre und war kurz davor abzudrücken.

Ein letzter Kampf

Als Nova sah, wie der Xenier kurz davor war abzudrücken, fasste sie einen Entschluss, löste sich aus ihrer Starre und sprang auf den Xenier zu, um dem die Waffe aus der Hand zu reißen, aber dey wich geschickt aus und hielt die Waffe nun auf sie, aber davon ließ sie sich nicht beirren und sie stürzte nochmal auf den Xenier zu. Dey hatte ihre Reaktion scheinbar nicht erwartet, denn statt, dass dey abdrückte, ließ dey die Waffe fallen, die Nova aufhob, doch dann fasste dey sich wieder und sprang nun derenseits auf Nova zu, aber sie überlegte nicht lange, sondern drückte ab und traf mit starker Genauigkeit, sodass der Xenier auf den Boden geschleudert wurde und dort regungslos liegenblieb, wovon Nova selbst überrascht war, aber sie ließ sich das nicht anmerken. *Ich musste zwar in meiner Ausbildung lernen mit der Waffe umzugehen, aber außer dort musste ich sie nie benutzen.* Nova sah sich im Raum um und sah, dass alle Augen auf sie gerichtet waren, dann kam Runä vorsichtig auf sie zu, als hätte dey Angst, dass Nova auch auf dey schießen könnte, sodass sie die Waffe auf den Boden fallen ließ und ihre Hände erhob. Einen Moment später, lagen Runäs Finger auf Novas Stirn, aber dey brachte keinen Ton heraus, sodass Nova anfang zu erklären, *Keine Sorge der Xenier ist nicht Tod, dey hat wohl an der Waffe rumgespielt, sodass dey sie aus Versehen auf Betäubung gestellt hatte.* Runä schien etwas darauf erwidern zu wollen, aber dey löste deren und Noavs Verbindung und schien den anderen Xeniern mit deren Gebärden zu erzählen, was dey von Nova erfahren hatte. Danach starren nicht mehr alle Xenier auf Nova und schienen auch entspannter zu sein. Nach ein paar Sekunden löste sich plötzlich ein anderer Xenier aus der Gruppe und ging auf Nova zu, die dann ihre Hände hob, sodass dey deren Finger an Novas Stirn legte, aber anders als Runä fehlten dem nicht die Worte, sondern er dachte in einem wohlwollenden Tonfall, *Danke, dass du uns geholfen hast und das auch noch, ohne jemanden ernsthaft zu verletzen. Ich denke, Runä hatte Recht mit deren Vermutungen, ihr Menschen mögt zwar anders aussehen und andere Bräuche und Gesetze haben, aber im inneren seid ihr uns Xeniern wirklich sehr ähnlich. Wie kann ich euch meinen Dank und den der anderen Xenier nur zeigen.* Nova überlegte kurz, aber meinte dann, *Können Sie ein Gegengift für die vergifteten Menschen finden und... und uns dabei behilflich sein, ein neues Raumschiff zu bauen, damit wir wieder zurück nach Hause können?* Der Xenier erklärte sich sofort für einverstanden und gab den anderen Xeniern mit Gebärden Anweisungen, die Nova zwar nicht verstand, aber sie trotzdem zuversichtlich stimmten. *Es dauert wahrscheinlich etwas länger, bis das Raumschiff fertig ist, vielleicht sollte ich in der Zeit die Gebärdensprache der Xenier lernen...*

Epilog

Einige Wochen später...

Nova schaute zu dem neuen Raumschiff, das nun fertig gebaut war, denn dank der Hilfe der Xenier, einiger Teile der *Infinity*, die noch gerettet werden konnten und einiger Teile der Maschine, mit der Sunö und deren Handlanger, die nun alle ihre gerechte Strafe erhalten hatten, den Planeten *beschützen* wollten und die die Menschen gemeinsam mit den Xeniern außer Gefecht setzen konnten, ging der Bau viel schneller von statten als erwartet. Plötzlich sah sie, dass eine ihr sehr vertraute Gestalt auf sie zu rannte und wilde Gebärden von sich gab, die Nova aber nur halb verstand, weshalb sie dem ihrerseits mit Gebärden erklärte, dass dey ihre Gebärden etwas ruhiger halten soll. Als Runä bei Nova angekommen war, gebärdete dey, dass dey gehört hatte, dass Thyra ihren Rang als Captain auf Nova übertragen hatte, weil diese für einige Zeit auf Xenia bleiben wollte. Nova bejahte dies und dachte dann über ihre ehemalige Vorgesetzte nach. *Als die Xenier endlich ein Gegengift gefunden und den Rest der Crew aufwecken konnten, waren sie zum Glück vollständig unversehrt, bis auf einige*

Schwindelerscheinungen in den nächsten Tagen, die sich zum Glück aber schnell gelegt hatten. Dann hat mir Thyra auch verraten, warum sie damals das Raumschiff nicht mit den anderen verlassen hatte, bei ihr wurden vor einiger Zeit Depressionen nachgewiesen, die sie aber verschleiert hat. Hier auf Xenia hat sie ihre Lebensfreude wiedergefunden und deshalb will sie erstmal hierbleiben und hat gerade mich dazu ausgewählt ihren Platz einzunehmen. Sie meinte, dass ich Mut und ein gutes Herz bewiesen habe, aber ich bin mir nicht so wirklich sicher, ob ich wirklich so gut für den Posten als Captain geeignet bin... Sie wurde aus ihren Gedanken gerissen, weil jetzt alle das neue Raumschiff betraten und Runä auch schon vorausgelaufen war, sodass Nova ihr hinterlief.

Nun senkte sie ihre Geschwindigkeit, weil sie nun das Raumschiff betrat, dem sie und die Crew in einer fast einstimmigen Abstimmung den Namen *Eternity* gegeben hatten, einerseits um die *Infinity*, die sie hierhergebracht hatte, in Ehren zu halten, andererseits aber auch weil das Schiff so anders als die *Infinity* war. Auf der Brücke angekommen setzte sich Nova gleich auf ihren neuen Sitz und wartete bis alle aus ihrer Crew, alte sowie neue Mitglieder, denn einige Menschen wollten wie Thyra auf Xenia bleiben und einige Xenier wollten mit zur Erde fliegen, ihre Plätze eingenommen hatten. Dann überprüfte sie alle Geräte, sah zu Runä, dey wollte auch mitfliegen, was Nova sehr freute, denn ihre gegenseitige Verbindung war in den letzten Wochen weit über Freundschaft hinausgewachsen, und gab dann die Befehle: „Triebwerke zünden und Schilde bereithalten.“ Alles wurde genauso getan und Nova fühlte sich etwas seltsam dabei. *Ich hätte nie gedacht, dass ich mal hier, statt auf meinem Pilotensitz sitzen würde, ich wollte nie mehr als eine Pilotin werden, aber scheinbar hatte das Schicksal andere Pläne für mich. Denn nun bin ich Captain Nova, Captain des ersten Raumschiffes das mehr als nur eine Spezies in seiner Crew beherbergt. Ich hoffe wirklich die Xenier entscheiden sich dazu der C.U.S. beizutreten, es wäre ein echter Gewinn für uns alle, sie miteingeschlossen.*

Als die *Eternity* im Orbit von Xenia schwebte, betätigte Nova den Knopf, der sie mit der

Erdenstation der C.U.S. verbinden sollte und sagte selbstbewusst: „*Eternity* an die Erde.“ Erst passierte nichts, doch dann meldete sich eine verwirrte Stimme: „Erde an *Eternity*, wer sind Sie?“ „Ich bin Captain Nova, Nachfolgerin von Captain Thyra und mein Schiff umkreist den Planeten Xenia. Ich erbitte die Erlaubnis zur Erde fliegen zu dürfen.“ Aus dem Lautsprecher war ein aufgeregtes Stimmengewirr zu hören, aber dann meldete sich die Stimme wieder und erklärte etwas skeptisch: „Erlaubnis erteilt, aber sobald Sie bei uns ankommen, müssen Sie einiges erklären.“ Die Übertragung stoppte, dann befahl Nova lächelnd: „Setzen Sie Kurs in Richtung Erde!“

2. Jana Tschöpe (9L)

Prolog

09.05.2011, 16:30 Uhr

„Robert, komm schnell, es ist ein Mädchen“, sagt Julia erschöpft, aber mit einem Lächeln im Gesicht. Der Kreissaal ist noch erfüllt von hektischer Bewegung, leisen Stimmen und dem ersten zaghaften Weinen eines Babys. Robert tritt näher, noch immer ein wenig überfordert von was gerade passiert ist. Er war fest davon ausgegangen, dass es ein Junge werden würde. Dieser Gedanke löst sich jedoch schnell auf, als Julia ihm das kleine warme Bündel in die Arme legt. „Willst du sie halten“, fragt sie leise. Behutsam nimmt er das Baby auf den Arm und wiegt es vorsichtig hin und her. In diesem Moment tritt die Krankenschwester zu ihnen. „Wir bräuchten den Namen des Kindes für die Unterlagen“, erklärt sie freundlich. Julia und Robert sehen sich an. Für einen kurzen Moment sagt keiner von beiden etwas. „Den Namen“, beginnt Julia zögernd, bricht dann aber ab. Sie schüttet leicht den Kopf. „Wir haben noch keinen endgültigen festgelegt.“ Die Krankenschwester nickt verständnisvoll. „Das ist kein Problem. Nehmen sie sich ein paar Minuten. Ich komme gleich noch einmal wieder.“ Als sie den Raum verlässt, atmet Julia tief durch. „Es ging alles so schnell. Wir wollten uns ja eigentlich noch Zeit nehmen.“ Sie sprechen leise, nennen Namen, verwerfen sie wieder. Manche klingen zu fremd, andere plötzlich unpassend. Zwischendurch schweigen sie einfach und hören nur auf den ruhigen Atem ihrer Tochter. Schließlich bleibt Julia bei einem Namen hängen. „Jane“, sagt sie ruhig. Robert wiederholt ihn, fast prüfend. „Jane.“ Dann nickt er langsam. „Ja. Das passt.“ In diesem Moment kommt die Krankenschwester zurück. „Haben sie sich entschieden?“ Julia lächelt schwach, aber sicher. „Ja. Unsere Tochter soll Jane heißen. Jane>Nachname<

Kapitel 1

14 Jahre später

„Happy Birthday to you, Happy Birthday to you“, schallt es aus der Küche bis in den Flur. Ich bleibe kurz stehen und lausche. Vierzehn Jahre alt. Irgendwie fühlt sich das größer an, als es eigentlich ist. Unser Haus wirkt auf den ersten Blick großzügig, fast wie eine Villa, zumindest bis man genauer hinsieht. Dafür ist es viel zu chaotisch. Mein Zimmer ist meistens ordentlich, das merkt man sofort. Ein aufgeräumter Schreibtisch steht in der einen Ecke und an den Wänden hängen Filmplakate mit meinem Gesicht drauf und auf einem Schrank liegt ein halbfertig gelesenes Drehbuch. Ich gehe weiter ins Wohnzimmer. In einer Ecke steht ein rosa Ledersessel, daneben ein hellblauer Teppich. Darauf befindet sich der Arbeitstisch meiner Eltern, auf dem Mamas Laptop liegt. Gegenüber ist das Zimmer meines Bruder James, der ein Jahr jünger ist als ich. Neben dem Flur liegt noch ein kleineres Arbeitszimmer, eigentlich mehr ein Abstellraum mit Drucker. Das Einzige, das dort immer ordentlich steht, ist der Ständer mit der E-Gitarre. Sie gehört Robert, also meinem Vater, er ist Musiker und spielt und singt in einer Band. Genug von meiner Familie. Heute dreht sich alles um mich. Natürlich sind meine besten Freundinnen Carla und Claire da. Carla kommt aus Deutschland und ist mit zehn Jahren mit ihren Eltern hierhergezogen. Claire kenne ich, seit wir im Kindergarten in der gleichen Gruppe waren. Wir sitzen im Wohnzimmer und beginnen die Geschenke auszupacken. Als Erstes bekomme ich eine leere Plastikflasche. „Wir drehen, um zu entscheiden, wer anfängt“, schlägt Claire vor. Ich drehe die Flasche, sie bleibt bei Carla stehen. „Na gut“, sagt sie grinsend. Ohne lange zu warten, reiße ich das Papier auf. In meinen Händen liegt ein kleines, elegantes Parfümfläschchen. „Wow“, entfährt es mir. „Das wollte ich schon so lange haben.“ „Dann probier es aus“, meint Carla. Ich sprühe es auf mein Handgelenk und rieche daran.

„Das riecht wie eine Blumenwiese, eingefangen in einem Tropfen.“ Carla lächelt zufrieden und reicht mir noch etwas. Eine selbstgemalte Karte mit Katzenmotiven. „Die ist wunderschön“, sage ich ehrlich. Als Nächstes ist Claire an der Reihe. Wieder raschelt Papier und diesmal halte ich überrascht inne. Eine nagelneue Smartwatch. „Das ist doch viel zu teuer“, bringe ich hervor. Claire winkt ab. „Nicht wenn man das Glück hat einen Apple-Mitarbeiter als Vater zu haben und deshalb Prozente bekommt. Außerdem wusste ich, dass deine alte beim Filmdreh kaputtgegangen ist.“ Außerdem kam eine weitere selbstgemalte Karte zum Vorschein, wieder mit Katzen, aber ganz anders als Carlas. Feiner, detailreicher. Claire hat ein unglaubliches Talent. Kein Wunder, dass wir alle drei auf die Highschool for Arts New York gehen. Carla lebt für Musik, Claire für die Kunst und ich für die Schauspielerei.

Der Duft von frischer Zitrone liegt schwer und warm in der Luft, noch bevor wir uns überhaupt an den Tisch setzen. Er zieht vom Flur bis ins Wohnzimmer, vermischt sich mit dem leisen Klirren von Geschirr und dem Summen des Kühlschranks. Meine Mutter stellt den Kuchen vorsichtig in die Mitte des Tisches, als wäre er zerbrechlich. Der Zuckerguss glänzt leicht im Licht der Deckenlampe, an einer Ecke ist er ein wenig verlaufen, weil sie es wie immer eilig hatte. Genau das macht ihn perfekt. „Der ist noch warm“, sagt sie und pustet kurz über die Oberfläche, obwohl das natürlich nichts bringt. Ich setze mich auf meinen Platz und ziehe automatisch den Stuhl gerade. Ohne wirklich darüber nachzudenken, rücke ich auch mein Glas ein Stück nach links. Mein Zimmer ist immer ordentlich, und anscheinend hört diese Angewohnheit nicht an der Tür auf. Carla lässt sich neben mich fallen, völlig entspannt, ein Bein untergeschlagen, während Claire mir gegenüber Platz nimmt und sich kurz im Raum umsieht. James kommt als Letzter herein. Er schiebt einen Stuhl mit dem Fuß zur Seite, stößt dabei fast gegen den Tisch und lässt sich halb darauf fallen. „Du könntest wenigstens heute versuchen, normal zu sitzen“, sagt mein Vater und hebt leicht die Augenbrauen. James grinst nur. „Geburtstag. Ausnahmezustand.“ „Das gilt nicht für dich“, murmle ich. Meine Mutter schneidet den Kuchen an, das Messer gleitet durch den weichen Teig. Schon beim ersten Schnitt steigt der Zitronenduft noch stärker auf. Sie legt mir ein Stück auf den Teller, etwas größer als die anderen. „Geburtstagsbonus“, sagt sie. Ich grinse: „Das ist der beste Bonus.“ Der erste Bissen ist weich, süß und gleichzeitig frisch. Die Säure der Zitrone ist genau richtig, nicht zu stark, nicht zu schwach. „Oh, Wow“, sage ich, ohne nachzudenken. „Der ist perfekt.“ „Das sagst du jedes Jahr“, meint meine Mutter, aber man hört ihr an, dass sie sich darüber freut. Carla nickt begeistert und deutet mit der Gabel auf ihren Teller. „Zitronenkuchen ist total unterschätzt.“ „Absolut“ stimme ich ihr zu. „Schokolade bekommt immer die ganze Aufmerksamkeit, dabei ist das hier viel besser.“ Claire lächelt und nimmt sich noch ein kleines Stück. „Ich mag, dass er nicht so schwer ist. Danach fühlt man sich nicht sofort... voll.“ Wir essen eine Weile schweigend weiter. Nur das leise Klirren der Gabeln ist zu hören. Dann fängt mein Vater an, von einem Dreh zu erzählen, bei dem alles schiefgegangen ist. James unterbricht ihn ständig mit Kommentaren, die niemand gebraucht hätte. „Du hast wirklich versucht, die Szene so zu retten?“, frage ich. „Ich hatte keine Wahl“, verteidigt er sich. Carla lacht. „Das klingt nach einem Film, den ich sehen würde.“ Das Gespräch springt weiter. Schule, Lehrer, Hausaufgaben. Claire erzählt von einer Kunstaufgabe, an der sie seit Tagen sitzt. Carla spricht über ein neues Musikstück, das ihr nicht mehr aus dem Kopf geht. „Du klingst, als würdest du kaum schlafen“, sage ich zu Carla. Sie zuckt mit den Schultern. „Ideen halten sich nicht an Schlafenszeiten.“ „Das kenne ich“, sage ich leise. „Und?“, fragt Carla plötzlich und sieht mich direkt an. „Fühlst du dich jetzt anders?“ „Wie anders?“ „Na ja“, sagt sie und lehnt sich zurück. „Vierzehn.“ Ich überlege einen Moment. „Ein bisschen größer vielleicht. Aber innerlich fühlt es sich noch genauso an wie gestern.“ „Vierzehn klingt erwachsener“, meint Claire nachdenklich. „Das heißt aber nicht, dass sie jetzt ordentlicher wird“, wirft James ein. Ich stoße ihm den Ellenbogen in die Seite. „Ich bin ordentlich. Du bist das

Problem.“ „Kreatives Chaos“, korrigiert er grinsend. Meine Mutter schüttelt lachend den Kopf, mein Vater hebt nur resigniert die Hände. Ich lehne mich zurück und lasse den Blick über alle gleiten. Meine Familie. Meine Freundinnen. Zitronenkuchen auf meinem Teller. Kaum sind die letzten Teller weggeräumt, schiebe ich meinen Stuhl zurück. „Kommt“, sage ich und stehe auf. „Jetzt ist Katzenzeit.“

Carla stöhnt gespielt, steht aber sofort mit auf. „Deine Katzen haben echt ein besseres Zeitmanagement als wir.“ Claire lächelt nur und folgt uns in den Flur. Hinter uns höre ich noch, wie mein Vater irgendetwas über Krümel auf dem Tisch sagt und James antwortet, dass das jetzt wirklich kein Drama sei. Ich schließe meine Zimmertür hinter uns und sofort wird es ruhiger. Mein Zimmer ist genauso ordentlich, wie ich es mag. Das Bett ist gemacht, der Schreibtisch aufgeräumt, nichts liegt herum. Auf der breiten Fensterbank liegen meine drei Heiligen Birmas, dicht aneinander gekuschelt, als wären sie extra für uns dort platziert worden. „Hallo, ihr drei“, sage ich leise. Der Jüngste hebt als Erstes den Kopf. Tapsi. Sein Fell ist am hellsten von allen, fast cremefarben, und er ist gerade einmal ein Jahr alt. Er blinzelt mich verschlafen an, gähnt übertrieben und springt dann schwungvoll vom Fensterbrett. „Das ist Tapsi“, erkläre ich. „Er denkt, alles ist ein Spiel.“ Kaum habe ich den Satz beendet, tapst er auch schon quer durch das Zimmer, rutscht auf dem Teppich ein Stück aus und landet direkt vor Carlas Füßen. „Oh mein Gott“, sagt Carla lachend und hockt sich hin. „Der ist ja winzig.“ „Und völlig überdreht“, ergänze ich. Als Nächstes bewegt sich Kathy. Sie ist drei Jahre alt und das sieht man ihr an. Sie steht langsam auf, setzt eine Pfote vor die andere und läuft mit diesem ruhigen, fast eleganten Gang durch den Raum, als würde sie genau wissen, dass alle hinschauen. „Die läuft ja wie eine Königin“, sagt Claire leise. Ich nicke. „Das ist Kathy. Man erkennt sie immer an ihrem Gang.“ Kathy schnurrt zustimmend, als hätte sie es gehört, und streicht Claire einmal um die Beine, bevor sie sich elegant auf das Bett setzt. Sammy bleibt als Letzter liegen. Er ist sieben Jahre alt, der Älteste, und sein Fell ist etwas dunkler als das der anderen, mehr creme als weiß. Erst als ich seinen Namen sage, hebt er langsam den Kopf. „Sammy“, murmle ich. Er blinzelt träge, gähnt und entscheidet sich dann doch aufzustehen. Ohne Eile kommt er zu mir und springt schwerfällig, aber gezielt auf meinen Schoß. „Er gehört eindeutig zu dir“, sagt Carla. „Schon immer“, antworte ich und streiche ihm über den Rücken. Ich hole die Bürste aus der Schublade. Kaum hört Sammy das leise Geräusch, setzt er sich gerade hin. „Er liebt das“, erkläre ich. Claire setzt sich neben mich auf den Boden. „Darf ich?“ Ich reiche ihr die Bürste. Vorsichtig beginnt sie, Sammys Fell zu bürsten. Er schnurrt sofort lauter. „Ich schwöre“, sagt Carla, während sie mit Tapsi spielt, der versucht, ihre Schnürsenkel zu fangen, „wenn ich später mal eine eigene Wohnung habe, hole ich mir auch Katzen.“ „Mehrzahl?“, frage ich grinsend. „Mindestens zwei“, sagt sie entschlossen. „Eine reicht doch nicht.“ Claire nickt. „Ich auch. Aber erst später. Wenn ich genug Platz habe.“ „Und Zeit“, füge ich hinzu. „Und Geld“, ergänzt Carla. Wir lachen. Kathy kommt zu uns und lässt sich ebenfalls bürsten, schließt genüsslich die Augen. Tapsi jagt inzwischen einem kleinen Stoffball hinterher, rutscht gegen den Schrank und bleibt kurz verdutzt sitzen. „Der ist wirklich noch ein Baby“, sagt Claire. „Ja“, sage ich. „Aber er hält uns alle auf Trab.“ Eine Weile sagen wir nichts. Wir sitzen einfach da, zwischen Katzenfell, leisem Schnurren und dem gedämpften Licht des Nachmittags. „Das ist mein Lieblingsmoment an Geburtstagen“, sagt Claire schließlich.

Ich nicke. „Meiner auch.“ Irgendwann klopft es leise an meiner Zimmertür. Nicht dieses laute, bestimmende Klopfen, sondern das vorsichtige, bei dem man merkt, dass jemand nicht stören, sondern rufen will. Ich schaue kurz zu Carla und Claire, dann stehe ich auf. „Jane?“, höre ich die Stimme meiner Mutter aus dem Flur. „Kannst du kurz kommen?“ „Ich bin gleich da“, rufe ich zurück. Carla hebt sofort die Augenbrauen. „Das klingt verdächtig.“ „Finde ich auch“, sagt Claire und

steht ebenfalls auf. Wir lassen die Katzen noch einmal über den Rücken streichen – Sammy bleibt liegen, Tapsi rollt sich mitten im Raum zusammen und Kathy beobachtet uns ruhig – dann gehen wir hinaus in den Flur. Meine Eltern stehen nebeneinander, fast so, als hätten sie das geübt. Mein Vater verschränkt die Arme, meine Mutter lächelt ein bisschen zu breit. „Was ist los?“, frage ich. „Zieh dir bitte etwas Warmes an“, sagt mein Vater. Ich runzle die Stirn. „Warum? Wir gehen doch nirgendwohin.“ Meine Mutter tauscht einen Blick mit ihm. „Doch. Gleich.“ Carla verschränkt die Arme. „Okay, jetzt wird’s spannend.“ „Wohin?“, fragt Claire. Ich zögere einen Moment, dann atme ich tief ein. Mein Herz klopft plötzlich schneller, obwohl ich noch gar nichts gesagt habe. „Zum Empire State Building.“ Für einen Moment ist es vollkommen still. „Nein“, sagt Carla schließlich. „Das meinst du nicht ernst.“ „Doch“, sage ich und merke, wie ich lächeln muss. „Ich meine es ernst.“ Claire schaut mich an, dann meine Eltern, dann wieder mich. „Jane...“, sagt sie leise. „Das ist... wow.“ „Ihr macht Witze“, sagt Carla noch einmal, aber diesmal klingt ihre Stimme weniger überzeugt. Mein Vater schüttelt den Kopf. „Keine Witze. Geburtstagsüberraschung.“ Carla presst sich beide Hände auf den Mund. „Oh mein Gott.“ Meine Mutter klatscht einmal leise in die Hände. „Also los. Jacken, Schuhe. Wir haben reserviert.“ „Reserviert?“, frage ich. „Im Restaurant dort oben“, sagt sie. Ich brauche einen Moment, um das wirklich zu begreifen. Dann grinse ich so breit, dass mir fast das Gesicht wehtut. „Das ist... das ist das Beste überhaupt.“ Wir ziehen uns an, viel zu hektisch. Carla sucht ihre Jacke, Claire bindet sich die Schuhe neu, obwohl sie sie schon anhat. Ich greife mir meinen Schal und werfe noch einen letzten Blick in mein Zimmer, wo meine Katzen inzwischen wieder friedlich liegen. Die Fahrt durch die Stadt fühlt sich anders an als sonst. Die Straßen ziehen an uns vorbei, Lichter spiegeln sich in den Fenstern, und ich kann kaum stillsitzen. „Ich war da noch nie oben“, sagt Carla. „Ich auch nicht“, sagt Claire. „Ich schon“, sage ich leise. „Aber nicht so.“ „Nicht so?“, fragt Carla. „Nicht mit euch. Und nicht an meinem Geburtstag.“ Als wir ankommen, muss ich kurz stehen bleiben. Das Empire State Building ragt über uns, groß, hell, fast unwirklich. Ich spüre, wie mir eine Gänsehaut über die Arme läuft. „Das ist verrückt“, murmelt Claire. „Im besten Sinne“, sagt Carla. Meine Eltern gehen voran, wir folgen ihnen hinein. Alles wirkt ruhig und gleichzeitig voller Erwartung. Der Aufzug fährt nach oben, viel zu schnell, mein Magen kribbelt. „Ich glaube, ich vergesse gerade zu atmen“, sagt Carla. Ich lache leise. „Willkommen in meinem Kopf.“ Als sich die Türen öffnen, weiß ich, dass ich diesen Moment nie vergessen werde. Das Restaurant ist heller, als ich es mir vorgestellt habe. Nicht grell, sondern warm, mit großen Fenstern, die fast vom Boden bis zur Decke reichen. Die Stadt liegt unter uns wie ein lebendiges Bild, überall Lichter, Straßen, Bewegung. Für einen Moment bleibe ich einfach stehen und starre hinaus.

„Jane“, sagt meine Mutter leise hinter mir. „Komm.“ Wir gehen zu dem Tisch am Fenster. Meine Eltern haben dort bereits auf uns gewartet, mein Vater steht auf und zieht mir kurz den Stuhl zurück. Ich setze mich und muss unwillkürlich schlucken. Von hier oben sieht alles kleiner aus, weiter weg, fast friedlich. „Happy Birthday“, sagt meine Mutter noch einmal und lächelt mich an. „Danke“, sage ich, leiser als beabsichtigt. Carla beugt sich direkt über den Tisch. „Ich komme mir gerade vor wie in einem Film.“ „Sag das nicht“, sage ich. „Sonst fang ich gleich an zu weinen.“ Claire lacht leise und schaut aus dem Fenster. „Das hier ist... unrealistisch schön.“ Wir bekommen die Speisekarten. Ich überfliege sie nur halb, weil mein Blick immer wieder nach draußen wandert. Die Sonne steht noch relativ hoch, taucht die Gebäude in ein warmes Licht. „Was nimmst du?“, fragt Carla. „Ich weiß es noch nicht“, sage ich ehrlich. „Ich bin zu abgelenkt.“ „Typisch“ murmelt sie grinsend. Meine Eltern bestellen als Erste, dann wir. Während wir warten, reden wir über alles und nichts. Carla erzählt aufgeregt, dass sie das Gefühl hat, dieser Geburtstag sei irgendwie besonders. Claire stimmt ihr zu. „Es fühlt sich an wie ein Übergang“, sagt sie nachdenklich. „Wohin?“, frage ich. „Keine Ahnung“, sagt sie. „Aber irgendwohin.“ Das Essen kommt. Es

sieht fast zu schön aus, um es anzufassen. Ich probiere vorsichtig und schließe kurz die Augen. Es schmeckt genauso gut, wie es aussieht. „Okay“, sagt Carla nach dem ersten Bissen. „Ich ziehe alles zurück, was ich je über schickes Essen gesagt habe.“ Wir lachen, essen, tauschen Teller, probieren voneinander. Zwischendurch erzählt mein Vater eine Geschichte von früher, meine Mutter ergänzt sie ständig mit kleinen Details. Langsam beginnt sich der Himmel zu verändern. Das Blau wird weicher, orangefarben, später rosa. Ich merke, wie Claire ihr Handy hebt. „Der Sonnenuntergang kommt“, sagt sie. Ich lege die Gabel weg und drehe mich komplett zum Fenster. Die Sonne senkt sich zwischen den Gebäuden, taucht die Stadt in Farben, die man nicht beschreiben kann, ohne kitschig zu klingen. „Wow“, flüstert Carla. Für einen Moment sagt niemand etwas. Wir schauen einfach nur. Und ich denke, dass ich mir genau diesen Moment merken will. Für später. Für irgendwann. Als wir bezahlen und aufstehen, ist die Sonne fast verschwunden. Die Stadt glüht jetzt von innen heraus. „Bereit für Fotos?“, fragt Claire. Ich nicke. „Mehr als bereit.“ Draußen ist es kühler als erwartet. Ein leichter Wind weht über die Plattform und trägt dieses besondere Stadtgeräusch mit sich – gedämpft, weit weg, fast unwirklich. Die Lichter von New York leuchten unter uns, und für einen Moment weiß ich nicht, wohin ich zuerst schauen soll. „Okay“, sagt Carla und klatscht einmal in die Hände. „Fotos. Unbedingt Fotos.“ Claire zückt sofort ihr Handy. „Kommt näher zusammen.“ Wir stellen uns nebeneinander, Schulter an Schulter. Carla zieht mich ohne Vorwarnung an sich, Claire beugt sich von der anderen Seite zu mir. Ich lache überrascht. „Nicht bewegen“, sagt Claire konzentriert. Das erste Foto ist verwackelt. Das zweite besser. Beim dritten Lachen wir alle gleichzeitig, und genau das fühlt sich richtig an. „Warte“, sagt Carla. „Noch eins, aber diesmal ernst.“ „Ich kann nicht ernst“, sage ich. „Versuch es.“ Ich ziehe eine Grimasse, Carla lacht sofort los, Claire schüttelt nur den Kopf. Am Ende sind es genau diese Fotos, die wir behalten. Die, die nicht perfekt sind.

Wir wechseln durch, machen Selfies, Fotos mit ausgestreckten Armen, Fotos mit der Stadt im Hintergrund. Carla posiert übertrieben, Claire versucht, die Perspektive perfekt einzufangen, und ich stehe meistens einfach da und grinse. „Das ist definitiv dein Geburtstag“, sagt Carla und zeigt mir ein Bild, auf dem ich mitten im Lachen eingefroren bin. Nachdem wir genug Fotos gemacht haben, setzen wir uns auf eine der Bänke an der Seite der Plattform. Der Stein unter uns ist kühl, aber angenehm. Ich ziehe meine Jacke enger um mich und atme tief durch. „Also“ beginnt Carla und lehnt sich zurück. „Lasst uns über Jungs reden.“ Claire lacht leise. „Natürlich.“ „Was?“, verteidigt sich Carla. „Man ist vierzehn. Das gehört dazu.“ Ich starre kurz auf die Lichter unter uns. „Okay.“ „Warst du schon mal verliebt?“, fragt Carla mich direkt. Ich zögere einen Moment. „Ja.“ Claire schaut mich sofort an. „Wirklich? In echt?“ Ich nicke langsam. „In echt.“ Carla setzt sich aufrechter hin. „Und? Wer?“ „Warte“, sage ich schnell. „Lasst mich erst etwas sagen.“ Beide sehen mich jetzt an. Ich spüre, wie mein Herz schneller schlägt, nicht aus Angst, eher aus Aufregung. Die Stadt rauscht leise unter uns, als würde sie zuhören. „Ich...“, beginne ich und atme tief ein. „Ich glaube, ich habe mich verliebt.“ Für einen Moment sagt niemand etwas. „Oh“, sagt Carla dann. „Oh.“ Claire lächelt sofort. „In wen?“ Ich sehe von einer zur anderen. „In Connor. Aus der Parallelklasse.“ Carla runzelt die Stirn. „Connor? Ich kenne keinen Connor.“ „Ich schon“, sagt Claire ruhig. „Blond, ein bisschen zu selbstbewusst, aber eigentlich nett.“ „Genau der“, sage ich leise. Carla grinst plötzlich. „Okay, ich mag ihn jetzt schon.“ „Wirklich?“, fragt sie. „Wenn er dir gefällt.“ Claire nickt zustimmend. „Und was ist der Plan?“ Ich zucke mit den Schultern. „Ich habe keinen.“ Carla lacht. „Dann wird es Zeit, einen zu machen.“ Wir sitzen da oben, über der ganzen Stadt, und reden weiter. Über Jungs, über Blicke im Unterricht, über kleine Momente, die sich plötzlich wichtig anfühlen.

Kapitel 2

Am nächsten Tag

Der Wecker klingelt früh und ich öffne die Augen, noch halb im Traum. New York liegt noch still unter mir, nur das ferne Brummen der Stadt ist zu hören. Ich ziehe mich schnell an, wähle schöne Kleidung und gehe zum Essen, mein Vater ist schon weg, er dreht heute an einem Film weiter. Meine Mutter hat mir schon mein Müsli auf den Tisch gestellt, ich gieße noch Müsli in die Schale. Ich gucke schnell auf meine Bahn-App, während ich mein Müsli auslöffle. Meine U-Bahn hat heute mal keine Verspätung, was fast an ein Wunder grenzt, da die Bahnen hier fast immer zu spät kommen. Dann verabschiede ich mich schnell von meiner Mutter, sie gibt mir einen Kuss auf die Stirn und ich verlasse die Wohnung. Ich laufe durch die volle Straße. Es ist Routine geworden, aber der leichte Nervenkitzel bleibt immer. Die Firth-Avenue erstrahlt im Morgenlicht und ich tauche in die Menge ein, die auf dem Weg zur Arbeit, zur Schule oder einfach nur die Stadt unterwegs ist. Die Rolltreppe bringt mich hinunter auf das gläserne, vibrierende Glas der Subway. Ich halte meine Karte bereit, schiebe sie durch das Lesegerät und die Türen öffnen sich mit einem Klick. Ich finde einen Platz am Rand und lasse mich in den Sitz plumpsen, dann nehme ich mein Handy raus und checke meine Nachrichten. Ich atme tief durch, lehne mich zurück und schließe kurz die Augen, während der Zug in Bewegung kommt. Drei Stationen später, in Midtown, steigt Claire ein. Sie sieht mich sofort, winkt und setzt sich mir gegenüber. „Morgen“, sagt sie mit einem verschlafenen Lächeln. Ihre Tasche liegt neben ihr, die Skizzenrolle klemmt ein bisschen heraus und sofort beginnt sie, mir von der Zeichnung zu erzählen, an der sie gestern, noch gesessen hat. Ich höre zu, erzähle von meinen eigenen Gedanken zum Schauspielprojekt und wie weit wir mit unserem Stück sind. „Connor war gestern echt gut“, sage ich dann plötzlich, meine Augen leuchten leicht. „In der Probe war er total überzeugend.“ Claire grinst wissend: „Pass auf, dass du dich nicht so sehr verguckst, dass du deinen Text vergisst.“ Wir lachen, die U-Bahn fährt weiter durch die Tunnel unter Manhattan, die Stationen ziehen vorbei und in unserem Gespräch verfliegen die Minuten wie im Flug. Schließlich steigen wir aus, die Straßen von New York begrüßen uns wieder mit ihrem Geräusch und ihrer Wärme. Von hier sind es noch ungefähr 5 Minuten zu Fuß. Wir schlendern nebeneinanderher, die Sonne wirft ein sanftes Licht auf die Gebäude, die zum Teil modern und neu, zum Teil noch klassisch alt wirken. „Ich liebe es, wie die Schule aussieht“, sage ich. „Manchmal fühlt es sich an, als wäre man in einem kleinen Kunstwerk.“ Claire nickt: „Und trotzdem ist es riesig genug, dass man sich verlieren könnte.“ Als wir über den Campus laufen, treffen wir auf Carla, die gerade aus einer Seitengasse kommt. Sie winkt uns zu, ihre Geigenhülle schwingt leicht auf ihrem Rücken. „Morgen!“, ruft sie. „Bereit für den ersten Tag nach dem Wochenende?“ Wir lachen, begrüßen uns kurz, dann biegen wir auf den breiten Hauptweg, der zum Haupteingang führt. Der Campus wirkt beeindruckend: große Glasfronten, bunte Wände zwischendrin noch alte Backsteinmauern, die dem Ganzen Charme verleihen. Es fühlt sich fast wie eine kleine Stadt in der Stadt an. „Hier sind wir“, sage ich, als wir vor dem Eingang stehen. Die Schule beginnt gleich, und das vertraute Läuten kündigt den Tagesbeginn an. Wir trennen uns kurz, jede geht zu ihrem Unterrichtsbereich – und für mich geht es direkt zum Schauspielunterricht, wo schon die ersten Gruppen auf ihren Einsatz warten. Der Raum ist bereits halb gefüllt, als ich eintrete. Einige sitzen auf den Stühlen, andere lehnen an der Wand oder stehen in kleinen Grüppchen zusammen. Ich lasse meinen Blick kurz durch den Raum wandern und entdecke Xavier fast sofort. Er sitzt auf einer der vorderen Stuhlreihen, den Text locker in der Hand, und schaut gedankenverloren auf die Bühne. Als er mich bemerkt, hebt er den Kopf und lächelt kurz. Mein Magen zieht sich zusammen, so wie jedes Mal in den letzten Wochen. „Guten Morgen zusammen“, sagt der Lehrer schließlich und stellt sich vor uns. „Heute führen wir die Stücke auf, an denen ihr in den letzten zwei Wochen gearbeitet habt.“ Ein leises Murmeln geht durch den Raum. Ich spüre, wie meine Finger kalt werden. Nicht, weil ich Angst habe zu spielen. Daran bin ich gewöhnt. Es ist etwas anderes. Heute fühlt es

sich persönlicher an. „Ihr habt fünf Minuten“, fährt er fort. „Geht noch einmal in eure Kleingruppen, klärt letzte Unsicherheiten.“ Wir setzen uns zusammen. Xavier rutscht neben mich, Sophie bleibt stehen, als wüsste sie nicht, wohin mit sich, und Connor setzt sich etwas abseits. „Also“ sagt Sophie leise und fährt sich durchs Haar. „Ich glaube, ich vergesse immer noch diesen Einsatz in der zweiten Szene.“ „Ich erinnere dich“, sage ich. „Kein Stress.“ Xavier lehnt sich leicht zu mir. „Du wirkst heute angespannt.“ „Nur ein bisschen“, gebe ich zu. „Ich will, dass es gut wird.“ „Wird es“, sagt er ruhig. „Du hast die Rolle verstanden.“ Ich sehe ihn an. „Du auch.“ Er lächelt, und für einen Moment vergesse ich, dass noch andere im Raum sind. „Zeit“, sagt der Lehrer. Wir setzen uns. Eine andere Gruppe beginnt. Während ich zuschaue, merke ich, wie schwer es mir fällt, mich zu konzentrieren. Meine Gedanken springen ständig nach vorne, zu unserem Auftritt. Xavier beugt sich leicht zu mir. „Wenn du beim Streit mit mir kurz innehältst“, flüstert er, „wirkt deine Entscheidung am Ende stärker.“ Ich nicke. „Danke.“ Mein Herz klopft schneller, nicht wegen des Stücks, sondern wegen der Nähe. Ich versuche, ruhig zu bleiben. Dann werden unsere Namen aufgerufen. Ich stehe auf, trete auf die Bühne. Als Prinzessin fühle ich mich sofort in der Rolle. Nicht gespielt, eher vertraut. Xavier steht mir gegenüber, aufrecht, ruhig. In der Szene streiten wir, unsere Stimmen werden lauter, dann leiser. Ich spüre, wie sehr er auf meine Reaktionen achtet, wie er mir Raum lässt. Als ich meinen letzten Satz sage, fühle ich mich klar, sicher. Genau hier richtig. Als wir fertig sind, nickt der Lehrer. „Sehr solide Arbeit. Besonders die Dynamik zwischen euch beiden.“ Wir setzen uns. Meine Hände zittern leicht. Der Unterricht endet kurz darauf. Ich packe meine Sachen und gehe als vorletzte hinaus. Hinter mir höre ich noch Schritte. Draußen steht ein Junge aus dem Kurs. Ich kenne ihn kaum. Er lehnt an der Wand, mustert mich. „Du denkst wohl, du bist was Besonderes“, sagt er und tritt einen Schritt näher. „Lass mich vorbei“, sage ich. Er bleibt stehen. Seine Hand berührt meinen Hintern, absichtlich. Mein Körper reagiert schneller als mein Kopf. Ich drehe mich und schlage ihm ins Gesicht. Das Geräusch ist laut. Er starrt mich an, flucht.

„Was geht hier ab?“, sagt plötzlich eine Stimme. Xavier steht hinter mir. Sein Blick ist hart. „Geh“, sagt er zu dem Jungen. „Jetzt.“ Der Junge zögert, dann geht er. Xavier sieht mich an. „Geht es dir gut?“ Ich atme tief ein. „Ja. Danke.“ Wir gehen zusammen auf den Pausenhof. Dort sehe ich Carla und Claire. Xavier bleibt stehen. „Wir sehen uns“, sagt er leise. Ich nicke. „Ja.“ Der Pausenhof ist laut, voller Bewegung, und trotzdem fühle ich mich für einen Moment wie in einer eigenen Blase. Carla und Claire sitzen bereits auf der niedrigen Steinmauer neben dem Fahrradständer. Als sie mich sehen, rutschen sie ein Stück zur Seite, damit ich mich dazusetzen kann. „Jane“, sagt Carla sofort. „Du siehst aus, als wäre gerade ein ganzer Film abgelaufen.“ Ich atme langsam aus. „Fühlt sich auch so an.“ Claire legt den Kopf leicht schief. „Was ist passiert?“ Ich erzähle es ihnen, Schritt für Schritt. Von dem Jungen, der mir den Weg versperrt hat, von dem Moment, in dem ich gemerkt habe, dass er nicht aufhören würde, und davon, wie meine Hand sich bewegt hat, bevor ich überhaupt darüber nachdenken konnte. „Und dann kam Xavier“, sage ich leiser. „Natürlich“ murmelt Carla. „Er war ruhig“, fahre ich fort. „Nicht laut, nicht aggressiv. Und er hat den Jungen damit sehr eingeschüchtert.“ Claire nickt. „Das ist manchmal viel wirkungsvoller.“ Das Klingeln reißt uns aus dem Gespräch. Mathe. Wir stehen auf und gehen gemeinsam ins Gebäude. Im Matheunterricht sitze ich zwischen Claire und einem Jungen aus unserer Klasse. Die Lehrerin schreibt eine Gleichung nach der anderen an die Tafel. Normalerweise mag ich Mathe. Heute muss ich mich zwingen, aufmerksam zu bleiben. Als ich aufgerufen werde, stehe ich auf, löse die Aufgabe und merke erst beim Hinsetzen, dass meine Hände wieder ruhig sind. Chemie ist lauter. Jemand lässt beinahe ein Reagenzglas fallen, der Lehrer schimpft, dann lachen alle. Carla flüstert mir einen Kommentar zu, und ich muss mir auf die Lippe beißen, um nicht laut zu lachen. In Biologie reden wir über den menschlichen Körper. Ich melde mich, beantworte eine Frage, spüre diesen vertrauten Stolz, der nichts mit Kameras oder Applaus zu tun hat, sondern einfach damit, etwas zu wissen.

Endlich Mensa. Es riecht nach Essen, nach Gewürzen, nach warmem Brot. Wir stellen uns an. Heute gibt es Pasta mit Tomatensauce, einen großen Salatbereich und Gemüsepuffer. Ich nehme Pasta ohne Käse, dazu Salat mit Mais, Gurken und Sonnenblumenkernen. „Das sieht gut aus“, sagt Claire. „Ist es auch“, sage ich. Wir setzen uns. Kaum habe ich den ersten Bissen genommen, tippt mir jemand auf die Schulter. Zwei jüngere Schüler stehen da, mit roten Wangen und viel zu großen Rucksäcken. „Können wir Autogramme haben, wir haben alle Filme von dir gesehen und sind riesige Fans“, fragt einer vorsichtig. Ich nicke, lächle, unterschreibe. Sie bedanken sich, fast ehrfürchtig, und verschwinden. Carla schüttelt den Kopf. „Jeden Tag.“ „Ja“, sage ich. „Aber hier fühlt es sich normaler an.“ Claire sieht mich an. „Und Xavier?“ Ich senke kurz den Blick, dann lächle ich. „Er ist... wichtig.“ Carla grinst.

Kapitel 3:

Der Heimweg vergeht ruhig. In der U-Bahn sitze ich am Fenster, lasse die Stationen an mir vorbeiziehen und denke an den Tag. An den Unterricht, an die Pause, an Xavier. Als ich aussteige und nach Hause gehe, bin ich müde, aber zufrieden. Es war ein voller Tag, einer von denen, die sich schwer, aber richtig anfühlen. Zu Hause ziehe ich meine Schuhe aus und gehe in die Küche. Das Licht brennt, meine Mutter steht am Tresen, mein Vater sitzt am Tisch. Beide schauen auf, fast gleichzeitig. Das fällt mir auf. „Hey“, sage ich. „Was ist los?“ „Komm kurz her“, sagt meine Mutter. Ich setze mich an den Tisch. Nicht angespannt, eher neugierig. In unserer Familie bedeutet so ein Ton meistens, dass es um Termine, Projekte oder Planungen geht. Nichts Ungewöhnliches. „Heute hat sich jemand wegen dir gemeldet“, sagt mein Vater. Ich nicke. „Wer?“ „Der Casting Director von Silverline Pictures“, sagt meine Mutter. „Er hat direkt mit uns gesprochen. In Absprache mit dem Regisseur und dem Produzenten.“ Jetzt werde ich aufmerksam. Silverline ist kein kleines Studio. „Worum geht es?“, frage ich. Mein Vater atmet kurz durch. „Um eine neue Filmreihe. Eine sehr große.“ „Okay“, sage ich ruhig. „Welche?“ Meine Mutter lächelt, und diesmal kann sie es nicht verbergen. „Die Welt von Lunara.“ Ich brauche keinen zweiten Moment. Mein Herz schlägt sofort schneller. „Lunara?“, frage ich leise. „Die alte Reihe“, sagt mein Vater. „Die mit den Wandelnden.“ Ich stehe auf. „Ihr meint die Filme? Die wir früher ständig geschaut haben?“ Meine Mutter nickt. „Genau die.“ Mir wird warm. Lunara war mehr als nur ein Film. Es war eine Welt. Carla, Claire und ich kannten jede Szene, jede Musik, jede Figur. Wir haben darüber diskutiert, welche Gestalt wir hätten, wenn wir Wandelnde wären. „Die waren meine Lieblingsfilme“, sage ich. „Immer.“ „Das wissen sie“, sagt mein Vater. „Und genau deshalb wollen sie dich sehen.“ Ich setze mich langsam wieder. „Für welche Rolle?“ „Für die Hauptrolle“, sagt meine Mutter. „Für Elin.“ Der Name trifft mich sofort. Elin. Stark, klar, vertraut. „Sie ist halb Mensch, halb Wandelnde“, erklärt mein Vater. „Sie kann zaubern und sich in ein Tier verwandeln, aber sie gehört zu keiner Welt richtig.“ „Und Lunara wird angegriffen“, sage ich automatisch. Meine Mutter nickt. „Von den Menschen. Aus Angst. Aus Machtgier.“ „Elin steht dazwischen“, sage ich weiter. „Und muss sich entscheiden.“ „Genau“ sagt mein Vater. Ich lehne mich zurück. Das ist kein gewöhnliches Projekt. Das ist eine Geschichte, die mir etwas bedeutet. „Der Regisseur ist Noah Calder“, fügt meine Mutter hinzu. Ich ziehe scharf die Luft ein. „Der Noah Calder?“ „Der“, sagt mein Vater. „Und produziert wird es von Helena Moore.“ Ich schüttle ungläubig den Kopf. „Die macht sonst nur riesige Filme.“ „Und der Cast“, sagt meine Mutter und schiebt mir eine Liste hin. „Ist entsprechend.“ Ich lese die Namen. Einige kenne ich seit Jahren. Schauspieler, die ich bewundere. „Das ist riesig“, sage ich leise. „Ja“, sagt mein Vater. „Und das Casting ist in zwei Wochen.“ Ich lächle. Nicht nervös. Nicht schockiert. Sondern aufgeregt, ehrlich und tief. „Ich will das wirklich“, sage ich. Meine Mutter lächelt. „Das haben wir gewusst.“ Und während ich wieder an Lunara denke, weiß ich, dass es dieses Mal nicht nur um eine Rolle geht. Es geht um eine Welt, die mich schon einmal begleitet hat.

Später sitze ich in meinem Zimmer auf dem Bett, die Beine angewinkelt, das Handy neben mir. Mein Blick wandert immer wieder zu dem Poster über meinem Schreibtisch. Lunara. Die alte Filmreihe. Ich habe sie als Kind bestimmt zehnmal gesehen, manchmal mit meinen Eltern, manchmal mit Carla und Claire, eingekuschelt auf dem Sofa, Zitronenkuchen oder Popcorn zwischen uns. Ich kenne jede Szene, jede Wendung, jede Figur. Dass ich jetzt selbst Teil dieser Welt werden könnte, fühlt sich immer noch unwirklich an, auch wenn Castings für große Projekte für mich nichts Neues sind. Ein Klopfen an der Tür holt mich aus meinen Gedanken. „Jane“, ruft mein Vater, „komm bitte noch mal kurz ins Wohnzimmer.“ Ich stehe auf und gehe hinaus. Meine Eltern sitzen nebeneinander auf dem Sofa, meine Mutter hat die Hände ineinander verschränkt. „Wir wollten noch etwas mit dir besprechen“, sagt sie. Ich setze mich ihnen gegenüber. „Der Casting Director hat gefragt, wie du dich aktuell vorbereitest“, beginnt mein Vater. „Er hat gemeinsam mit dem Regisseur und dem Produzenten empfohlen, dass du dein Schauspieltraining ausbaust.“ Ich nicke langsam. „Wie genau?“, frage ich. „Du bekommst zusätzlich Unterricht“, sagt meine Mutter. „Jeden zweiten Tag. Bei Daniel Cross.“ Ich ziehe kurz die Augenbrauen hoch. Daniel Cross ist bekannt dafür, Schauspieler gezielt auf große Castings vorzubereiten. Anspruchsvoll, streng, aber unglaublich gut. „Das ist intensiv“, sage ich. „Ja“, antwortet mein Vater. „Aber nur bis zum Casting.“ Ich atme ein, dann aus. „Ich mache das“, sage ich schließlich. „Für Lunara mache ich alles.“

Am Nachmittag stehe ich vor meinem Kleiderschrank und ziehe mein rosa Gym-Outfit heraus. Bequem, schlicht, aber genau richtig. Ich ziehe es an, binde mir die Haare hoch und stecke mir die Kopfhörer in die Tasche. Als ich das Haus verlasse, ist die Luft kühl, aber klar. Im Gym angekommen, höre ich schon das gleichmäßige Summen der Geräte. Carla sitzt auf einer Bank und dehnt ihre Beine. „Da ist sie ja“, sagt sie grinsend. „Die kommende Fantasy-Ikone.“ „Hör auf“, sage ich und lache. Claire kommt kurz darauf dazu, stellt ihre Tasche ab. „Kein Reden“, sagt sie. „Erst aufwärmen.“ Wir laufen nebeneinander auf den Laufbändern, reden zwischen Atemzügen über Schule, über Lehrer, über kleine Dinge. Danach Dehnen, Ausfallschritte, Plank. Carla stöhnt laut. „Warum tun wir uns das freiwillig an?“ „Weil du Geige spielst und dafür Muskeln brauchst“, sagt Claire trocken. Beim Krafttraining helfe ich Carla bei den Gewichten, Claire zählt die Wiederholungen. Meine Arme brennen, mein Rücken ist angespannt, aber es fühlt sich gut an. In der Pause setzen wir uns auf die Matten, trinken Wasser. „Jetzt“ sagt Carla und sieht mich an, „erzählst du.“ Ich lehne mich zurück. „Ich habe euch noch gar nicht alles gesagt“, beginne ich. „Ich habe jetzt jeden zweiten Tag Extra-Schauspielunterricht.“ Claire hebt den Kopf. „Wegen Lunara?“ Ich nicke. „Bei Daniel Cross.“ Carla lacht ungläubig. „Jane, das ist riesig.“ „Ich weiß“, sage ich leise. „Aber genau deshalb will ich vorbereitet sein.“ Wir sitzen noch lange da, reden über Training, über Filme, über Zukunftspläne. Und während ich ihnen zuhöre, spüre ich diese Mischung aus Vorfreude und Verantwortung. Es ist Samstag, 8 Uhr. Ich wache auf, strecke mich und setze mich langsam auf mein Bett. Heute steht das erste Training bei Daniel Cross auf dem Plan, von 11 bis 12:30 Uhr. Ich habe nicht schlecht geschlafen, aber mein Kopf ist voll von Gedanken an Lunara, an die Rolle, an das, was mich erwartet. Ich weiß nicht genau, was auf mich zukommt, nur dass es wichtig ist, und das lässt ein leichtes Kribbeln in meinem Bauch zurück. Unten in der Küche duftet es nach frischem Toast und Obst. Meine Mutter rührt in einer Schüssel Haferflocken, mein Vater sitzt mit einer Tasse Kaffee am Tisch. Mein Bruder sitzt auf dem Boden, iPad in der Hand, und grinst mich an. „Na, aufgeregt?“, ruft er. „Oder ist das nur der berühmte Schauspielstar-Blick?“ Ich rolle mit den Augen, kann mir ein Lachen aber nicht verkneifen. „Warte ab, vielleicht ist es beides“, sage ich. Meine Mutter legt mir ein Glas Orangensaft hin. „Weißt du schon, was genau passiert?“, fragt sie vorsichtig. Ich schüttele den Kopf. „Nein“, sage ich. „Ich weiß nur, dass ich dort mit Daniel Cross arbeiten werde. Mehr nicht.“ Mein Vater lehnt sich zurück. „Manchmal ist das besser so“, sagt er. „Wenn man zu viel weiß, macht man sich selbst nervös.“ Mein Bruder grinst wieder. „Oder man

denkt, man wird gleich in einen magischen Zaubertrank geworfen.“ Ich lache. „Wenn das passiert, werde ich Elin neidisch machen.“ Wir frühstücken noch ein bisschen, reden über kleine Alltagsdinge, über Carla und Claire, über die Schule. 9:30 Uhr: Das Frühstück endet, ich räume meinen Teller ab, meine Mutter wünscht mir Glück, mein Vater klopf mir leicht auf die Schulter. Ich gehe hoch, ziehe bequeme Kleidung an – schlichtes T-Shirt, Leggings, Sneakers –, alles locker, damit ich mich frei bewegen kann. Ich packe meine Tasche, überprüfe, ob alles drin ist, und verlasse um 10:30 Uhr das Haus. Es ist ein klarer Morgen, die Straßen noch ruhig. Ich gehe in Richtung Studio, brauche etwa 15 Minuten. Um 10:45 Uhr bin ich da. Die Glastür steht still vor mir, kein Schild, kein Hinweis auf das, was drinnen passiert. Nur leises Summen aus dem Inneren. Ich lehne mich an die Wand und warte. Mein Herz klopf leicht, gespannt, nicht nervös. Ich sehe auf meine Uhr, atme tief ein, richte die Schultern, strecke die Beine. Vor mir ziehen ein paar Leute vorbei, keiner achtet auf mich. Ich spüre dieses leichte Ziehen in meinem Bauch, Mischung aus Vorfreude und Aufregung, weil ich nicht weiß, was auf mich zukommt. Um 11 Uhr klingelt es leise, eine ruhige Stimme ruft: „Jane? Komm rein.“ Ich atme noch einmal tief ein, richte mich, und gehe hinein. Daniel Cross steht da, freundlich, locker, kein prüfender Blick. „Schön, dass du da bist“, sagt er. Ich lege meine Tasche ab, ziehe die Jacke aus, fühle ein erstes Kribbeln von Neugier und Konzentration. „Lass uns anfangen“, sagt er. Daniel bittet mich, mich auf einen der beiden Stühle in der Mitte des Raumes zu setzen. Die Holzböden glänzen leicht im Licht, Spiegelwand rechts, Regale mit Drehbüchern links. Er lehnt sich entspannt zurück, verschränkt die Hände locker. „Bevor wir irgendetwas praktisch machen“, sagt er, „möchte ich ein bisschen über dich hören. Wer bist du als Schauspielerin?“ Ich atme tief ein und beginne zu erzählen. „Ich spiele, seit ich acht bin. Erst Theater, dann Filme. Viel Kamera, wenig Bühne. Die meisten Rollen waren Hauptrollen.“ Er nickt, schreibt sich nichts auf, sieht nur aufmerksam zu. „Welche Rolle hat dich am meisten geprägt?“ fragt er nach. Ich überlege kurz. „Meine erste Hauptrolle in einem Fantasyfilm. Ich habe so viel gelernt über Ausdruck, über Timing. Über mich selbst.“ Er lächelt leicht. „Und woran merkst du, dass du etwas wirklich gelernt hast?“ Ich überlege. „Wenn ich eine Figur nicht nur darstellen kann, sondern sie in mir fühle. Wenn die Gefühle echt sind, nicht gespielt.“ Daniel lehnt sich noch ein Stück vor. „Sehr gut. Und was war schwierig?“ Ich zögere, dann sage ich: „Manchmal die Balance zwischen Erwartungen anderer und dem, was ich selbst empfinde. Vor allem, wenn es große Produktionen sind. Manchmal möchte ich alles richtig machen und verliere mich selbst ein bisschen.“ Er nickt verstehend. „Das ist normal. Gut, dass du es erkennst.“ Dann wechselt er den Ton leicht, nicht streng, eher neugierig. „Und Castings? Wie gehst du damit um?“ „Ich bin... vorsichtig optimistisch“, sage ich. „Ich kenne die Routine, aber jeder Casting-Tag ist anders. Manchmal überrascht es einen.“ Daniel nickt, seine Augen funkelnd. „Sehr gut. Du bist vorbereitet, ohne es zu wissen.“ Ich lächle und spüre ein leichtes Aufatmen. „Was machst du, wenn du nervös bist?“ fragt er weiter. „Ich versuche, mich auf den Moment zu konzentrieren. Auf die Szene, die Aufgabe. Nicht auf den Druck.“ „Perfekt“, sagt er. „Genau das brauchen wir hier.“ Er steht auf und deutet auf die Mitte des Raumes. „Jetzt, da ich weiß, wer du bist, fangen wir an. Erst mal locker. Wir arbeiten mit Emotionen, nicht mit großen Gesten. Du sollst fühlen, nicht darstellen.“ Ich stehe auf, spüre das Holz unter meinen Füßen, sehe mein Spiegelbild und atme tief ein. „Wir beginnen mit Enttäuschung“, sagt er leise. „Denk an einen Moment, in dem du enttäuscht wurdest. Nicht übertrieben. Echt.“ Ich lasse Bilder in meinem Kopf auftauchen, spüre die Emotion in meinem Bauch, in meiner Brust. „Atme“, sagt er sanft. Ich tue es, lasse die Gefühle durch mich hindurch. Daniel beobachtet mich, nickt leicht, ohne zu kommentieren. „Sehr gut“, sagt er. „Jetzt Freude.“ Ich lasse die Szene wechseln, ermutigt mich nur leise, dann Wut, dann Angst. Immer wieder stoppt er mich, korrigiert kleine Bewegungen, erklärt, dass die Kontrolle da sein muss, aber nicht sichtbar. Nach einer kurzen Pause stellt er zwei Stühle auf. „Subtext“, sagt er. „Du sagst einen Satz, aber denk etwas anderes dabei.“ Er gibt mir einen Satz, ich sage ihn neutral, dann erneut mit einem anderen

Gedanken. Ich spüre, wie sich Stimme und Haltung verändern, ohne dass ich bewusst etwas tue. „Da bist du“, sagt er leise. „Sehr gut. Du bist schnell darin, den inneren Konflikt zu zeigen.“ Als die Stunde endet, lehne ich mich an die Spiegelwand. Ich bin nicht erschöpft, nur konzentriert. Daniel kommt neben mich. „Du hast Erfahrung, Jane. Aber was wir hier üben, ist feiner. Mehr unter der Oberfläche. Das wirst du brauchen.“ Ich nicke, dann packe ich meine Tasche und mache mich auf den Weg nach Hause. Als ich die Haustür hinter mir schließe, ist es kurz still im Flur. Ich ziehe meine Schuhe aus und hänge die Jacke auf. Aus der Küche höre ich Stimmen und das Klappern von Geschirr. „Jane?“, ruft meine Mutter. „Wir sind hier.“ Ich gehe hinein. Der Tisch ist gedeckt, dampfende Teller stehen bereit. Es gibt Pasta mit Gemüse, meine Mutter hat extra darauf geachtet, dass kein Fleisch dabei ist. Mein Vater sitzt bereits, mein Bruder lehnt auf seinem Stuhl und schiebt sich demonstrativ eine Gabel in den Mund. „Und?“, fragt er mit vollem Mund. „Hat er dich direkt zur nächsten Oscar-Rede gezwungen?“ „Iss erst mal“, sage ich und setze mich. Meine Mutter stellt mir einen Teller hin und sieht mich aufmerksam an. „Wie war es wirklich?“ Ich nehme einen Bissen, kaue, denke kurz nach. „Ruhig“, sage ich dann. „Sehr ruhig.“ Mein Vater runzelt leicht die Stirn. „Ruhig ist gut?“ „Ja“, antworte ich. „Er hat erst mal nur geredet. Viel gefragt. Über meine Rollen, über Castings, darüber, was mir leichtfällt und was nicht.“ „Und?“, hakt meine Mutter nach. „Er hört genau zu“, sage ich. „Nicht dieses Abhaken von Stationen. Er wollte wirklich wissen, wie ich denke.“ Mein Bruder grinst. „Hat er auch gefragt, ob du heimlich Lampenfieber hast?“ Ich schnaube leise. „Nein. Aber er hat gefragt, wie ich mit Druck umgehe.“ Mein Vater nickt. „Das ist wichtig.“ Ich erzähle ihnen von den Übungen, ohne alles auszuschmücken. Von Emotionen, von stillen Momenten, von Sätzen, die man sagt und dabei etwas ganz anderes denkt. Meine Mutter lehnt sich zurück. „Das klingt anspruchsvoll.“ „Ist es“, sage ich. „Aber nicht überfordernd.“ Wir essen weiter, reden zwischendurch über Alltägliches, aber immer wieder kommen sie auf das Training zurück. „Und wie oft jetzt?“, fragt mein Vater. „Jeden zweiten Tag“, antworte ich. „Bis zum Casting.“ Mein Bruder verzieht das Gesicht. „Klausuren, Schule, Schauspiel... klingt nach Spaß.“ Ich zucke mit den Schultern. „Es wird anstrengend.“ Mehr sage ich nicht.

Später, als ich in meinem Zimmer sitze und meine Tasche ausräume, denke ich noch einmal an Daniels Fragen. An die Art, wie er zugehört hat. Dann schlage ich mein Heft auf, weil ich für Montag noch lernen muss. In den Tagen danach verschwimmt vieles. Schule, zusätzliche Schauspielstunden, Lernen bis spät abends. Die zwei Wochen vergehen schneller, als mir lieb ist. Manchmal fühle ich mich gehetzt, manchmal müde, oft gleichzeitig beides. Die Klausurenphase fordert ihren Platz, genauso wie das Training. Und irgendwo dazwischen rückt das Casting näher, ohne dass ich es wirklich greifen kann.

Kapitel 4:

Der Samstag beginnt früh. Noch bevor die Stadt richtig wach ist, klingelt der Wecker. Jane öffnet die Augen, bleibt einen Moment liegen und hört den leisen Geräuschen im Haus zu. Schritte, Wasser in der Leitung, gedämpfte Stimmen. Dann steht sie auf. Im Bad wäscht sie sich das Gesicht, bindet die Haare zurück und sieht sich kurz im Spiegel an. Kein langes Betrachten, nur ein prüfender Blick. Zurück in ihrem Zimmer öffnet sie den Kleiderschrank und entscheidet sich bewusst für Kleidung, die schlichter ist als sonst, aber sorgfältig ausgewählt. Nichts Auffälliges, nichts Zufälliges. Etwas, das zu ihr passt. Bevor sie ihre Tasche schließt, stellt sie sich vor den Spiegel. Sie lockert Schultern und Nacken, atmet ruhig und beginnt leise zu sprechen. Ein paar Zeilen aus dem Text, dann noch einmal, mit einer anderen Betonung. Keine großen Bewegungen, nur Stimme, Haltung, Konzentration. Danach greift sie nach der Jacke und geht nach unten.

In der Küche sitzen ihre Eltern bereits am Tisch. Der Morgen ist ruhig, fast langsam. Ihr Bruder sitzt daneben, noch halb verschlafen. „Du siehst aus, als würdest du gleich auf eine Bühne gehen“, sagt er grinsend. Jane zuckt nur mit den Schultern. „Vielleicht später“, antwortet sie. Sie trinken gemeinsam etwas, reden nicht viel. Kurz darauf fahren sie los. Zuerst setzen sie den Bruder bei einem Freund ab, dann geht es weiter Richtung Manhattan. Das Café liegt in einer ruhigen Straße, hell, modern, mit großen Fenstern. Sie setzen sich an einen Tisch nahe der Wand. Jane bestellt Pancakes, ihre Eltern Kaffee. Während sie warten, zieht Jane den Textblock aus ihrer Tasche. Sie schaut kurz darauf, dann zu ihren Eltern. „Könnt ihr mich noch mal abfragen?“, fragt sie. Die Mutter nickt sofort. „Welche Szene?“ „Zweiter Akt“, sagt Jane. „Ab dem Dialog zwischen Leyla und Tom.“ Der Vater nimmt den Block, die Mutter rückt näher an den Tisch. Als das Essen kommt, beginnt die Mutter zu lesen. Ruhig, gleichmäßig. Jane hört zu, antwortet ohne Zögern. Ihre Stimme ist klar, sicher. Der Vater liest seine Rolle, Jane reagiert direkt. Sie schaut nicht auf den Text. Die Worte kommen selbstverständlich. Nach ein paar Seiten halten sie inne. „Das sitzt“, sagt der Vater. Jane nimmt wieder Messer und Gabel. „Ja“, sagt sie ruhig. Sie essen weiter, sprechen noch ein paar Details durch, dann packt Jane den Textblock zurück in die Tasche. Draußen ist es heller geworden. Die Zeit ist vorangeschritten. Sie stehen auf, zahlen und gehen hinaus. Das Casting rückt näher, Schritt für Schritt.

Sie verlassen das Café, ohne zu hastig zu wirken. Jane geht ein paar Schritte hinter ihren Eltern, die Tasche fest an der Schulter. Draußen ist es inzwischen deutlich belebter, Autos ziehen vorbei, Menschen stehen an Straßenecken, reden, lachen. Der Vater hebt kurz die Hand, ein Taxi hält. Sie steigen ein, Jane setzt sich ans Fenster. Während das Auto losfährt, schaut sie hinaus, beobachtet die Häuser, die Schaufenster, die Straßen, die sie alle schon kennt und die sich heute trotzdem anders anfühlen. Die Mutter sitzt neben ihr, sagt nichts, ihre Hand liegt locker auf Janes Knie. Es ist keine Geste der Beruhigung, eher eine stille Nähe. Im Taxi sprechen sie kaum. Der Vater nennt dem Fahrer die Adresse, danach herrscht Ruhe. Jane öffnet kurz die Tasche, überprüft unbewusst, ob der Textblock noch da ist, schließt sie wieder. Ihr Blick bleibt draußen. Die Straßen werden größer, moderner, die Gebäude höher. Als das Taxi langsamer wird, richtet sie sich automatisch auf.

Das Gebäude liegt unscheinbar zwischen zwei größeren Häusern. Glas, Beton, klare Linien. Kein großes Schild, kein roter Teppich. Der Vater bezahlt, sie steigen aus. Jane bleibt einen Moment stehen, zieht die Jacke zurecht, atmet einmal tief durch. Dann gehen sie hinein. Der Eingangsbereich ist kühl, hell, mit einer Rezeption aus hellem Stein. Eine Frau hinter dem Tresen sieht auf. „Casting für Lunara“, sagt der Vater ruhig. Die Frau nickt, zeigt auf den Aufzug. „Dritter Stock.“ Oben angekommen öffnet sich der Raum zu einem langen Flur. An den Wänden hängen Bilder aus früheren Produktionen, bekannte Gesichter, bekannte Szenen. Jane bleibt nicht stehen, sie geht weiter. Am Ende des Flurs ist ein Wartebereich. Stühle, ein Tisch mit Wasserflaschen, ein paar andere Jugendliche, manche mit Eltern, manche allein. Leises Murmeln, raschelnde Seiten, nervöse Bewegungen. Jane setzt sich, stellt die Tasche neben sich ab. Ihre Eltern nehmen links und rechts von ihrem Platz. Niemand spricht sie an. Sie beobachtet. Eine Schauspielerin geht auf und ab, ein Junge flüstert seinen Text vor sich hin, ein Mädchen starrt auf den Boden. Jane lehnt sich zurück, schließt für einen Moment die Augen, öffnet sie wieder. Die Tür am Ende des Flurs öffnet sich, ein Name wird aufgerufen. Nicht ihrer. Sie schaut kurz auf, dann wieder weg. Die Mutter beugt sich leicht zu ihr. „Alles gut?“ Jane nickt. Minuten vergehen. Schritte, Stimmen, Türen. Dann wird ihr Name genannt. Jane steht auf, greift nach ihrer Tasche, bleibt kurz stehen. Der Vater drückt ihre Schulter. „Wir sind hier.“ Jane nickt, geht los. Der Flur wirkt plötzlich länger. Vor der Tür bleibt sie stehen, hört Stimmen von drinnen, dann wird sie hereingebeten. Sie tritt ein, der Raum ist groß, hell, ein Tisch mit drei Personen, Blätter, Stifte, Wasser. Jane schließt die Tür hinter sich.

Niemand lächelt übertrieben. Niemand wirkt kühl. Sie stellt sich vor, nennt ihren Namen. Einer der Caster bittet sie, sich in die Mitte zu stellen. Jane legt die Tasche ab, richtet sich aus, wartet auf das Zeichen. Zwei weitere Jugendliche werden hereingebeten. Ein Mädchen mit dunklen Locken und ein Junge, etwas größer als Jane, schmal gebaut. Sie stellen sich kurz vor, nennen ihre Namen, dann erklärt einer der Caster ruhig die Aufgabe. „Ihr spielt gemeinsam den vorbereiteten Akt. Leyla, Tom und Elin.“ Er blickt zu Jane. „Du bist Elin.“ Jane nickt. Die anderen beiden nehmen ihre Positionen ein. Kein Bühnenbild, keine Requisiten. Nur Raum. Ein paar Schritte Abstand zwischen ihnen. Einen Moment lang passiert nichts. Dann beginnt die Szene.

Der Junge, Tom, steht leicht seitlich, die Schultern angespannt. Seine Hände sind locker, aber man sieht, dass er sie bewusst ruhig hält. „Du hättest es mir sagen müssen“, beginnt er. Seine Stimme ist fest, nicht laut. Jane steht ihm gegenüber. Sie hebt den Blick langsam, nicht sofort. „Und was hätte das geändert?“ sagt sie. Ihre Stimme bleibt ruhig, fast leise. Sie macht einen halben Schritt nach vorn, bleibt stehen. Das Mädchen, Leyla, bewegt sich zwischen ihnen, bleibt leicht hinter Jane, legt ihr kurz die Hand an den Unterarm. „Ihr redet aneinander vorbei“, sagt sie. Jane zieht den Arm nicht weg, reagiert aber sichtbar. Ihre Schultern spannen sich kurz an. Sie dreht den Kopf zu Leyla. „Ich weiß“, sagt sie. Dann wieder zu Tom. „Du wolltest die Wahrheit. Jetzt hast du sie.“ Tom geht einen Schritt auf sie zu, stoppt abrupt. Seine Hände ballen sich kurz, dann lässt er sie wieder locker. „Das ist nicht die Wahrheit“, sagt er. Jane hält seinem Blick stand. Sie hebt das Kinn minimal. „Es ist meine.“ Sie atmet hörbar aus, dreht sich halb weg, als würde sie gehen wollen, bleibt aber stehen. Leyla tritt vor, hebt beide Hände leicht. „Hört auf“, sagt sie, schneller jetzt. „Ihr zerstört gerade alles.“ Jane schließt für einen kurzen Moment die Augen. Als sie sie wieder öffnet, ist ihr Blick verändert. Weicher, aber nicht schwach. Sie dreht sich wieder zu Tom. „Ich wollte dich schützen“, sagt sie. Kein Zittern in der Stimme, nur ein ruhiger Nachdruck. Tom antwortet nicht sofort. Er senkt den Blick, dann wieder hoch. „Und mich hast du gefragt?“ Jane schüttelt kaum sichtbar den Kopf. „Nein.“ Eine kurze Pause. Niemand bewegt sich. Dann lässt Tom die Schultern sinken. Die Spannung im Raum verändert sich. Leyla tritt einen Schritt zurück, beobachtet die beiden. Jane atmet ein, dann aus, ihre Hände hängen locker an den Seiten. „Es ist nicht zu spät“, sagt sie. Der Satz bleibt im Raum stehen. Der Caster hebt leicht die Hand. „Danke.“ Die Szene endet. Einen Moment bleibt es still. Die drei Jugendlichen stehen noch, als müssten sie sich erst wieder lösen. Dann bittet man sie, sich nebeneinander zu stellen. Einer der Caster macht sich Notizen, ein anderer sieht Jane direkt an. „Danke“, sagt er erneut. Jane nickt, greift nach ihrer Tasche, tritt einen Schritt zurück. Die beiden anderen Jugendlichen werden zuerst hinausgebeten. Jane bleibt noch stehen. „Bleib bitte kurz“, sagt der Mann am Tisch. Jane hält inne, dreht sich wieder um. Ihre Eltern sind nicht im Raum. Sie steht allein vor ihnen. Jane bleibt stehen, die Tasche locker in der Hand. Der Mann hinter dem Tisch blättert kurz durch seine Unterlagen, dann hebt er den Blick. „Setz dich bitte draußen in den Aufenthaltsraum“, sagt er ruhig. „Wir melden uns gleich noch einmal.“ Jane nickt, bedankt sich leise und verlässt den Raum. Als die Tür hinter ihr zufällt, atmet sie einmal tief durch. Nicht erleichtert, nicht angespannt, eher gesammelt. Sie geht den Flur entlang, bis sie den Aufenthaltsraum erreicht. Er ist größer als der Wartebereich zuvor, mit niedrigen Sofas, einem Tisch mit Wasser und ein paar Stühlen am Fenster. Einige Jugendliche sitzen bereits dort, manche mit gesenktem Blick, andere leise miteinander sprechend. Jane setzt sich auf einen freien Platz nahe der Wand und stellt ihre Tasche neben sich ab.

Nach kurzer Zeit kommen auch die beiden Jugendlichen herein, mit denen sie die Szene gespielt hat. Der Junge erkennt sie sofort und lächelt leicht. „Hey“, sagt er und bleibt kurz stehen. „Hi“,

antwortet Jane. Das Mädchen setzt sich ihnen gegenüber. Einen Moment herrscht dieses vorsichtige Schweigen, dann löst es sich fast von selbst. „Ich bin übrigens Mira“, sagt das Mädchen. „Siebenzehn. Aus Brooklyn.“ „Elias“, sagt der Junge. „Sechzehn. Queens.“ Er wirkt ruhig, nicht nervös, spielt nicht mit den Händen. Jane nennt ihren Namen, ihr Alter, sagt nichts weiter dazu. Mira lacht leise. „Ich glaube, dich kennen wir“, sagt sie. Jane zuckt kaum merklich mit den Schultern. „Vielleicht.“ „Wie bist du zum Casting gekommen?“, fragt Elias. „Über meinen Caster“, antwortet Jane. „Und ihr?“ „Meine Theaterlehrerin“, sagt Mira. „Sie meinte, ich soll es versuchen. Ich habe mich für Leyla beworben.“ Elias nickt. „Ich auch. Also... für Tom.“ Er lächelt schief. „Nicht Elin. Dafür fehlt mir eindeutig was.“ Jane lächelt kurz. „Du warst gut“, sagt sie. Er sieht sie überrascht an. „Danke.“ Er wirkt ehrlich erfreut, nicht geschniegelt, nicht aufgesetzt. Sie reden weiter. Über kleine Theaterproduktionen, Schulaufführungen, erste Rollen. Mira erzählt von einem Jugendtheater, Elias von einem Kurzfilmprojekt, das kaum jemand gesehen hat. „Und du?“, fragt Mira schließlich. „Du hast viel gemacht, oder?“ Jane nickt. „Ja. Film, Serien.“ Sie lässt es dabei. Es reicht. Eine Tür öffnet sich, ein Name wird aufgerufen. Nicht ihrer. Die drei bleiben sitzen. Jane merkt, dass sie hofft, die beiden wiederzusehen. Nicht aus strategischen Gründen, sondern weil es sich richtig anfühlt. Elias lehnt sich leicht zurück. „Falls wir es nicht schaffen“, sagt er leise, „war es trotzdem cool, mit euch zu spielen.“ Jane schaut ihn an. „Ich hoffe, ihr schafft es“, sagt sie. Und sie meint es. Kurz darauf wird ihr Name aufgerufen. Jane steht auf, greift nach ihrer Tasche. „Viel Glück“, sagt Mira. „Dir auch“, antwortet Jane und geht los. Die Tür fällt hinter ihr zu, und sie weiß, dass dies noch nicht vorbei ist.

Kapitel 5:

Der Castingdirektor bittet Jane noch einmal hinein. Diesmal sitzt er nicht allein am Tisch. Zwei Erwachsene stehen bereits im Raum, eine Frau und ein Mann, beide mit neutralen Gesichtern, beide mit Textblättern in der Hand. „Du bist in der engeren Auswahl“, sagt der Castingdirektor sachlich. „Fünf Kandidatinnen. Wir möchten noch eine weitere Szene sehen.“ Jane nickt. Die Information trifft sie nicht überraschend, aber sie ordnet alles neu. Fünf. Das ist wenig. Das ist ernst. Die Szene ist eine andere als zuvor. Kein großes Pathos, keine klaren Konfliktlinien. Es geht um Kontrolle, um Misstrauen, um eine Entscheidung, die nicht laut ausgesprochen wird. Die Frau liest die Rolle von Leylas Mutter, der Mann die eines Abgesandten aus der anderen Welt. Jane steht zwischen ihnen. Kein markierter Punkt, keine genaue Anweisung, wo sie zu stehen hat. Der Castingdirektor setzt sich zurück, verschränkt die Arme. „Wenn du bereit bist.“ Jane beginnt ruhig. Ihre Stimme ist tiefer als zuvor, nicht gespielt, eher gesammelt. Sie hört zu, reagiert. Als der Mann einen Schritt näherkommt, weicht sie nicht zurück, sondern hebt nur leicht das Kinn. Ihre Hände bleiben zunächst ruhig, dann ballt sie eine Faust, löst sie wieder. Bei der Mutterrolle senkt sie kurz den Blick, nicht aus Schwäche, sondern aus Abwägen. Es ist eine Szene, die von Pausen lebt. Jane lässt sie zu. Sie unterbricht nicht, füllt nichts auf. Als sie ihren letzten Satz spricht, bleibt sie stehen. Kein Nachsatz, kein Blick zur Bestätigung. Der Castingdirektor nickt. „Danke“, sagt er. Mehr nicht. Jane bedankt sich ebenfalls und verlässt den Raum. Im Aufenthaltsraum sitzen Elias und Mira noch auf ihren Plätzen. Als Jane hereinkommt, schauen beide sofort auf. „Und?“, fragt Elias. Jane setzt sich, legt die Tasche ab. „Andere Szene. Mit zwei Erwachsenen.“ „Schwer?“, fragt Mira. Jane überlegt kurz. „Anders. Ruhiger.“ Elias beugt sich leicht vor. „Hast du das Gefühl, es lief gut?“ Jane zuckt mit den Schultern. „Ich habe gemacht, was da war.“ Mira nickt langsam. „Das ist meistens das Beste.“ Sie reden leise weiter. Elias erzählt, dass er noch nichts gehört hat. Mira wirkt angespannter als zuvor, tippt mit den Fingern gegen ihr Knie. „Ich bin nervöser als vorhin“, sagt sie ehrlich. Jane schaut sie an. „Du warst stark in der Szene“, sagt sie. Mira lächelt kurz, unsicher. „Danke.“ Die Tür geht wieder auf. Der Name von Mira wird aufgerufen. Mira atmet tief ein, steht

auf. „Drückt mir die Daumen“, sagt sie. „Mach ich“, antwortet Jane. Elias hebt die Hand zum Abschied. Mira verschwindet durch die Tür. Jane und Elias bleiben zurück. Beide schweigen einen Moment. Dann sagt Elias leise: „Egal wie das ausgeht, ich hoffe, wir sehen uns nochmal.“ Jane nickt. „Ich auch.“ Mira kommt schneller zurück, als Jane erwartet. Ihre Schritte sind hastig, ihr Gesicht noch angespannt, aber ihre Augen glänzen. Sie setzt sich wieder neben Jane und schüttelt leicht den Kopf, als wollte sie die Szene noch loswerden. „Ganz anders als vorher“, murmelt sie. „Viel direkter.“ Jane nickt nur, legt kurz ihre Hand auf Miras Arm. Bevor Mira noch mehr sagen kann, öffnet sich die Tür erneut.

„Elias.“ Er steht sofort auf, wirft den beiden ein kurzes Lächeln zu, das mehr Mut zeigen soll, als er gerade fühlt, und verschwindet im Raum. Jane lehnt sich zurück. Jetzt bleibt nur Warten. Mira zieht die Beine an, verschränkt die Arme darum. „Ich glaube, ich rede zu viel, wenn ich nervös bin“, sagt sie. Jane schüttelt den Kopf. „Ist besser, als gar nichts zu sagen.“ Es dauert länger als zuvor. Die Tür bleibt geschlossen. Stimmen dringen nicht nach draußen. Jane merkt, wie ihre Hände warm werden, obwohl sie stillsitzt. Sie versucht nicht, sich etwas auszumalen. Sie kennt das Spiel, weiß, dass Hoffen und Rechnen nichts bringt. Dann öffnet sich die Tür. Der Castingdirektor tritt heraus. Hinter ihm Elias. Sein Blick sucht sofort Jane und Mira. Der Castingdirektor räuspert sich nicht, wartet nicht, bis alle sich gesetzt haben. „Jane“, sagt er ruhig. „Komm bitte kurz mit.“ Jane steht auf. Ihre Beine fühlen sich normal an. Das registriert sie fast überrascht. Sie folgt ihm in den Raum, den sie inzwischen kennt. Er setzt sich nicht, bleibt stehen, die Hände locker vor dem Körper verschränkt. „Wir haben uns entschieden“, sagt er. „Du bekommst die Rolle von Leyla.“ Für einen Moment sagt Jane nichts. Dann atmet sie ein, kurz, scharf, und ihr Gesicht verändert sich schlagartig. Kein kontrolliertes Lächeln, kein vorsichtiges Reagieren. Ihre Augen werden groß, ihre Lippen öffnen sich. „Danke“, sagt sie, zuerst leise, dann noch einmal, fester. „Vielen Dank.“ Der Castingdirektor nickt. „Wir sind noch nicht ganz fertig“, ergänzt er. „Für die beiden anderen Hauptrollen stehen noch vier Darstellerinnen und Darsteller in der Auswahl. Zwei Jungen, zwei Mädchen. Wir möchten sehen, welche Dreierkonstellation am besten funktioniert.“ Er deutet zur Tür. „Hol die anderen bitte rein.“

Als Jane zurück in den Aufenthaltsraum kommt, sehen Mira und Elias sie sofort an. Jane sagt nichts. Sie lächelt einfach. Mira braucht keine Erklärung. „Nein“, sagt sie und steht halb auf. „Doch“, antwortet Jane. Mira quietscht leise, zieht sie kurz an sich. Elias lacht hörbar auf. „Glückwunsch“, sagt er, ehrlich, warm. Kurz darauf stehen sie alle wieder im Raum. Neben Elias und Mira sind noch ein anderes Mädchen da, groß, dunkle Locken, konzentrierter Blick, und ein Junge mit ernster Haltung und klarer Stimme. Der Castingdirektor erklärt knapp, worum es geht. „Gleiche Szene wie vorhin. Wir tauschen die Besetzungen durch.“

Die erste Konstellation: Jane, Elias und das andere Mädchen. Jane steht mittig. Elias links, das Mädchen rechts. Die Szene beginnt. „Du wusstest es“, sagt Jane klar. „Du hast es gewusst und mir nichts gesagt.“ Elias hebt den Blick. „Ich wollte dich schützen.“ „Du hast für mich entschieden“, entgegnet Jane sofort. „Das stand dir nicht zu.“ Das andere Mädchen tritt einen Schritt vor. „Ihr habt keine Zeit dafür“, sagt sie scharf. „Die Grenze ist offen. Entweder ihr geht jetzt oder gar nicht.“ Jane dreht sich zu ihr. „Dann geh du“, sagt sie. „Aber ohne ihn.“ Elias macht einen Schritt auf Jane zu. „Ich gehe nicht ohne dich.“ Die Szene endet. Kurzes Nicken vom Tisch. Zweite Konstellation: Jane mit Mira und dem anderen Jungen. Mira wirkt anders als zuvor, direkter, härter. „Du hast uns verraten“, sagt Mira. „Und jetzt willst du Führung?“ Jane antwortet ohne Zögern. „Ich will Verantwortung. Das ist nicht dasselbe.“ Der Junge verschränkt die Arme. „Dann beweise es.“ Jane tritt vor ihn. „Ich bleibe. Auch wenn ihr geht.“ Mira schaut sie an, prüfend. „Und wenn du stirbst?“ „Dann wenigstens für etwas, das ich selbst gewählt habe.“ Stille. Dann ein Handzeichen.

Abbruch. Letzte Konstellation: Jane, Elias und Mira. Kaum stehen sie, verändert sich etwas im Raum. Die Szene beginnt. „Sag mir die Wahrheit“, fordert Jane. Elias antwortet ruhig: „Die Wahrheit wird dich verletzen.“ „Dann lüg mich nicht an“, sagt Jane. Mira tritt näher. „Wenn ihr euch jetzt verliert, verlieren wir alles.“ Jane schaut erst Elias an, dann Mira. „Dann bleibt.“ Elias nickt. „Ich bleibe.“ Mira atmet aus. „Dann gehen wir zusammen.“ Der Castingdirektor lehnt sich zurück. Ein kurzer Blickwechsel am Tisch. Dann steht er auf.

„Danke“, sagt er. „Das reicht.“ Jane spürt, wie ihr Herz schneller schlägt. Sie weiß nicht, was entschieden wird. Aber sie weiß, dass sie gerade genau da stand, wo sie stehen sollte. Jane sitzt wieder im Aufenthaltsraum, die Hände locker im Schoß, den Blick auf die Tür gerichtet. Sie versucht, ruhig zu wirken. Innerlich ist sie alles andere als das. Sie hofft es mehr, als sie sich eingestehen will. Elias. Mira. Diese Kombination. Es fühlt sich richtig an, denkt sie, und ärgert sich im selben Moment über diesen Gedanken. Gefühle haben hier nichts verloren. Sagt sie sich zumindest. Elias sitzt ihr schräg gegenüber. Er hat die Jacke ausgezogen, die Ärmel seines Pullovers leicht hochgeschoben. Er wirkt entspannt, aber Jane merkt, wie sein Fuß unruhig wippt. Mira blättert in ihrem Skript, obwohl sie jede Zeile längst kennt. „Wenn sie uns jetzt nochmal reinholen, dann raste ich aus“, sagt Mira halblaut. Elias lächelt. „Ich glaube, schlimmer als das Warten wird es nicht mehr.“ Jane sagt nichts. Sie sieht Elias an, nur kurz, nicht auffällig. Da ist dieses Ziehen, ganz leise, fast lästig. Sie mag seine Art, wie er zuhört, wie er spricht, ohne sich in den Vordergrund zu drängen. Sie zwingt sich, den Blick wieder zur Tür zu lenken. Die Tür öffnet sich. Der Castingdirektor tritt ein, diesmal nicht allein. Zwei weitere Personen aus dem Team stehen hinter ihm. Er sieht die drei nacheinander an. „Elin. Leyla. Tom“, sagt er langsam. Jane zuckt innerlich zusammen, lässt es sich aber nicht anmerken. „Wir würden gern kurz mit euch sprechen.“ Sie stehen auf, fast gleichzeitig. Der Raum, in den sie gehen, ist kleiner, nüchterner. Ein Tisch, drei Stühle. Der Castingdirektor bleibt stehen. „Wir haben uns entschieden“, sagt er ohne Umschweife. „Wir möchten, dass ihr drei die Hauptrollen übernehmt.“ Für einen Moment sagt niemand etwas. Dann stößt Mira einen Laut aus, irgendwo zwischen Lachen und Atemlosigkeit. „Wirklich?“ Elias blinzelt, als müsse er das erst sortieren. Jane spürt, wie sich ihr Brustkorb hebt. Sie nickt einmal, mehr zu sich selbst als zu den anderen. „Ja“, sagt der Castingdirektor. „Elin, Leyla und Tom. Wir möchten als Nächstes mit euren Eltern sprechen. Verträge, Drehbeginn, Drehorte.“ Er macht eine kurze Pause. „Holt sie bitte dazu.“ Die drei sehen sich an. Dann lachen sie alle gleichzeitig. Die Eltern zu finden ist leichter als gedacht. In der Cafeteria sitzen sie tatsächlich zusammen an einem Tisch. Janes Eltern, Miras Mutter, Elias’ Vater. Kaffeebecher, leere Teller, gedämpfte Stimmen. Sie reden über alles Mögliche, nur nicht über das, was gleich passieren wird. Jane bleibt kurz stehen. Dann ruft sie laut: „Wir haben die Rollen!“ Einen Herzschlag lang Stille. Dann Chaos. „Was?“ „Wie bitte?“ „Alle drei?“ Miras Mutter springt auf. Elias’ Vater lacht ungläubig. Janes Mutter schlägt sich die Hand vor den Mund, ihr Vater steht langsam auf, als wolle er sicher gehen, dass er richtig gehört hat. Der Castingdirektor kommt dazu, begrüßt die Eltern ruhig, professionell, bittet sie zu einem Gespräch. Verträge, Zeitpläne, Orte fallen als Worte, noch ohne Gewicht, aber mit Bedeutung. Jane hört nur halb zu. Sie spürt Miras Hand an ihrer, Elias’ Schulter dicht neben ihrer. Als die Eltern sich setzen und das Gespräch beginnt, ziehen sich die drei leise zurück. Der Aufenthaltsraum ist jetzt leer. Irgendwo läuft leise Musik aus einem Lautsprecher, den Jane vorher nicht bemerkt hat. Mira dreht sich im Kreis. „Wir sind wirklich dabei“, sagt sie, fast flüsternd. Elias lacht, schüttelt den Kopf. „Das ist absurd.“ Jane lacht auch. Dann fängt Mira an zu tanzen, unbeholfen, ausgelassen. Elias macht mit, erst zögerlich, dann freier. Jane schließt sich an. Kein Publikum, kein Text, kein Casting. Nur Bewegung, Lachen, dieses Gefühl von etwas Großem, das gerade erst anfängt. Jane wirft Elias einen Blick zu. Er sieht sie nicht an, dreht sich gerade mit Mira. Sie lächelt und freut sich tierisch, dass sie die Rolle Layla spielen darf, das hätte sie sich in ihren kühnsten Träumen

nicht vorstellen könne. Jetzt konnte sie den ganzen Sommer über mit Mira und Elias verbringen, natürlich wird sie Claire und Carla vermissen, aber das wird unglaublich. Sie dachte kurz über Elias nach. Sie musste sich eingestehen, dass sie sich in ihn verliebt hat. Aber es gibt ja auch noch Xavier und dass sie mit ihm zusammenkommt, hat eine höhere Chance als mit Elias. „Ich muss mich einfach zusammennehmen und Xavier von meinen Gefühlen für ihn erzählen.“, denkt sie sich im Stillen. Dann kommen die Eltern der Kinder und wollen nach Hause, da es ein langer Tag war.

Kapitel 6:

Ich gehe direkt in mein Zimmer, kaum dass ich die Tür hinter mir schließe. Es fühlt sich gut an, hier zu sein. Alles steht genau da, wo es hingehört. Mein Bett ist gemacht, die Kissen ordentlich, der Schreibtisch aufgeräumt, nur mein Notizbuch liegt offen da, so als hätte es auf mich gewartet. Von unten höre ich noch meine Eltern reden, gedämpft, entspannt. Kein offizielles Besprechen, eher dieses vertraute Hin und Her, dass wir immer haben. Meine Mutter lacht kurz, mein Vater sagt irgendwas Unwichtiges. Es klingt normal. Und genau das macht alles gerade so unwirklich. Ich lasse mich aufs Bett fallen und starre an die Decke. Fotoshooting. Das Wort taucht wieder auf. Meine Eltern hatten es mir eben noch erzählt, fast nebenbei. Professionelle Fotos von mir, Mira und Elias. Für Zeitungen. Die New York Times. Ich drehe den Kopf zur Seite und vergrabe kurz das Gesicht im Kissen. Ich kenne Fotoshootings, ich kenne Interviews, aber das hier fühlt sich anders an. Weil es nicht nur um mich geht. Weil wir zu dritt sind. Weil es der Anfang von etwas ist, das größer ist als ein einzelner Film. Mein Blick fällt auf mein Handy. Und dann denke ich wieder an Xavier. Ich weiß schon länger, dass ich mit ihm reden muss. Nicht irgendwann, sondern richtig. Nicht zwischen Tür und Angel, nicht mit einem Witz oder einem Ausweichen. Einfach ehrlich. Ich habe mir sogar schon einen Plan zurechtgelegt. Kein großes Drama. Ich wollte ihn nach dem Unterricht abfangen, vielleicht auf dem Campus, da wo es ruhiger ist. Ihm sagen, dass ich ihn mag, aber dass mein Kopf gerade voll ist, dass ich Zeit brauche. Dass ich nichts kaputtmachen will. Ich dachte, ich hätte alles unter Kontrolle. Mein Handy vibriert. Unbekannte Nummer. Ich setze mich sofort auf. Mein Herz schlägt schneller, ohne dass ich weiß, warum. Ich öffne die Nachricht.

Hallo Jane, ich weiß, das könnte jetzt komisch rüberkommen und ich möchte damit nicht unsere Freundschaft kaputtmachen, aber ich empfinde ein bisschen mehr für dich als nur Freundschaft. Ich weiß nicht, ob du diese Meinung teilst. Lass uns reden. Hast du heute Nachmittag Zeit, ins Grand Café zu kommen? Dort können wir reden, natürlich nur wenn du willst. Melde dich bitte.

Dein Xavier.

Ich lese die Nachricht zweimal. Dann ein drittes Mal. Meine Finger kribbeln. Ich lache leise, ungläubig, und halte mir kurz die Hand vor den Mund. Er weiß es nicht. Er weiß wirklich nicht, dass ich genauso empfinde. Mein ganzer Plan löst sich einfach auf, fällt in sich zusammen, und seltsamerweise fühlt sich das gut an. Einfach. Klar. Ich tippe zurück, ohne lange nachzudenken. Ja. 16 Uhr passt. Grand Café. Kaum habe ich die Nachricht abgeschickt, kommt schon die Antwort. Okay. Bis dann. Ich starre noch einen Moment auf den Bildschirm, dann lege ich das Handy weg, als müsste ich mich kurz sammeln. Dann stehe ich auf, gehe zu meinem Schreibtisch und klappe mein MacBook auf. Der Bildschirm leuchtet auf, vertraut. Ich starte einen Videoanruf. Erst Carla, dann Claire. Es dauert nicht lange, bis beide annehmen. „Jane!“ ruft Carla sofort. „Wir haben deine Nachrichten gelesen!“ Claire lächelt breit. „Herzlichen Glückwunsch nochmal Hauptrolle. Wir sind offiziell stolz.“ „Danke“, sage ich und merke, wie ich wieder grinse. „Es ist alles ein bisschen viel gerade.“ In dem Moment springt Kathy auf meinen Schoß. Ich zucke kurz, dann lache ich. Sie dreht sich zweimal, setzt ihre Pfoten vorsichtig ab und rollt sich zusammen, als hätte sie

genau darauf gewartet. Ich streiche ihr über das Fell, während ich weiterrede. „Okay“, sage ich und atme einmal tief durch. „Ich muss euch was erzählen.“ „Oh oh“, sagt Carla grinsend. „Das klingt wichtig.“ „Ich habe gerade eine Nachricht bekommen“, fange ich an. „Von Xavier.“ Claires Augenbrauen gehen hoch. „Von dem Xavier?“ Ich nicke. „Er hat mir geschrieben, dass er mehr für mich empfindet als Freundschaft. Und ob wir reden wollen.“ Carla reißt die Augen auf. „Nein.“ „Doch.“ „Nein!“ Ich lache. „Doch. Wir treffen uns heute um vier.“ Claire lehnt sich näher an den Bildschirm. „Jane, das ist riesig.“ „Ich weiß“, sage ich leise. „Ich war total überrascht. Aber auch... froh.“ Carla klatscht einmal in die Hände. „Okay. Erstens: atmen. Zweitens: Du musst uns danach sofort berichten.“ „Unbedingt“, ergänzt Claire. „Jedes Detail.“ Ich nicke. „Versprochen.“ Kathy schnurrt leise auf meinem Schoß, als würde sie zustimmen. Ich stehe einen Moment vor meinem Kleiderschrank und schiebe ein paar Sachen beiseite. Nicht zu viel. Nicht zu wenig. Ich entscheide mich schließlich für mein babyrosa, knielanges Kleid mit den feinen Rüschen an den Ärmeln. Es ist schlicht, aber besonders, ohne angestrengt zu wirken. Genau richtig. Dazu ziehe ich meine neuen Sandalen an, die ich noch kaum getragen habe. Ich betrachte mich kurz im Spiegel. Ja. So kann ich gehen. Als ich auf dem Weg ins Bad bin, treffe ich im Flur auf meinen Vater und meinen Bruder. Mein Bruder mustert mich von oben bis unten, legt den Kopf schief und grinst breit. „Na“, sagt er gedehnt, „knutscht, knutscht mit einem Freund, oder was?“ „James“, sage ich sofort und versuche streng zu klingen, was mir nur halb gelingt. Mein Vater lehnt lässig am Türrahmen, verschränkt die Arme und hebt eine Augenbraue. „Na“, sagt er ruhig, „triffst du einen Jungen?“ Ich spüre, wie mir warm wird. „Xavier hat mich ins Café seiner Eltern eingeladen“, sage ich und schaue kurz zur Seite. Mein Vater lächelt. Kein neugieriges Ausfragen, kein Kommentar zu viel. „Das ist doch schön“, sagt er einfach. Ich verschwinde ins Bad, bevor mein Bruder noch etwas nachlegen kann. Die Tür fällt hinter mir zu, und ich atme einmal tief durch. Dann mache ich mich fertig. Ich lasse meine Haare halboffen, lockere die Wellen ein wenig auf, stecke nur ein paar Strähnen zurück. Vor dem Spiegel halte ich kurz inne und greife dann doch zu etwas Abdeckstift. Ich retuschiere ein, zwei kleine Pickel. Normalerweise mache ich das nie. Heute fühlt es sich wichtig an. Nicht für jemand anderen, rede ich mir ein, sondern für mich. Zum Schluss sprühe ich ein wenig von meinem Lieblingsparfüm auf. Nicht zu viel. Nur ein Hauch. Ich nehme meine kleine Handtasche, packe Lippenpflege, etwas Geld, mein Handy und meine Sonnenbrille hinein. Alles sitzt. Alles ist da. Unten in der Küche trinke ich noch schnell ein Glas Wasser. Meine Mutter schaut kurz auf. „Viel Spaß“, sagt sie. „Danke“, antworte ich leise. Ich hole meinen Sonnenhut aus der Garderobe, setze ihn auf und trete nach draußen. Die Hitze schlägt mir sofort entgegen. Die Luft steht, die Sonne brennt auf den Asphalt. Ich gehe die Straße entlang, mein Herz schneller als meine Schritte. Das Grand Café ist nicht weit, aber jeder Meter fühlt sich plötzlich bewusst an. Als ich die Tür öffne, klingelt leise die Glocke über mir. Der Geruch von Kaffee, Gebäck und warmer Luft schlägt mir entgegen. Mein Blick wandert automatisch durch den Raum. Und dann sehe ich ihn. Xavier steht neben der Theke, im Gespräch mit einem Mann und einer Frau. Sie lachen gerade. Sie sehen ihm ähnlich. Seine Eltern. Ich gehe ein paar Schritte näher. Noch bevor ich ganz bei ihnen bin, bemerken sie mich. Die Frau folgt meinem Blick, dann schaut sie zu Xavier, deutet leicht in meine Richtung. Der Mann nickt ebenfalls. Xavier dreht sich um. Als er mich sieht, bleibt er einen Moment stehen. Dann lächelt er und kommt langsam auf mich zu. Als ich die Tür vom Grand Café aufdrücke, schlägt mir sofort warme Luft entgegen. Es riecht nach Kaffee, nach Kuchen und nach diesem ganz bestimmten Geruch, den Cafés haben, in denen immer Menschen sind. Die kleine Glocke über der Tür klingelt, und ich zucke kurz zusammen, obwohl ich wusste, dass sie da hängt. Ich halte kurz inne und lasse meinen Blick durch den Raum wandern. Und dann sehe ich ihn. Xavier steht neben der Theke und redet mit einem Mann und einer Frau. Er lacht gerade, dieses echte Lachen, bei dem sich seine Augen ein bisschen zusammenziehen. Die Frau hat fast die gleichen Augen wie er. Das müssen seine Eltern sein. Mein Herz fängt an, schneller zu

schlagen, und ich hasse es ein bisschen dafür. Ich gehe ein paar Schritte weiter in den Raum hinein. Meine Sandalen klacken leise auf dem Boden, viel lauter, als sie eigentlich sind. Die Frau bemerkt mich zuerst. Ihr Blick wandert von mir zu Xavier, dann deutet sie leicht in meine Richtung. Der Mann folgt ihrem Blick und nickt kurz. Xavier dreht sich um. Für einen Moment stehen wir uns einfach nur gegenüber. Er lächelt. Nicht dieses höfliche Lächeln, sondern eins, das nur für mich ist. Ich merke, wie meine Schultern sich ein kleines bisschen entspannen. „Hi“, sagt er. „Hi“, sage ich zurück und hoffe, dass meine Stimme normal klingt. „Komm“, sagt er und macht eine kleine Kopfbewegung in Richtung Treppe. „Oben ist es ruhiger.“ Ich nicke und folge ihm. Seine Eltern lächeln mir kurz zu, sagen nichts, lassen uns einfach gehen. Die Treppe nach oben ist schmal. Mit jedem Schritt wird es leiser. Das Stimmengewirr aus dem Café verschwindet langsam, nur noch ein dumpfes Murmeln bleibt. Oben ist es hell. Große Fenster, durch die die Sonne fällt. Ein Sofa, ein niedriger Tisch, Regale mit Büchern und ein paar alte Filmplakate an den Wänden. Es sieht nicht geschniegelt aus, sondern einfach bewohnt. „Setz dich“, sagt Xavier und deutet auf das Sofa. Ich setze mich und lege meine kleine Tasche neben mich. Er bleibt erst stehen, läuft ein paar Schritte hin und her, dann setzt er sich mir gegenüber auf den Sessel. Für einen Moment sagen wir nichts. „Ich war echt nervös“, sagt er dann und lacht kurz, ein bisschen verlegen. „Ich auch“, gebe ich zu. „Gut“ sagt er. „Dann bin ich nicht allein.“ Wir fangen an zu reden. Erst über das Casting, darüber, wie absurd das alles ist. Dann über Schule. Über Lehrer, die so tun, als wäre alles ganz normal. Er erzählt mir von einem Typen aus seiner Klasse, der ihn seit Tagen ausfragt, weil sein Name in einem Artikel stand. Ich erzähle von den Blicken auf dem Flur, von dem Gefühl, beobachtet zu werden. „Manchmal habe ich das Gefühl, ich bin zwei Personen“, sage ich. „Die eine, die einfach nur ich ist. Und die andere, über die alle reden.“ Xavier nickt. „Ja. Und die zweite ist meistens lauter.“ Ich lache leise. „Genau das.“ Es wird langsam ruhiger zwischen uns. Nicht unangenehm, eher... gespannt. Ich spüre, wie mein Herz wieder schneller schlägt. Er schaut mich an, dann kurz auf seine Hände, dann wieder zu mir. „Jane“, sagt er schließlich. „Ich wollte dir das eigentlich schon früher sagen.“ Ich halte automatisch den Atem an. „Ich mag dich“, sagt er. „Nicht nur als Freundin.“ Mein Bauch zieht sich zusammen, aber nicht unangenehm. Eher so, als würde etwas an seinen Platz rutschen. „Ich mag dich auch“, sage ich. Meine Stimme ist leiser, aber sicher. Er atmet hörbar aus und lacht kurz. „Okay.“ Dann wird er wieder ernst. „Willst du... also... willst du mit mir zusammen sein?“ Ich muss nicht überlegen. „Ja.“ Er schaut mich an, als hätte ich ihm gerade etwas sehr Wichtiges geschenkt. Dann rückt er ein kleines Stück näher und nimmt meine Hand. Vorsichtig. Ich lasse sie da. Als ich die Tür vom Grand Café aufdrücke, schlägt mir sofort warme Luft entgegen. Es riecht nach Kaffee, nach Kuchen und nach diesem ganz bestimmten Geruch, den Cafés haben, in denen immer Menschen sind. Die kleine Glocke über der Tür klingelt, und ich zucke kurz zusammen, obwohl ich wusste, dass sie da hängt. Ich halte kurz inne und lasse meinen Blick durch den Raum wandern. Und dann sehe ich ihn. Xavier steht neben der Theke und redet mit einem Mann und einer Frau. Er lacht gerade, dieses echte Lachen, bei dem sich seine Augen ein bisschen zusammenziehen. Die Frau hat fast die gleichen Augen wie er. Das müssen seine Eltern sein. Mein Herz fängt an, schneller zu schlagen, und ich hasse es ein bisschen dafür. Ich gehe ein paar Schritte weiter in den Raum hinein. Meine Sandalen klacken leise auf dem Boden, viel lauter, als sie eigentlich sind. Die Frau bemerkt mich zuerst. Ihr Blick wandert von mir zu Xavier, dann deutet sie leicht in meine Richtung. Der Mann folgt ihrem Blick und nickt kurz. Xavier dreht sich um. Für einen Moment stehen wir uns einfach nur gegenüber. Er lächelt. Nicht dieses höfliche Lächeln, sondern eins, das nur für mich ist. Ich merke, wie meine Schultern sich ein kleines bisschen entspannen. „Hi“, sagt er. „Hi“, sage ich zurück und hoffe, dass meine Stimme normal klingt. „Komm“, sagt er und macht eine kleine Kopfbewegung in Richtung Treppe. „Oben ist es ruhiger.“ Ich nicke und folge ihm. Seine Eltern lächeln mir kurz zu, sagen nichts, lassen uns einfach gehen. Die Treppe nach oben ist schmal. Mit jedem Schritt wird es leiser. Das

Stimmengewirr aus dem Café verschwindet langsam, nur noch ein dumpfes Murmeln bleibt. Oben ist es hell. Große Fenster, durch die die Sonne fällt. Ein Sofa, ein niedriger Tisch, Regale mit Büchern und ein paar alte Filmplakate an den Wänden. Es sieht nicht geschniegelt aus, sondern einfach bewohnt. „Setz dich“, sagt Xavier und deutet auf das Sofa. Ich setze mich und lege meine kleine Tasche neben mich. Er bleibt erst stehen, läuft ein paar Schritte hin und her, dann setzt er sich mir gegenüber auf den Sessel. Für einen Moment sagen wir nichts. „Ich war echt nervös“, sagt er dann und lacht kurz, ein bisschen verlegen. „Ich auch“, gebe ich zu. „Gut“ sagt er. „Dann bin ich nicht allein.“ Wir fangen an zu reden. Erst über das Casting, darüber, wie absurd das alles ist. Dann über Schule. Über Lehrer, die so tun, als wäre alles ganz normal. Er erzählt mir von einem Typen aus seiner Klasse, der ihn seit Tagen ausfragt, weil sein Name in einem Artikel stand. Ich erzähle von den Blicken auf dem Flur, von dem Gefühl, beobachtet zu werden. „Manchmal habe ich das Gefühl, ich bin zwei Personen“, sage ich. „Die eine, die einfach nur ich ist. Und die andere, über die alle reden.“ Xavier nickt. „Ja. Und die zweite ist meistens lauter.“ Ich lache leise. „Genau das.“ Es wird langsam ruhiger zwischen uns. Nicht unangenehm, eher... gespannt. Ich spüre, wie mein Herz wieder schneller schlägt. Er schaut mich an, dann kurz auf seine Hände, dann wieder zu mir. „Jane“, sagt er schließlich. „Ich wollte dir das eigentlich schon früher sagen.“ Ich halte automatisch den Atem an. „Ich mag dich“, sagt er. „Nicht nur als Freundin.“ Mein Bauch zieht sich zusammen, aber nicht unangenehm. Eher so, als würde etwas an seinen Platz rutschen. „Ich mag dich auch“, sage ich. Meine Stimme ist leiser, aber sicher. Er atmet hörbar aus und lacht kurz. „Okay.“ Dann wird er wieder ernst. „Willst du... also... willst du mit mir zusammen sein?“ Ich muss nicht überlegen. „Ja.“ Er schaut mich an, als hätte ich ihm gerade etwas sehr Wichtiges geschenkt. Dann rückt er ein kleines Stück näher und nimmt meine Hand. Vorsichtig. Ich lasse sie da. Wir sitzen noch einen Moment so da, unsere Hände ineinander verschränkt, als wäre das etwas ganz Neues, das wir erst ausprobieren müssen. Ich merke, dass meine Hand ein bisschen schwitzt, hoffe, dass es ihm nicht auffällt. Falls doch, sagt er nichts. „Du bist übrigens...“, fängt er an und bricht dann kurz ab. Ich schaue ihn an. „Was?“ Er lächelt schief, kratzt sich kurz am Nacken. „Sehr hübsch.“ Dann fügt er schnell hinzu: „Also nicht nur heute. Sondern... generell.“ Mir wird sofort warm im Gesicht. „Danke“, sage ich und muss grinsen, obwohl ich eigentlich versuchen wollte, cool zu bleiben. „Du auch.“ Er lacht leise. „Danke.“ Wir reden weiter, über nichts besonders Wichtiges und gleichzeitig über alles. Er erzählt mir, wie es ist, über dem Café zu wohnen, dass er manchmal nachts noch Stimmen von unten hört, wenn er eigentlich schlafen sollte. Ich erzähle ihm von meinen Katzen, davon, dass Tapsi immer irgendwo hochklettert, wo er nicht sollte, und dass Sammy grundsätzlich so tut, als wäre er genervt von allem. „Ich würde gern mal alle drei kennenlernen“, sagt Xavier. „Sie werden dich mögen“, sage ich sofort. „Kathy mag eigentlich jeden. Die Jungs sind da kritischer.“ Er grinst. „Dann muss ich mich anstrengen.“ Irgendwann schauen wir beide gleichzeitig auf die Uhr. Die Zeit ist schneller vergangen, als ich dachte. „Ich sollte langsam zurück“, sage ich. Er nickt. „Ja. Aber... wir sehen uns morgen in der Schule.“ „Ja“, sage ich. „Und schreiben.“ „Definitiv.“ Er begleitet mich noch bis zur Treppe. Unten höre ich wieder Stimmen, das Klappern von Tassen. Bevor ich gehe, bleibt er stehen. Zögert kurz. Dann beugt er sich vor und gibt mir einen kurzen, vorsichtigen Kuss auf die Wange. Mein Herz macht dabei irgendetwas Seltsames. „Bis später“, sagt er leise. „Bis später“, sage ich. Als ich wieder draußen in der Hitze stehe, fühlt sich alles ein bisschen anders an.

Kapitel 7:

Am nächsten Morgen wache ich auf, bevor mein Wecker klingelt. Das passiert mir sonst nie. Mein Handy liegt neben mir und für einen kurzen Moment denke ich, dass alles vielleicht nur ein Traum

war. Dann sehe ich seinen Namen auf dem Display. Eine Nachricht von Xavier, geschickt um kurz nach sieben.

Guten Morgen, ich hoffe du hast gut geschlafen?

Ich grinse sofort. Einfach so, ohne Grund. Doch, mit Grund. Ich tippe zurück, lösche, tippe neu.

Ja und du?

Noch bevor ich aufstehen muss, vibriert das Handy wieder. Ja. Und nur damit du's weißt:

Du bist echt hübsch. Auch morgens.

Ich halte mir kurz die Hand vors Gesicht, weil mir alles viel zu warm wird. Dann zwingen mich aus dem Bett. Schule wartet. Und ich habe so ein Gefühl, dass das heute... anstrengend wird. In der Küche sitzt mein Bruder schon am Tisch und schiebt sich Müsli in den Mund. Er mustert mich. Zu lange. „Warum grinst du so?“, fragt er mit vollem Mund. „Tue ich nicht.“ „Doch.“ Meine Mutter schaut von der Kaffeemaschine herüber. „Hast du gute Laune?“ „Geht so“, sage ich und greife nach einem Apfel. Ich weiß nicht warum, aber ich will das alles noch ein bisschen für mich behalten. Wenigstens heute Morgen. Der Schulhof ist schon von weitem lauter als sonst. Gruppen stehen zusammen, Leute zeigen auf ihre Handys, flüstern. Als ich durch das Tor gehe, merke ich, wie sich Blicke auf mich richten. Manche lächeln. Manche starren einfach. „Jane!“, ruft jemand. Es ist ein Mädchen aus der Parallelklasse. „Herzlichen Glückwunsch!“ „Wozu?“, frage ich, obwohl ich es schon ahne. Sie hält mir ihr Handy hin. Auf dem Bildschirm ist ein Artikel. Mein Name. Ein Foto vom Castinggebäude. Mein Herz rutscht irgendwo Richtung Schuhe. „Die New York Times hat dich erwähnt“, sagt sie. „Also online.“ Ich schlucke. „Ach so.“ Im Klassenzimmer wird es nicht besser. Kaum sitze ich, beugt sich jemand zu mir. „Stimmt das, dass du die Hauptrolle hast?“ „Wann gehst du nach Kanada?“ „Wirst du berühmt?“ Ich versuche zu antworten, aber alles fühlt sich komisch an. Als würde ich plötzlich unter einer Lupe stehen. Dann sehe ich ihn. Xavier steht an der Tür, den Rucksack locker über einer Schulter. Unsere Blicke treffen sich. Er lächelt. Nicht dieses große, laute Lächeln. Sondern das ruhige, nur für mich. Er kommt zu mir rüber und setzt sich auf die Tischkante neben meinem Platz. „Hey“, sagt er leise. „Hey.“ „Alles okay?“ Ich zucke mit den Schultern. „Ganz schön viel gerade.“ Er nickt. „Komm nachher in der Pause mit raus, ja?“ Ich nicke. Als er wieder geht, höre ich hinter mir ein Kichern. Ich tue so, als wäre nichts. In der großen Pause stehen wir ein bisschen abseits. Die Sonne scheint, aber ich merke sie kaum. Xavier lehnt am Zaun, schaut mich an, als gäbe es gerade nichts Wichtigeres. „Das mit den Zeitungen... das wird noch mehr werden“, sagt er. „Ich weiß.“ Er grinst schief. „Ich bin trotzdem stolz auf dich.“ Ich schaue auf meine Schuhe. „Echt?“ „Ja. Und“, er hebt mein Kinn leicht an, nur mit einem Finger, ganz vorsichtig, „du bist immer noch hübsch. Auch wenn alle gucken.“ Mein Herz stolpert einmal komplett durcheinander. Für einen Moment vergesse ich alles andere. Schule. Zeitungen. Casting. Es gibt nur uns zwei und dieses neue Gefühl, das gleichzeitig aufregend und ein bisschen beängstigend ist. Der Morgen beginnt früh. Schon um sieben Uhr wache ich auf, das Licht fällt durchs Fenster und macht alles ein bisschen heller, als es sich anfühlt. Ich stehe auf, ziehe schnell meinen Schlafanzug aus und schlüpfe in etwas Bequemes. Im Badezimmer nehme ich mir Zeit, mein Haar zu kämmen, meine Haut kurz abzutupfen und die Lippen leicht einzufetten. Heute ist kein normaler Tag – heute ist Fotoshootingtag. Und ich bin ein bisschen nervös, obwohl Carla und Claire mir über Nachrichten schon hundertmal Mut gemacht haben. Beim Frühstück sitzen alle zusammen, und es ist nicht die übliche Ruhe. Carla und Claire haben sich extra früh bei mir gemeldet, um sich noch einmal zu vergewissern, dass alles klappt. Meine Eltern schauen mir neugierig zu, als ich mein Müsli löftele. „Bist du aufgeregt?“ fragt meine Mutter lächelnd. „Ein

bisschen“, gebe ich zu. „Aber es ist auch aufregend, richtig Lust drauf zu haben.“ Mein Vater nickt. „Das wird toll. Wir freuen uns auf die Bilder. Du wirst super aussehen.“ Mein Bruder schiebt mir sein Croissant zu. „Na, knipst du wieder die ganzen Teenie-Magazine voll? Pass auf, dass ich nicht auch reinkomme.“ Ich lache leise. Nach dem Frühstück fahren wir gemeinsam los. Carla und Claire sind schon vor Ort, als wir am Studio ankommen. Sie winken mir zu, ich winke zurück. Meine Hände zittern leicht, aber das fällt niemandem auf. Wir betreten das Gebäude, und sofort begrüßt uns der Fotograf, ein freundlicher Mann mittleren Alters, der sofort locker mit uns redet. „So, ihr drei, wir machen ein paar Aufwärmshots und schauen, wie ihr euch bewegt. Locker bleiben, okay?“ „Alles klar“, sage ich, versuche, ruhig zu wirken. Carla lacht und stupst Claire an. „Na dann, Showtime, Leute.“ Claire grinst. „Nur ein bisschen. Wir sind ja Profis.“ Wir werden in einen Nebenraum geführt, in dem Kostüme, Accessoires und Requisiten stehen. Mira und Elias sind auch schon da. Wir haben uns kurz beim Casting gesehen, aber noch nicht richtig miteinander gesprochen. Elias lächelt mir zu, Mira nickt freundlich. Ich spüre, dass die beiden ebenso aufgeregt sind wie ich. „Hi Jane“, sagt Mira. „Schön, dich wiederzusehen.“ „Hi! Freut mich auch“, antworte ich. Dann schaue ich zu Elias. „Hey.“ Er grinst nur, leicht nervös, und ich merke, wie sich mein Herz ein kleines bisschen schneller bewegt. Wir setzen uns auf die Couch, während Carla und Claire noch ein paar Selfies machen. „Damit ihr uns auf den Fotos wenigstens ein bisschen sehen könnt“, sagt Carla grinsend. Ich lache, während Claire die Kamera hält und ein paar Schnappschüsse macht. „Okay“, ruft der Fotograf, „erst mal ein paar Einzelaufnahmen. Jane, du fängst an.“ Ich stehe auf, Carla und Claire begleiten mich. Sie geben mir kleine Tipps: „Stell dich locker hin.“ „Kinn leicht anheben.“ „Lächeln, aber nicht zu breit.“ Ich nicke, versuche mir alles zu merken. Die ersten Aufnahmen laufen gut. Dann kommen Mira und Elias für ihre Shots. Wir reden zwischendurch, lachen über die merkwürdigen Posen, die uns der Fotograf vorsetzt. Carla macht Witze über die Grimassen, die Mira zieht, Claire kichert und kommentiert alles. Es fühlt sich fast an wie ein normales Zusammensein, nur dass wir alle wissen, dass später unser Gesicht in Zeitungen erscheinen wird. Nach einer Weile sollen wir zu Dritt posieren. Ich stelle mich zwischen Mira und Elias. „Okay, mal sehen, wie wir als Trio wirken“, sage ich. Mira lächelt. „Wir kriegen das schon hin.“ „Nur locker bleiben“, fügt Elias hinzu. Ich spüre, wie mein Puls steigt, aber gleichzeitig auch, wie viel Spaß es macht. Wir bewegen uns durch den Raum, wechseln Positionen, lachen über die improvisierten Posen. Carla und Claire feuern uns von der Seite an, machen kleine Kommentare: „Jane, Streck die Schulter noch ein Stück, das sieht eleganter aus!“ „Mira, nicht so steif, lächeln!“ „Elias, locker die Arme!“ Der Fotograf macht ständig Anweisungen, probiert unterschiedliche Lichtquellen, Hintergründe. Ich merke, wie sich die Aufregung langsam in Vorfreude verwandelt. Mira und Elias reden immer mal wieder leise miteinander, ich beobachte es kurz, aber konzentriere mich wieder auf unsere Gruppe. Carla und Claire fotografieren zwischendurch Handysfotos von uns, flüstern und lachen, wir alle fühlen diese Mischung aus Aufregung und Spaß. Zwischendurch sagt Elias etwas Lustiges über eine Pose, und wir lachen alle gleichzeitig. Dieses Lachen, das ganz ungestört ist, macht die ganze Spannung leichter. Ich merke, dass mir Mira und Elias sympathisch sind, richtig sympathisch, und hoffe, dass wir auch später beim Dreh so gut miteinander harmonieren. Carla und Claire stupsen mich an, „Du musst ihnen schon zeigen, dass wir die beste Cheerleadertruppe sind!“, und ich lache wieder.

Am Ende der Session lehnt sich der Fotograf zurück. „Perfekt, das war super. Ich glaube, wir haben alles, was wir brauchen. Ihr drei seid klasse zusammen.“ Wir atmen alle aus. Die Anspannung fällt von uns ab. Carla und Claire klatschen, Mira und Elias lächeln. Ich spüre ein warmes Glücksgefühl, das durch den ganzen Körper geht. Als das Fotoshooting vorbei ist, fühlt sich mein Kopf leer und voll gleichzeitig an. Mira steht neben mir und zieht ihre Jacke über, Elias lehnt noch kurz bei den Lichtstativen und verabschiedet sich vom Fotografen. Alles wirkt plötzlich wieder normal, fast

zu normal, nachdem man so lange im Mittelpunkt gestanden hat. „Ich glaub, ich habe noch nie so oft meinen Namen gehört wie heute“, sagt Mira und lacht leise. „Oder so oft stillgestanden“, ergänze ich. „Ich wusste irgendwann gar nicht mehr, ob mein Gesicht noch mir gehört.“ Elias kommt zu uns rüber. „Aber es hat sich gut angefühlt“, sagt er. „Also... das Zusammenspiel.“ Ich nicke. „Ja. Irgendwie schon.“ Meine Mutter wartet schon ein Stück entfernt. Sie winkt mir kurz zu, sagt aber nichts, lässt mir den Moment. Wir verabschieden uns voneinander, nicht überschwänglich, eher ruhig. Es fühlt sich richtig an. Zuhause ziehe ich mich zuerst um und lasse mich dann mit meinem Handy aufs Bett fallen. Kaum liege ich, ploppt unsere Gruppe auf. Claire hat geschrieben: UND??? Ich starte direkt einen Videocall. Carla nimmt als Erste ab, Claire kurz danach. „Okay“, sagt Carla sofort. „Du hast genau drei Sekunden, bevor ich ausraste.“ Ich grinse. „Also. Fotoshooting ist durch. Mit Mira und Elias.“ „Natürlich mit denen“, sagt Claire. „Wie war’s?“ „Kommisch. Und cool. Und anstrengend. Und irgendwie... größer als ich gedacht hab.“ Ich erzähle ihnen alles. Wie wir standen, wie oft neu angesetzt wurde, wie konzentriert Mira war und wie ruhig Elias geblieben ist. Carla hört mit dem Kinn in der Hand zu, Claire nickt ständig. „Das klingt nach richtig Profi“, sagt Carla. „Ja“, sage ich leise. „Genau so hat es sich angefühlt.“ Ich zögere kurz, dann sage ich: „Und... Xavier hat mir geschrieben.“ Beide erstarren. „WAS“, sagt Carla. „JETZT“ sagt Claire gleichzeitig. Ich lese die Nachricht vor. Carla springt fast aus dem Bild. „Nein. Nein nein nein. Das ist zu gut.“ Claire lächelt breit. „Und?“ „Wir haben uns getroffen“, sage ich. „Und... wir sind jetzt zusammen.“ Einen Moment ist es still. Dann schreit Carla. „ICH WUSSTE ES.“ Claire klatscht in die Hände. „Endlich!“ Ich lache, aber meine Stimme zittert ein bisschen. „Es fühlt sich noch unwirklich an.“ „Das darf es auch“, sagt Claire ruhig. „Du musst es nicht sofort verstehen.“ Kathy springt mir plötzlich auf die Beine und rollt sich zusammen. Ich streichle ihr automatisch über den Rücken. „Selbst die Katze weiß, dass heute ein wichtiger Tag war“, meint Carla. Wir reden noch lange. Über Xavier. Über Schule. Über alles, was gerade passiert. Bevor wir auflegen, sagt Carla: „Versprich uns eins.“ „Was?“ „Egal, wie verrückt alles wird. Du bleibst du.“ Ich nicke. „Versprochen.“ Als ich später das Licht ausmache, ist mein Kopf immer noch laut.

Kapitel 8:

Am nächsten Morgen merke ich sofort, dass sich etwas verändert hat. Nicht dramatisch, nicht laut. Eher so, als würde alles ein Kleines bisschen genauer hinschauen. In der U-Bahn sitzen Claire und ich nebeneinander. Carla steht uns gegenüber und hält sich an der Stange fest. Normalerweise reden wir morgens durcheinander, heute ist es ruhiger. Claire scrollt auf ihrem Handy, Carla beobachtet die Leute. „Du bist heute überall“, sagt Carla plötzlich. „Was?“ Sie dreht ihr Handy zu mir. Ein Artikel. Mein Name. Ein Bild vom Fotoshooting. Claire seufzt. „Das ging schnell.“ Ich zucke mit den Schultern. „War irgendwie klar, oder?“ „Ja“, sagt Carla. „Aber klar heißt nicht angenehm.“ Vor der Schule bleiben ein paar Leute stehen, schauen, flüstern. Nichts Gemeines. Eher neugierig. Trotzdem fühlt es sich komisch an. Ich bin froh, dass Carla neben mir läuft und Claire mir einen kurzen Blick zuwirft, der sagt: Ich bin da. In der ersten Stunde setze ich mich ganz normal auf meinen Platz. Ein paar Köpfe drehen sich. Dann klingelt es, und plötzlich ist wieder Unterricht. Mathe. Zahlen. Aufgaben. Etwas, das nichts von mir will außer Aufmerksamkeit. In der Pause wird es wieder lauter. Zwei Mädchen aus einer unteren Klasse sprechen mich an, fragen nach einem Foto. Ich sage Ja, lächle, versuche locker zu bleiben. Carla steht direkt hinter mir, Claire wartet an der Treppe. „Und?“, fragt Carla, als wir weitergehen. „War okay.“ „Wenn es nervt, sagst du Bescheid“, meint Claire. „Wir blocken notfalls.“ Ich muss lachen. „Meine persönlichen Bodyguards.“ Später sehe ich Xavier auf dem Gang. Er kommt nicht sofort auf mich zu, wartet einen Moment, bis wir allein sind. Kein großes Ding, kein Drama. Nur ein Lächeln. Ein leises „Hey“. „Hey“, sage ich zurück. Wir gehen ein Stück nebeneinanderher. Nicht Händchen haltend, nicht

auffällig. Es fühlt sich gut an. Normal. Als würde es genau so gehören. Am Nachmittag sitzen wir zu dritt wieder zusammen. Carla erzählt irgendwas von einem neuen Musikstück, Claire skizziert nebenbei in ihr Heft. Ich höre zu, auch wenn mein Kopf manchmal abschweift. „Du bist heute ziemlich weg“, sagt Claire irgendwann. „Sorry.“ „Nicht schlimm“, meint Carla. „Ist viel gerade.“ Ich nicke. Genau das ist es. Viel. Aber nicht zu viel. Als ich abends in meinem Zimmer sitze, denke ich daran, wie alles gleichzeitig passiert. Schule. Fotos. Xavier. Meine Freundinnen. Und irgendwo dazwischen ich. Ich klappe mein MacBook zu, strecke mich auf dem Bett aus und lasse den Tag einfach da sein, ohne ihn sortieren zu müssen. In den Tagen danach wird Schule gleichzeitig normaler und anstrengender. Normal, weil der Stundenplan derselbe bleibt. Anstrengend, weil gefühlt jeder zweite Blick an mir hängen bleibt. Manche lächeln, manche flüstern, manche tun so, als wäre nichts. Ich bin froh über jede Matheaufgabe, die mich zwingt, auf etwas anderes zu achten. Carla und Claire sind immer da. In den Pausen sitzen wir zusammen, wie immer. Carla redet über Musik, über ein neues Stück, an dem sie arbeitet. Claire zeigt mir Skizzen, die sie heimlich im Unterricht gemacht hat. Manchmal reden wir auch über Xavier, aber nicht ständig. Es fühlt sich nicht nötig an, alles auszusprechen. Nachmittags sehe ich ihn öfter. Keine großen Dates, eher kleine Treffen. Ein Spaziergang, ein Eis, nebeneinandersitzen und reden. Es ist ruhig zwischen uns, aber nicht unangenehm. Eher vertraut. Dann rückt der Abschied näher. Claire schlägt vor, noch einmal etwas zusammen zu machen, bevor ich fliege. Kein großes Ding, sagt sie. Einfach wir. Also sitzen wir ein paar Tage später bei ihr im Wohnzimmer. Musik läuft leise, auf dem Tisch stehen Snacks, Carla hat irgendwas Selbst Gemachtes mitgebracht, das überraschend gut schmeckt. „Also“ sagt Carla irgendwann und hebt ihr Glas. „Auf Kanada.“ „Und darauf, dass du uns nicht vergisst“, ergänzt Claire. „Als ob“, sage ich und stoße mit ihnen an. Wir lachen viel an dem Abend. Reden über alte Sachen, über peinliche Momente, über Dinge, die wir irgendwann machen wollen. Es fühlt sich gleichzeitig leicht und schwer an. Als ich später meine Jacke anziehe, drückt Claire mich fest. Carla gleich danach. „Schreib uns“, sagt Carla. „Immer“ sage ich. Am nächsten Tag packe ich. Zwei Koffer stehen offen auf dem Boden. Ich falte Kleidung, lege Sachen wieder raus, dann wieder rein. Meine Mutter schaut zwischendurch rein, fragt, ob ich Hilfe brauche. Ich schüttele den Kopf. Irgendwann sind die Koffer zu. Schwer, aber nicht zu schwer. Der Flug ist früh. Am Flughafen ist alles laut und hell. Ich sitze am Fenster, meine Mutter neben mir. Als wir starten, halte ich kurz die Armlehne fest. Später, irgendwo über dem Ozean, wird das Flugzeug plötzlich unruhig. Es ruckelt, das Licht flackert kurz. „Alles gut“, sagt meine Mutter ruhig und legt ihre Hand auf meine. Ich nicke, auch wenn mein Magen sich anders anfühlt. Als wir landen, bin ich müde und aufgeregt zugleich. Draußen wartet ein Taxi mit einem Schild von der Castingagentur. Der Fahrer lächelt kurz, nimmt die Koffer. Ich steige ein, lehne den Kopf ans Fenster und sehe zu, wie die Stadt an mir vorbeizieht. Kanada fühlt sich noch fremd an. Aber es fühlt sich auch nach Anfang an. Der Boden unter meinen Schuhen ist feucht, weil es in der Nacht geregnet hat. Überall riecht es nach nassem Holz und Erde. Ich stehe noch in meiner Jacke neben dem Maskenwagen und halte meinen Becher mit warmem Tee viel zu fest. „Jane?“, ruft jemand. Ich drehe mich um. Der Regisseur steht ein paar Meter entfernt und winkt mich heran. Neben ihm steht Ethan Cole. Ich kenne sein Gesicht aus Filmen, aus Interviews, aus Szenen, die ich schon hundertmal gesehen habe. Und jetzt steht er einfach hier, in Jeans und einem dunklen Mantel. Mein Magen zieht sich kurz zusammen. Ich gehe rüber, versuche normal zu laufen. „Das ist Jane“, sagt der Regisseur. „Sie spielt Elin.“ Ethan lächelt mich an. Nicht dieses Film-Lächeln, eher ruhig. „Hi.“ „Hi“, sage ich. Meine Stimme klingt zum Glück normal. „Wir spielen gleich zusammen“, sagt er. „Hast du den Text?“ Ich nicke. „Ja.“ „Gut“ meint er. „Dann lass uns das kurz durchgehen.“ Wir setzen uns auf eine Holzkiste. Er liest ein paar Zeilen, ich antworte. Er hört zu, unterbricht nicht. Ich merke, wie meine Anspannung langsam nachlässt. „Du hörst gut zu“, sagt er irgendwann. „Danke.“ „Viele spielen nur ihre eigenen Momente“, fügt er hinzu. „Du reagierst.“ Ich spüre, wie mir warm wird, sage aber nichts. Als wir

aufstehen, sehe ich Mira ein paar Meter entfernt. Ihre Augen sind groß. Elias grinst breit. Ich gehe an ihnen vorbei. „Du hast gerade mit Ethan Cole gegessen“, flüstert Mira. „Ich weiß“, flüstere ich zurück. „Du warst voll ruhig“, sagt Elias. „Ich war innerlich nicht ruhig.“ Wir lachen leise. Später, in der Mittagspause, sitze ich mit meinem Teller am Rand des Sets. Vegetarische Pasta, ziemlich gut. Neben mir setzt sich Naomi Reyes. Sie spielt eine wichtige Rolle im Film, ist überall bekannt. „Ist hier noch frei?“, fragt sie. „Ja“, sage ich sofort und rutsche ein Stück. „Erster großer Dreh?“, fragt sie, während sie isst. „Nicht der erste“, sage ich ehrlich. „Aber der größte.“ Sie nickt. „Das merkt man. Aber du machst das gut.“ Ich weiß kurz nicht, was ich sagen soll. „Danke.“ Sie erzählt mir von ihren ersten Drehs, von Fehlern, von Momenten, in denen sie dachte, sie schafft das alles nicht. Es beruhigt mich mehr, als ich erwartet habe. Als sie aufsteht, sagt sie: „Wenn du irgendwann unsicher bist, sag was. Niemand hier erwartet Perfektion.“ Ich sehe ihr nach und atme tief ein. Am Abend schreibe ich Carla und Claire davon. Von Ethan. Von Naomi. Carla schickt mir zehn Ausrufezeichen. Claire schreibt: Klingt, als wärst du genau da, wo du sein sollst. Ich lege das Handy weg und sehe aus dem Hotelfenster. Die Stadt leuchtet. Und irgendwo dazwischen bin ich. Der Drehtag beginnt früh und endet spät. Heute drehen wir eine Szene im Wald, weit hinten, wo der Boden weich ist und das Licht durch die Bäume fällt. Ich stehe markiert auf meinem Punkt, das Kleid schwerer als sonst, weil es noch leicht feucht ist vom Tau. „Und... bitte“, sagt der Regisseur. Ich spiele. Höre zu. Reagiere. Elias steht mir gegenüber, sagt seinen Text ruhig, fast leise. Für ein paar Minuten existiert nichts anderes als diese Szene. Keine Kameras. Keine Crew. Nur wir. „Cut.“ Ein leises Murmeln geht durchs Set. Jemand lobt etwas, jemand korrigiert eine Kleinigkeit. Ich trete zurück, ziehe mir die Jacke über. Mira kommt zu mir. „Das war gut“, sagt sie. „Ja“, sage ich. „Hat sich auch so angefühlt.“ Wir setzen uns auf eine umgestürzte Baumwurzel. Ich ziehe mein Handy aus der Tasche. Keine neue Nachricht. Ich schaue kurz auf die Uhr. Er hat sonst um diese Zeit geschrieben. „Alles okay?“, fragt Mira. „Ja“, sage ich automatisch. Aber es stimmt nicht ganz. Abends im Hotel liege ich auf dem Bett, die Füße über der Bettkante. Ich schreibe Xavier. Drehtag war lang, aber gut. Wie war dein Tag? Die Nachricht bleibt ungelesen. Am nächsten Tag ist es genauso. Drehen. Schule. Pause. Handy checken. Nichts. Ich sage mir, dass er beschäftigt ist. Schule. Proben. Freunde. Ich kenne das ja selbst. Ein paar Tage später sitzen wir wieder in der Mittagspause. Elias kaut auf seinem Brot herum, Mira trinkt Tee. „Du bist stiller als sonst“, sagt Elias. „Müde“ sage ich. Mira sieht mich kurz an, sagt aber nichts. Abends ruft Carla mich an. „Hey“, sagt sie. „Hey.“ „Sag mal... Xavier ist komisch.“ Ich setze mich auf. „Wie meinst du?“ „Er hängt plötzlich ständig mit Leuten rum, die wir nicht kennen. Und... er wirkt abwesend.“ Claire kommt dazu. „Er fragt nie nach dir.“ Ich schlucke. „Vielleicht ist er einfach überfordert.“ „Vielleicht“ sagt Claire vorsichtig. Ich lege auf und starre eine Weile auf mein Handy. Dann schreibe ich ihm wieder. Kurz. Unaufdringlich. Keine Antwort. Am Set versuche ich, mich zusammenzureißen. In einer Szene vergesse ich meinen Einsatz. „Stopp“, sagt der Regisseur ruhig. „Jane, alles okay?“ „Ja“, sage ich sofort. „Sorry.“ Wir drehen die Szene neu. Sie klappt. Trotzdem fühle ich mich unkonzentriert. Nach dem Take setzt sich Naomi neben mich. „Du bist woanders“, sagt sie. Nicht vorwurfsvoll. Ich zucke mit den Schultern. „Privates Zeug.“ Sie nickt. „Passiert. Versuch, es hier kurz draußen zu lassen. Nicht für den Film. Für dich.“ Ich atme tief durch und nicke. In den nächsten Tagen schreibe ich weniger. Warte mehr. Und merke, dass das Warten anstrengender ist als alles andere. Als ich abends mit Mira und Elias im Hotelflur sitze, sagt Mira plötzlich: „Du bist nicht schuld.“ Ich sehe sie an. „Egal, was da ist“, sagt sie ruhig. „Du bist nicht schuld.“ Ich sage nichts. Aber irgendwas in mir entspannt sich ein kleines Stück. Die Drehpause wird an einem Dienstag angekündigt. Zwei Wochen. Als der Regisseur es sagt, geht ein leises Aufatmen durchs Set. Ich merke erst da, wie müde ich bin. Im Hotel packe ich wieder Koffer. Dieses Mal schneller, routinierter. Meine Mutter sitzt auf dem Bett und checkt noch einmal die Zeiten. „Freust du dich?“, fragt sie. „Ja“, sage ich. Und es stimmt. Aber da ist auch etwas anderes. Ein Ziehen im Bauch, das ich

nicht ganz einordnen will. Der Flug zurück fühlt sich kürzer an als der Hinflug. Ich sitze am Fenster, starre hinaus, denke an zuhause. An mein Zimmer. An Carla und Claire. Und an Xavier. Ich schreibe ihm, dass wir landen werden. Er liest die Nachricht. Antwortet nicht. Am Flughafen ist es laut. Stimmen, Rollkoffer, Durchsagen. Meine Mutter läuft ein Stück vor mir. Ich halte mein Handy in der Hand, schaue immer wieder drauf. „Vielleicht wartet er draußen“, sagt meine Mutter, als hätte sie meine Gedanken erraten. „Vielleicht“ sage ich. Draußen ist niemand, den ich kenne. Im Taxi lehne ich den Kopf an die Scheibe. Die Straßen kommen mir vertraut vor. Das fühlt sich gut an. Zuhause ist alles genau da, wo es war. Meine Koffer stehen im Flur, mein Zimmer riecht noch gleich. Ich schreibe Carla und Claire, dass ich angekommen bin. Beide antworten sofort. Carla will mich sehen. Claire auch. Ich schreibe Xavier. Ich bin jetzt da. Keine Antwort. Am Abend liege ich in meinem Bett und höre Geräusche aus dem Haus. Stimmen meiner Eltern. Schritte meines Bruders. Alles normal. Nur ich liege wach. Ich sage mir, dass wir uns morgen sehen. Dass er vielleicht einfach beschäftigt ist. Dass nicht alles immer sofort Sinn ergeben muss. Aber irgendwo tief drin weiß ich, dass diese zwei Wochen anders werden, als ich sie mir vorgestellt habe.

Kapitel 9:

Ich stehe vor dem Grand Café. Die Sonne scheint auf den Gehsteig, die Straße ist voll, aber das Café sieht ruhig aus. Ferienzeit. Eigentlich hätten heute alle frei, aber ich habe mich extra früher auf den Weg gemacht, um Xavier pünktlich zu treffen. Mein Herz klopft schneller, als ich die Tür öffne. „Hallo?“, sage ich leise, und mein Blick sucht ihn sofort. Kein Xavier. Ich gehe zur Theke, schaue nach draußen. Immer noch niemand. Mein Handy vibriert, aber es ist nur eine Nachricht von Claire: Alles gut? Ich tippe schnell zurück: Ja, bin schon da. Aber... er ist nicht hier. Ich setze mich an einen Tisch am Fenster, ziehe meine Handtasche auf meinen Schoß. Die Minuten vergehen. Ich habe das Gefühl, dass jede Sekunde länger dauert als die vorherige. Ich schaue auf mein Handy. Keine Nachricht. Keine Anrufe. „Hey, bist du allein?“, fragt eine Stimme. Ich drehe mich um. Carla steht dort, lächelt leicht. „Ich habe gedacht, ich schau mal vorbei.“ „Ja... ich warte auf Xavier“, sage ich. Die Worte klingen unsicherer, als ich dachte. Sie setzt sich mir gegenüber. „Und?“ „Und... er ist nicht gekommen.“ Ich beiße mir auf die Lippe. „Ich weiß nicht, warum. Vielleicht ist was passiert.“ Carla legt ihre Hand auf meine. „Hey, vielleicht hat er nur verschlafen. Oder es gab was Unerwartetes. Er hat sich doch immer gemeldet, oder?“ „Ja, normal schon“, sage ich. „Aber ich weiß nicht... ich habe Angst, dass ihm etwas passiert sein könnte. Oder dass er einfach... nicht mehr will.“ Meine Stimme klingt kleiner, als ich sie selbst hören möchte. „Oder er ist nur unpünktlich“, sagt Claire, die plötzlich auch auftaucht, mit ihrem Rucksack auf der Schulter. „Wir sollten ihm ein bisschen Zeit geben.“ Ich nicke, aber das Ziehen in meinem Bauch bleibt. Ich spiele nervös mit dem Reißverschluss meiner Tasche, schaue wieder auf die Straße. Autos fahren vorbei, Menschen lachen, aber ich kann es kaum wahrnehmen. „Weißt du“, sagt Carla leise, „wir können hier sitzen, solange du willst. Du musst nicht allein warten.“ „Danke“, sage ich. Ich lege mein Handy auf den Tisch und sehe hinaus. Minuten vergehen. Ich überprüfe die Uhr. Zehn Minuten, zwanzig, dreißig. Kein Xavier. „Vielleicht...“, sage ich, „ist etwas passiert, auf das ich keine Antwort habe. Ich habe Angst, dass...“ Meine Stimme bricht ein wenig. Claire legt mir die Hand auf den Arm. „Hey, hör zu. Wir sind hier. Egal was passiert, wir kümmern uns darum. Du bist nicht allein.“ Ich nicke, spüre, wie sich die Enge in meiner Brust ein kleines Stück löst, aber die Sorge bleibt. Ich schaue erneut aus dem Fenster, immer wieder, in der Hoffnung, dass sein Gesicht zwischen den Passanten auftaucht. Aber die Minuten verstreichen. Ich seufze leise und lehne mich zurück. Vielleicht kommt er gleich, sage ich mir innerlich. Aber tief in mir bleibt diese Unsicherheit, dieses mulmige Gefühl, das ich nicht abschütteln kann. Irgendwann weiß ich einfach, dass er nicht mehr kommt.

Die Sonne ist weitergewandert, das Café füllt sich, leert sich wieder. Carla sitzt noch neben mir, Claire gegenüber. Ich starre auf die Tür, obwohl ich längst spüre, dass es keinen Sinn mehr hat.

Mein Handy liegt vor mir auf dem Tisch.

Ich tippe.

Bist du noch unterwegs?

Die Nachricht wird sofort gelesen. Mein Herz schlägt schneller.

Dann schreibt er zurück.: Tut mir leid. Ich schaffe es nicht. Der Reifen vom Auto meiner Mutter ist platt. Wir kommen hier gerade nicht weg.

Ich lese es zweimal. Dreimal.

Ein platter Reifen. Das ist ärgerlich. Aber kann natürlich vorkommen.

Alles okay bei euch? schreibe ich.

Ja, ist nur nervig. Ich melde mich später.

Ich atme aus. Die Spannung in meiner Brust löst sich ein Stück. „Reifenpanne“, sage ich zu Carla und Claire.

Claire nickt langsam. „Passiert.“

Carla zieht die Schultern hoch. „Immerhin hat er geschrieben.“

Ich lächle. „Ja.“

Eine Woche später sind immer noch Ferien. Ich schlafe länger, treffe mich mit Carla und Claire, versuche die zwei Wochen auszukosten, bevor es wieder nach Kanada geht. Dann schreibt Claire. *Bist du zuhause?* Ich antworte ihr schnell: Ja, warum? Es dauert länger als sonst, bis sie antwortet.

Ich glaube, ich habe gerade Xavier gesehen. Mein Herz macht einen Sprung. *Wo?* Claire:
In der Stadt. Beim Kino.

Ich setze mich auf. Und?

Die drei Punkte erscheinen. Verschwinden. Erscheinen wieder.

Er war nicht allein.

Mir wird plötzlich kalt.

Mit wem?

Mit einem Mädchen. Sie...

Pause.

Sie haben Händchen gehalten.

Ich starre auf das Display. Meine Finger fühlen sich taub an.

Bist du sicher? tippe ich.

Ja, antworte sie.

Ich schreibe Xavier: *Warst du heute in der Stadt?*

Keine

Antwort. Ich schreibe nochmal: *Xavier?* Dann liest er es endlich. *Ja, warum?* Ich schlucke: *Mit wem warst du da?* Dann schreibt er lange nichts, bis wieder eine Nachricht aufleuchtet: *Mit Luisa, sie ist nur eine Freundin. Du kennst sie doch, aus der Schule.* Innerlich weiß ich nicht, ob ich ihm vertrauen kann, Luisa kam mir immer schon suspekt vor und warum sollte er mit ihr Händchen halten, wenn sie nur eine Freundin ist. Dann frage ich ihn: *Warum hast du dann mit ihr Händchen gehalten? Claire hat dich gesehen.* Er schreibt schnell und kurze Zeit später plopt wieder eine Nachricht auf: *Habe ich nicht. Wir haben uns nur wegen eines Biologieprojektes getroffen und waren dann in der Stadt, um ein Eis zu essen.* Ich antworte: *Sorry, aber das glaube ich dir nicht, Claire hat dich gesehen und warum sollte sie mich belügen. Für mich ist es vorbei. Egal, was da lief, aber du hast mich belogen.* Dann kam nichts mehr und ich löschte meinen Chat mit ihm. Dann saß ich einfach da und dachte über die schönen Erlebnisse mit ihm nach, unser erstes Treffen im Café, der Horrorfilm im Kino, den wir beide schrecklich fanden und der Ausflug in den Tierpark. Warum musste er es so beenden...

Kapitel 10:

Ein paar Tage später packe ich wieder meinen Koffer für Kanada. Meine Mutter redet über Flugzeiten, ich nicke nur. Im Flugzeug schaue ich aus dem Fenster. Unter uns verschwinden Lichter, Straßen, alles. Der Flug war lang. Zu lang für Gedanken, die man nicht haben wollte. Jane sah aus dem Fenster, als sie über die Wolken flogen. Alles weiß. Unendlich. So ruhig von oben. Sie fragte sich, ob es da unten genauso ruhig war, wo sie landeten. Nach der Landung fühlte sich Kanada anders an als beim ersten Mal. Nicht mehr dieses große Unbekannte. Eher wie ein Ort, der sie prüfend ansah. Diesmal war es nicht Vancouver. Nicht diese große, gläserne Stadt mit ihren Hochhäusern und Filmstudios. Diesmal fuhren sie weiter. „Zwei Stunden noch“, sagte ihre Mutter, während sie im Crew-Van saßen. Jane blickte aus dem Fenster. Die Stadt wurde kleiner. Dann verschwanden die Hochhäuser. Wälder begannen. Endlos wirkende Wälder. Die Straße zog sich wie ein graues Band durch Grün und Felsen. „Hier drehen wir?“ fragte Jane leise. „Teilweise. Die Außenszenen, bei denen viel Natur benötigt wird.“ Natur war untertrieben. Es war Weite. Himmel, der größer war als alles, was sie kannte. Berge in der Ferne. Seen, die wie Spiegel lagen. Nach einer weiteren halben Stunde bog der Van auf eine Schotterstraße. Jane spürte, wie es in ihrem Bauch kribbelte. Nicht Angst. Eher... Unruhe. Dann sah sie es. Die Ranch. Ein großes, helles Holzhaus mit breiter Veranda. Daneben Stallungen. Ein Zaun, der sich über das Land zog. Pferde auf einer Weide. Der Wind bewegte ihr Fell wie Wellen. „Wow“, murmelte ihre Mutter. Der Van hielt. Ein Mann stieg ihnen entgegen. Mittlere Vierzig. Bart, wettergegerbtes Gesicht, freundliche Augen. „Willkommen im Nirgendwo“, sagte er mit einem schiefen Lächeln. „Ich bin Tom.“ „Danke, dass wir hier wohnen dürfen“, sagte Janes Mutter. „Kein Problem. Meine Frau wollte schon immer ein bisschen Hollywood im Haus.“ „Wir sind nicht Hollywood“, sagte Jane automatisch. Tom grinste. „Noch nicht.“ Aus dem Haus kam eine Frau. Ruhige Ausstrahlung. Dunkle Haare zum Zopf gebunden. Und hinter ihr, ein Junge. Vielleicht ein Jahr älter als Jane. Groß. Lockere Haltung. Beobachtender Blick. Tom deutete. „Das ist meine Frau Sarah. Und unser Sohn Harry.“ Harry nickte leicht. „Hey.“ Nicht übertrieben cool. Nicht schüchtern. Einfach normal. Jane nickte zurück. „Hi.“ Sarah trat näher und umarmte Janes Mutter sofort herzlich. „Ihr seid bestimmt müde.“ „Ein bisschen“, gab ihre Mutter zu. „Die Zimmer sind oben. Eins für Sie, eins für Jane. Wir haben extra Platz gemacht.“ „Danke“, sagte Jane leise. Harry nahm einen der Koffer. „Ich trag das.“ „Geht schon“, sagte sie automatisch. Er zuckte mit den Schultern. „Ich trainiere quasi mein ganzes Leben dafür.“ Sie hob eine Augenbraue. „Für Koffer?“ „Für alles, was schwer ist.“ Da war dieses leichte Grinsen. Etwas in ihr reagierte. Nicht Liebe. Nicht sofortiges Interesse. Aber Neugier. Sie gingen die Holzterrasse hoch. Das

Haus roch nach Holz, Heu und etwas Warmem, vielleicht Zimt. „Wenn ihr irgendwas braucht“, sagte Sarah, „einfach sagen. Frühstück machen wir meistens zusammen. Und keine Sorge, hier beißt nichts.“ „Außer die Mücken im Sommer“, murmelte Harry. „Harry.“ „Was? Ist doch wahr.“ Jane musste wieder lächeln. Es fühlte sich ungewohnt an, nach den letzten Wochen. Oben zeigte Harry ihr das Zimmer. Schräges Dach. Großes Fenster mit Blick auf die Weide. Man konnte die Pferde sehen. „Nicht schlecht, oder?“ sagte er. „Nicht schlecht“, wiederholte sie leise. Er stellte den Koffer ab. „Also... du bist die Schauspielerin.“ „Ich schätze.“ „Ist das komisch?“ „Was?“ „Dass dich hier keiner kennt.“ Sie dachte kurz nach. „Eigentlich ganz gut.“ Er nickte. „Hier interessiert’s die Pferde nicht.“ Sie trat ans Fenster. Eines der Pferde hob den Kopf. Dunkles Fell. Kraftvoller Körper. „Wie heißt das?“ fragte sie. „Der Schwarze? Das ist Spartan.“ Sie drehte sich langsam um. „Spartan?“ „Ja. Warum?“ Sie schüttelte leicht den Kopf. „Klingt stark.“ „Ist er auch.“ Sie sah wieder hinaus. Ist das komisch?“ „Was?“ „Dass dich hier keiner kennt.“ Sie dachte kurz nach. „Eigentlich ganz gut.“ Er nickte. „Hier interessiert’s die Pferde nicht.“ Sie trat ans Fenster. Eines der Pferde hob den Kopf. Dunkles Fell. Kraftvoller Körper. „Wie heißt das Pferd?“ fragte sie. „Der Schwarze? Das ist Spartan.“ Sie drehte sich langsam um. „Spartan?“ „Ja. Warum?“ Sie schüttelte leicht den Kopf. „Er sieht hübsch aus.“ „Ja, aber wild.“ Sie sah wieder hinaus. Sie sah wieder hinaus. Der erste Abend auf der Ranch fühlte sich seltsam normal an. Der Esstisch war groß, aus massivem Holz, mit kleinen Kratzern und Kerben, die Geschichten erzählten. Sarah stellte dampfende Schüsseln auf den Tisch. „Kein Sterne-Restaurant“, sagte sie, „aber hungrig geht hier niemand ins Bett.“ „Riecht besser als jedes Restaurant“, meinte Janes Mutter ehrlich. Jane setzte sich zwischen ihre Mutter und Harry. Tom schenkte Wasser ein. „Also“, begann Tom, „wie lange dreht ihr diesmal hier draußen?“ „Knapp ein Monat“, antwortete Janes Mutter. „Die großen Außenszenen.“ „Und danach?“ „Zurück ins Studio.“ Harry sah Jane an. „Und du bist dann wieder weg?“ Die Frage war schlicht, aber sie traf. „Ja“, sagte sie. „Irgendwann schon.“ „Wie ist das so? Immer woanders sein?“ Jane zuckte leicht mit den Schultern. „Man gewöhnt sich dran.“ Ihre Mutter warf ihr einen kurzen Blick zu. Sie wusste, dass das nur die halbe Wahrheit war. Tom grinste. „Ich komm kaum aus diesem Tal raus. Für mich ist schon die Fahrt in die nächste Stadt Abenteuer.“ „Du würdest nach drei Tagen Großstadt fliehen“, sagte Sarah trocken. „Wahrscheinlich.“ Alle lachten. Jane merkte, wie gut es tat, an einem Tisch zu sitzen, wo niemand sie nach Schlagzeilen fragte. Wo keiner wissen wollte, wie sich Ruhm anfühlt. Hier war sie einfach Jane. Später, als sie oben in ihrem Zimmer war, setzte sie sich aufs Bett und starrte auf ihr Handy. Kein neues Nachrichtensymbol. Xavier hatte ihr noch einmal geschrieben, nachdem sie gegangen war. Bitte lass uns reden. Sie hatte nicht geantwortet. Sie legte das Handy weg. Hier roch es nach Holz. Nicht nach Kaffee und Erinnerungen. Und doch war er noch da, irgendwo in ihrem Kopf. Der Wecker klingelte um fünf. Jane rollte sich zur Seite und blinzelte ins Halbdunkel. Draußen lag Nebel über der Weide. Die Pferde wirkten wie Schatten. Unten roch es nach Kaffee und Toast. „Du siehst müde aus“, stellte Mira fest, als sie Jane am Set traf. „Bin ich auch. „Gedanken?“ Jane zuckte mit den Schultern. „Alles.“ Mira sah sie prüfend an. „Er?“ Jane nickte kaum sichtbar. Mira seufzte leise. „Er ist ein Idiot.“ „Das sagen alle.“ „Weil es stimmt.“ Jane lächelte schwach. Der Dreh begann. Eine Szene im Wald. Viel Laufen. Viel Ernst. Viel Emotion. Und Jane war nicht ganz da. „Cut“, sagte der Regisseur. „Jane, nochmal bitte. Mehr Fokus.“ „Sorry.“ Sie versuchte es wieder. Doch zwischen den Bäumen tauchten immer wieder Gedanken auf. Warum habe ich es nicht gemerkt? Warum habe ich ihn nicht öfters angerufen? Nach der dritten Wiederholung kam Mira zu ihr. „Stopp.“ „Was?“ „Hör auf, dir Vorwürfe zu machen.“ „Ich mache mir keine—“ „Doch. Sieht man dir an.“ Jane atmete aus. „Vielleicht hätte ich mehr—“ „Nein“, unterbrach Mira fest. „Er hat dich betrogen. Nicht andersrum.“ Jane schwieg. „Du kannst nicht für jemanden kämpfen, der heimlich aus dem Ring steigt“, sagte Mira leiser. Jane sah sie an. Und diesmal nickte sie.

Harry war gerade dabei, frisches Stroh zu verteilen, als Jane am Eingang auftauchte. „Du kannst reinkommen“, sagte er, ohne aufzusehen. „Er beißt nur Leute, die er nicht mag.“ „Und? Mag er mich?“ „Er kennt dich noch nicht.“ Sie trat näher. Spartan hob den Kopf, musterte sie mit dunklen Augen. „Brauchst du Hilfe?“ fragte sie. Harry drehte sich um, sah auf ihre sauberen Sneakers, dann wieder in ihr Gesicht. „Das ist nicht Instagram-tauglich.“ „Ich auch nicht gerade.“ Er reichte ihr eine Mistgabel. „Okay. Wenn du nach fünf Minuten flüchtest, sag ich nichts.“ „Deal.“ Sie arbeitete sich neben ihn durch das Stroh. Der Geruch war intensiv, aber vertraut. Erdiger als jedes Filmset. „Du stellst dich nicht ganz dumm an“, stellte er nach einer Weile fest. „Ich bin früher geritten“, sagte sie. „Als ich klein war.“ „Wie klein?“ „Sieben. Acht. Vielleicht neun.“ „Und dann aufgehört?“ Sie nickte. „Schule. Dreharbeiten. Termine. Irgendwann war keine Zeit mehr.“ „Zeit hat man“, sagte er ruhig. „Man nimmt sie sich nur nicht.“ Sie warf ihm einen kurzen Blick zu. „Klingt, als würdest du das aus Erfahrung sagen.“ Er grinste schief. „Ich habe mal mit Eishockey aufgehört. Für die Ranch. War nicht freiwillig.“ Sie arbeiteten weiter. Es war kein gezwungenes Gespräch. Kein peinliches Abtasten. Eher wie zwei Leute, die nebeneinander etwas Echtes tun. Als sie fertig waren, lehnte Jane sich gegen die Boxentür von Spartan. „Harry?“ „Hm?“ „Meinst du... ich könnte wieder anfangen? Mit dem Reiten? Also richtig?“ Er sah sie direkt an. Nicht überrascht. Eher prüfend. „Willst du das, weil es cool klingt?“ „Nein.“ „Weil du was suchst, das dich ablenkt?“ Die Frage traf. Sie dachte kurz nach. „Vielleicht auch das.“ Er nickte langsam. „Dann ist es zumindest ehrlich.“ Sie atmete durch. „Würdest du mir helfen?“ Er sah zu Spartan. Dann wieder zu ihr. „Wenn du es ernst meinst.“ „Tu ich.“ Er wurde sachlicher. „Dann müssen wir meine Eltern fragen.“ „Natürlich.“ „Nicht, weil ich es nicht will“, fügte er hinzu. „Aber wenn hier jemand reitet, dann tragen sie die Verantwortung. Und deine Mutter muss auch wissen, worauf sie sich einlässt.“ Jane nickte. „Ist fair.“ Spartan stupste sie plötzlich mit der Nase an. Sie lachte leise. „Ich glaub, er hat schon entschieden.“ Harry schmunzelte. „Er entscheidet nichts. Er testet.“ „So wie du?“ Er zuckte mit den Schultern. „Vielleicht.“ Für einen Moment sahen sie sich einfach nur an. Kein Drama. Kein Funkensprühen. Nur dieses stille Interesse. Draußen wehte Wind über die Weide. Und irgendwo zwischen Heu, Staub und Pferdeatem begann etwas, das nichts mit Kameras zu tun hatte. Am nächsten Morgen war die Sonne gerade über den Baumwipfeln aufgegangen. Ein leichter Wind zog über die Weiden, trug den Duft von frischem Gras und Erde mit sich. Jane stand auf der Veranda des Hauses, ihre Stiefel festgeschnürt, die Hose ordentlich, die Hände in den Taschen. Spartan wieherte in der Ferne. Ihr Herz klopfte – Aufregung mischte sich mit einem Hauch Nervosität. „Bist du bereit?“ Harry kam aus dem Stall, ein Sattel in der Hand, sein Gesicht halb von der Mütze verschattet. „So bereit man halt sein kann, wenn man seit Jahren nicht mehr geritten ist“, antwortete Jane und musste lachen. „Ach komm, das wird schon. Es ist wie Fahrradfahren, nur ein bisschen größer... und lebendiger“, grinste er. Sie gingen gemeinsam zum Stall, wo Spartan bereits unruhig auf und ab schritt. Jane streichelte ihm vorsichtig den Hals, spürte das warme Fell unter ihren Fingern. „Er fühlt sich noch vertraut an“, murmelte sie. „Er merkt, dass du zurück bist“, sagte Harry. „Und dass du Respekt hast.“ „Respekt... ja, das stimmt.“ Sie fühlte sich ehrfürchtig, fast klein vor der Größe und Kraft des Pferdes. „Also zuerst erklären wir ein paar Basics“, sagte Harry, als sie Spartan an den Strick führten. „Wie du aufsteigst, wie du das Gleichgewicht hältst und wie du ihm klare Signale gibst.“ Jane hörte genau zu, nahm alles auf. Harry zeigte, wie man den Sattel überprüft, wie der Gurt sitzen muss, und erklärte, warum das Anlegen der Trense so wichtig war. Zwischendurch scherzte er: „Wenn du ihn zu fest am Zügel hältst, denkt er, er muss dich abwerfen.“ „Nicht so hilfreich für mich, danke“, murmelte Jane und grinste. Dann kam der spannende Teil: das Aufsteigen. Harry stellte Spartan so hin, dass Jane den Sattel gut erreichen konnte. „Halb auf den Hocker stellen, dann Schwung holen, ein Bein über den Rücken. Immer langsam.“ Jane nickte, atmete tief durch, fasste die Zügel. „Okay, los geht’s.“ Mit Harrys Hilfe schwang sie sich auf den Rücken von Spartan. Ein kleiner Schreckmoment, als das Pferd einen

Schritt zur Seite machte, aber sie balancierte und spürte die Muskeln unter ihr arbeiten. „Wow... ich habe das Gefühl, er lebt.“ „Lebendig ist gut“, sagte Harry. „Du wirst lernen, seine Bewegungen zu lesen.“ Sie ritten zuerst nur im Schritt über die kleine Sandbahn. Harry ging nebenher, erklärte, wie sie die Zügel halten sollte, wie sie das Gewicht verlagern konnte, um Spartan zu lenken. Jane fühlte sich schnell sicherer und begann, Spartan kleine Richtungswechsel zu geben. „Gute Balance!“, lobte Harry. „Versuch jetzt, das Gewicht leicht nach vorne zu verlagern, wenn er schneller geht.“ Jane nickte, ihr Herz pochte, als Spartan in einen lockeren Trab überging. Die Geschwindigkeit war aufregend, der Wind spielte in ihren Haaren. „Oh... das ist... fantastisch!“, rief sie, als ein Lächeln ihr Gesicht erhellte. „Und jetzt atmen, bleib locker, denk daran, ihm zu vertrauen“, sagte Harry. Sie ritten noch eine Weile, übten Richtungswechsel, Hütchen umreiten und kleine Stopps. Jane konnte fühlen, wie sich ihre Hände, Beine und ihr Körper anpassen mussten. Es war ein Tanz zwischen ihr und Spartan, ein gegenseitiges Lesen und Reagieren. „Du bist schneller als ich dachte“, bemerkte Harry, als sie anhielten. „Ich glaube, wir werden ein gutes Team.“ „Ich hoffe es“, antwortete Jane. „Danke, dass du mir das zeigst. Ich habe richtig Lust bekommen.“ „Kein Problem. Aber denk dran: wir fangen langsam an. Erst Basics, dann steigern wir die Schwierigkeit. Morgen probieren wir vielleicht ein bisschen Galopp.“ „Galopp... oh je“, murmelte Jane und lachte, „das klingt aufregend.“

„Du schaffst das. Ich helfe dir.“ Als sie das Pferd zurück in die Box führten, streichelte Jane Spartan noch einmal. „Danke, großer Kerl. Wir werden viel Spaß haben, oder?“ „Definitiv“ antwortete Harry. „Und wenn du willst, zeig ich dir danach auch, wie man richtig springt.“ Jane konnte nicht anders, als zu strahlen. Es fühlte sich an wie ein neues Abenteuer, ein Stück Freiheit. Und neben diesem Abenteuer spürte sie die leise Freude, dass Harry sie geduldig und freundlich einführte, ohne Druck. Die ersten Stunden vergingen wie im Flug. Jane konnte sich nicht erinnern, wann sie zuletzt so konzentriert und gleichzeitig glücklich gewesen war.

Kapitel 11:

Am nächsten Morgen tat mir alles weh. Nicht schlimm. Nur dieses Ziehen in den Oberschenkeln, dass mich beim Treppe-Runtergehen daran erinnerte, dass ich gestern tatsächlich geritten bin. Richtig geritten. Unten saß Harry schon am Tisch und schob sich ein Stück Toast in den Mund. „Du läufst wie eine Achtzigjährige“, stellte er trocken fest. „Ich bin nur vorsichtig“, murmelte ich und setzte mich. „Das nennt man Würde.“ „Das nennt man Muskelkater.“ Ich warf ihm einen Blick zu. „Heute also Galopp?“ Er hob eine Augenbraue. „Wenn du dich traust.“ Ich grinste. „Ich traue mich immer.“ „Gut. Dann sehen wir ja.“ Der Dreh war heute im Wald. Nebel hing zwischen den Bäumen, das Licht war weich und silbrig. Es hätte magisch aussehen sollen. Und diesmal fühlte ich mich auch ein bisschen magischer. „Alles okay bei dir?“ fragte Mira leise, während wir auf die nächste Einstellung warteten. „Ja“, sagte ich. „Besser.“ Sie musterte mich. „Du wirkst... klarer.“ Ich zögerte kurz. „Ich reite.“ „Du was?“ „Harry bringt es mir bei.“ Sie grinste sofort. „Aha.“ „Nicht so“, murmelte ich, obwohl ich merkte, wie meine Wangen warm wurden. „Noch nicht“, sagte sie bedeutungsvoll. Ich schubste sie leicht. Als die Kamera lief, war ich plötzlich voll da. Kein Gedanke an Xavier. Kein dumpfes Ziehen im Bauch. Nur der Text. Die Szene. Meine Figur. „Cut! Perfekt, Jane!“ rief der Regisseur. Ich atmete aus. Vielleicht hatte Mira recht gehabt. Vielleicht war es nie meine Schuld gewesen. Als ich am Nachmittag zum Stall ging, wartete Harry schon mit Spartan. „Du hast’s also überlebt“, sagte er. „Knapp.“ Er musterte mich. „Du wirkst anders.“ „Wie anders?“ „Wacher.“ Ich zuckte mit den Schultern. „Vielleicht, weil ich weiß, dass ich gleich wieder hochdarf.“ Er nickte. „Okay. Heute machen wir Galopp. Aber erst Wiederholung.“ Wir starteten im Schritt. Dann Trab. Ich merkte, wie mein Körper sich schneller erinnerte als mein Kopf. „Ruhig atmen“, sagte Harry neben mir. „Nicht verkrampfen.“ „Ich verkrampfe nicht.“ „Deine Schultern

sagen was anderes.“ Ich ließ sie bewusst sinken. „Gut. Jetzt bereiten wir den Galopp vor.“ Mein Herz fing an zu klopfen. „Du gibst ihm mit dem äußeren Bein leicht Druck, verlagert dein Gewicht ein bisschen nach vorne. Und dann... vertraust du.“ „Einfach so?“ „Einfach so.“ Ich schluckte. „Okay.“ Ich sammelte die Zügel, gab das Signal. Spartan setzte sich kraftvoll in Bewegung. Der erste Sprung war wie ein kleiner Schock. Mein Körper wurde nach hinten gedrückt, dann wieder nach vorne. Ich hielt mich instinktiv zu fest. „Locker!“, rief Harry. „Du kämpfst gegen ihn, nicht mit ihm!“ „Er ist schnell!“ „Er ist nicht schnell. Er läuft.“ Ich biss mir auf die Lippe, zwang mich zu atmen. Versuchte, die Bewegung mitzunehmen, statt dagegenzuhalten. Und plötzlich... war es da. Dieses Gefühl von Fliegen. Der Wind in meinem Gesicht. Das rhythmische Hämmern der Hufe. Kein Boden unter mir, nur Kraft. Ich lachte. Laut. „Siehst du!“ rief Harry. „Du kannst es!“ Ich galoppierte eine Runde, dann noch eine. Beim Abbremsen war ich kurz unsicher, zog zu stark an den Zügeln. Spartan schüttelte den Kopf. „Sanfter“ sagte Harry ruhig. „Er ist kein Auto.“ „Sorry“, murmelte ich und strich Spartan über den Hals. „Ich lerne noch.“ Harry kam näher. „Das war gut. Wirklich.“ Ich sah ihn an. „Echt?“ „Ja. Du hast keine Angst.“ Ich dachte kurz nach. „Doch. Schon. Aber... nicht vor ihm.“ Er lächelte leicht. Und für einen Moment war es still zwischen uns. Nur Spartan atmete schwer. „Morgen könnten wir einen kleinen Ausritt machen“, sagte er dann. „Nur hier ums Gelände.“ „Ich will“, sagte ich sofort. „Keine Sekunde überlegen?“ „Nein.“ Er grinste. „Mutig.“ „Oder dumm.“ „Mutig“ wiederholte er. Später am Abend lag ich im Bett und starrte an die Holzdecke. Mein Handy lag neben mir. Keine Nachricht von Xavier. Und zum ersten Mal wartete ich nicht. Ich dachte an den Galopp. An dieses Gefühl, dass mein Körper stärker war, als ich dachte. Dass ich Dinge konnte, die ich fast vergessen hatte. Vielleicht war das hier nicht nur ein Drehort. Vielleicht war es ein Neuanfang. Und vielleicht... Ich drehte mich auf die Seite. Vielleicht war Harry mehr als nur mein Reitlehrer.

Kapitel 12:

Am nächsten Nachmittag stand ich früher als sonst am Stall. Ich war nervöser als vor jeder Szene am Set. Galopp auf der Bahn war eine Sache. Raus ins Gelände eine andere. Harry kam mit zwei gesattelten Pferden um die Ecke. Spartan für mich. Ein hellbrauner Wallach namens River für ihn. „Bereit für die Wildnis, Großstadt?“ fragte er. „Ich bin keine Großstadt“, gab ich zurück. „Ich komme aus New York, nicht vom Mars.“ Er grinste. „Ist für mich dasselbe.“ Ich verdrehte die Augen, aber ich musste lächeln. Bevor wir losritten, wiederholte er ruhig die Regeln. Abstand halten. Nicht panisch werden, wenn Spartan schneller wird. Gewicht tief in die Fersen. „Und wenn ich runterfalle?“ fragte ich halb im Scherz. „Dann fängst du wieder an“, sagte er ernst. „Aber du fällst nicht.“ Dieses Selbstverständnis in seiner Stimme beruhigte mich mehr, als ich zugeben wollte. Wir ritten im Schritt los, verließen das eingezäunte Gelände und nahmen einen schmalen Pfad zwischen Bäumen. Die Welt veränderte sich sofort. Keine Sandbahn mehr. Kein klarer Rand. Nur Erde, Wurzeln, Lichtflecken. Spartan bewegte sich sicher, als würde er jeden Stein kennen. Ich konzentrierte mich auf meinen Sitz. „Locker“ hörte ich Harry sagen. „Du ziehst schon wieder minimal an.“ „Ich will nur vorbereitet sein“, murmelte ich. „Vorbereitet heißt nicht verkrampft.“ Nach ein paar Minuten fühlte ich mich ruhiger. Wir wechselten in den Trab, dann auf einem breiteren Stück sogar in einen kurzen Galopp. Es war nicht schnell, aber freier als auf der Bahn. Ich spürte Wind an meinen Wangen, hörte mein eigenes Lachen. „Du klingst glücklich“, rief Harry neben mir. „Bin ich auch“, antwortete ich ehrlich. Und ich war es wirklich. Kein Gedanke an Schlagzeilen. Kein Gedanke an Xavier. Nur dieser Moment. Als wir zurückkamen, warteten Mira und Elias schon am Zaun. „Ihr seht aus wie aus einem Western“, rief Mira. „Nur ohne dramatische Musik.“ Elias grinste. „Kann man das auch lernen, oder ist das exklusiv?“ Harry stieg ab. „Wenn ihr euch traut,

klar.“ Mira sah mich an. „Und? Wie schlimm ist es?“ „Nicht schlimm“, sagte ich. „Es fühlt sich an, als würde man wieder atmen lernen.“

Zwei Tage später standen Mira und Elias tatsächlich im Stall. Mira wirkte entschlossen, Elias eher skeptisch. „Wenn ich sterbe, sag meiner Mutter, ich mochte sie“, murmelte er. Ich lachte. „Du stirbst nicht. Du wirst nur Muskelkater haben.“ Harry teilte die Pferde ein und erklärte geduldig alles von vorne. Ich merkte, wie ich automatisch mithalf. „Nicht so fest an den Zügeln“, sagte ich zu Mira. „Er braucht Platz im Maul.“ Harry warf mir einen kurzen Blick zu. „Du klingst schon wie eine halbe Trainerin.“ „Ich lerne vom Besten“, antwortete ich, bevor ich nachdachte. Unsere Blicke trafen sich für einen Moment länger als nötig. Wir ritten gemeinsam erst im Schritt über die Bahn. Mira quietschte beim ersten Trab, fing sich aber schnell. Elias fluchte leise, als sein Pferd leicht zur Seite wich. „Ich schwöre, das Tier testet mich.“ „Tut es auch“, sagte Harry trocken. Ich merkte, wie gut es tat, nicht allein zu sein. Lachen zwischen den Übungen. Kleine Fehler. Staub in der Luft. Am nächsten Drehtag standen wir alle zusammen vor der Kamera. Die Außenszenen wirkten echter, seit wir wirklich ritten. In einer Pause setzte sich Mira neben mich auf einen umgestürzten Baumstamm. „Du strahlst“, sagte sie. „Tu ich das?“ „Ja. Und es hat nichts mit Xavier zu tun.“ Ich sah in den Wald. „Ich glaube, ich brauche ihn nicht mehr, um mich ganz zu fühlen.“ Mira lächelte zufrieden. „Das wollte ich hören.“ Abends blieb ich noch im Stall, nachdem die anderen gegangen waren. Spartan kaute ruhig sein Heu. Ich strich ihm über den Hals. „Du bist irgendwie mein Reset-Knopf“, murmelte ich. Hinter mir knarrte die Tür. „Redest du mit ihm oder mit dir?“ fragte Harry. „Mit uns beiden“, sagte ich. Er lehnte sich an die Box. „Du hast dich verändert, seit du hier bist.“ „Gut oder schlecht?“ „Gut. Du bist weniger... angespannt.“ Ich nickte langsam. „Vielleicht, weil hier niemand erwartet, dass ich perfekt bin.“ Er sah mich an, ernst diesmal. „Du musst das auch sonst nicht sein.“ Die Luft zwischen uns wurde stiller. Kein peinliches Schweigen. Eher dieses vorsichtige Näherkommen, bei dem keiner den ersten Schritt zu schnell machen will. „Danke“, sagte ich leise. „Wofür?“ „Für Geduld. Für Ehrlichkeit. Für alles hier.“ Er lächelte kaum sichtbar. „Ist leicht, geduldig zu sein, wenn jemand wirklich lernen will.“ Spartan schnaubte, als würde er uns unterbrechen. Ich musste lachen. „Er mag dich“, sagte Harry. „Woran merkst du das?“ „Er steht ruhig neben dir. Das macht er nicht bei jedem.“ Ich spürte, wie mein Herz schneller schlug, und wusste nicht genau, ob es am Pferd lag oder an ihm. Als ich später ins Haus ging, war ich müde, aber auf eine gute Art. Meine Muskeln brannten, meine Hände rochen nach Leder und Heu, und mein Kopf war endlich leiser. Vielleicht war das hier mehr als nur ein Drehort. Vielleicht begann genau hier etwas Neues. Die Idee entstand nicht spektakulär. Kein dramatischer Sonnenuntergang, kein bedeutungsschwerer Moment. Wir saßen einfach abends am Küchentisch. Tom studierte eine Karte, Sarah schnitt Gemüse, Harry lehnte am Fenster und ich saß mit einer Tasse Tee da und versuchte eigentlich nur, meine müden Beine zu ignorieren. „In zwei Wochen habt ihr doch Drehpause, oder?“ fragte Sarah plötzlich. Ich nickte. „Ja. Vierzehn Tage. Warum?“ Tom tippte mit dem Finger auf die Karte. „Wir wollten schon länger mal wieder einen richtigen Wanderritt machen. Mit Übernachtung draußen.“ Ich hob den Kopf. „Mit Zelt?“ Harry sah mich an. „Mit Zelt. Mit Feuer. Mit allem.“ „Wie weit?“ „Etwa einen Tagesritt rein in die Berge, dort übernachten und am nächsten Tag zurück. Wenn das Wetter hält.“ Mein Herz machte diesen kleinen, gefährlichen Hüpf. „Das klingt... unglaublich.“ Harry musterte mich. „Das ist kein Ausflug auf der Sandbahn. Das ist lang. Und anstrengend.“ „Ich weiß.“ „Du reitest erst seit ein paar Wochen wieder.“ „Ich halte durch.“ Er verzog leicht den Mund. „Darum geht’s nicht nur.“ Ich lehnte mich zurück. „Du glaubst, ich schaffe es nicht.“ „Ich glaube, du willst immer beweisen, dass du alles schaffst.“ Das traf. Ich schwieg einen Moment. „Vielleicht will ich einfach mit.“ Sarah mischte sich ein. „Es wäre ohnehin nur, wenn alle sich sicher fühlen. Und wir bereiten es gut vor.“ „Ich will“, sagte ich ruhig. Harry sah mich lange an. Kein Spott. Keine Ironie. Nur Abwägen. Dann nickte er leicht. „Dann trainieren wir

dafür.“ Mein Puls beschleunigte sich. Training klang ernst. Echtes Ziel. Nicht nur Freizeit. Am nächsten Tag erzählte ich Mira und Elias davon am Set. „Ihr wollt was?“ Mira starrte mich an. „Einen Wanderritt. Fünf Tage.“ Elias blinzelte. „Mit echten Bergen? Und echtem Wetter?“ „Ja“, sagte ich. „Kommt mit.“ Mira grinste sofort. „Natürlich komme ich mit. Ich will Fotos.“ Elias stöhnte, aber ich sah dieses kleine Funkeln in seinen Augen. „Wenn ich abstürze, seid ihr schuld.“

Die nächsten Tage wurden anders. Strukturierter. Harry machte aus unseren Reitstunden kleine Trainingseinheiten. Längere Strecken im Gelände. Mehr Trabphasen. Mehr bergauf. „Du musst lernen, deine Kraft einzuteilen“, sagte er einmal, als wir eine Steigung nahmen. Meine Oberschenkel brannten. „Ich kann“, presste ich hervor. „Nicht kämpfen“, sagte er ruhig. „Mitgehen.“ Ich merkte, wie er mich anders ansah als am Anfang. Nicht mehr wie jemanden, der es vielleicht ausprobiert. Sondern wie jemanden, der bleibt. Einmal, als wir anhielten, um den Pferden Wasser zu geben, stand ich neben ihm am Bach. „Warum willst du wirklich mit?“ fragte er plötzlich. Ich schaute ins Wasser. „Weil ich wissen will, ob ich noch Dinge nur für mich tun kann. Nicht für Rollen. Nicht für Interviews.“ Er nickte langsam. „Dann ist das ein guter Grund.“ Am Set lief es inzwischen erstaunlich gut. Ich vergaß Texte nicht mehr. Ich war pünktlich, konzentriert, präsent. Der Regisseur lobte mich mehrmals. In einer Pause setzte ich mich neben Mira ins Gras. „Du wirkst stärker“, sagte sie. „Fühlst du dich auch so?“ Ich dachte an den ersten Galopp. An den Wald. An Harrys ruhige Stimme. „Ja“, sagte ich leise. „Ein bisschen.“ Abends half ich öfter im Stall. Nicht, weil ich musste. Sondern weil ich wollte. Einmal blieb ich länger, während Harry die Sättel überprüfte. „Spartan trägt dich gut“, sagte er. „Er vertraut dir inzwischen.“ Ich streichelte Spartans Hals. „Ich ihm auch.“ „Vertrauen ist alles da draußen“, meinte Harry. Ich wusste nicht, ob er nur vom Ritt sprach.

Eine Woche vor der geplanten Tour saßen wir wieder über der Karte. Routen wurden besprochen. Pausenpunkte markiert. „Hier schlagen wir das Lager auf“, sagte Tom und tippte auf eine Lichtung nahe einem kleinen See. Ich stellte mir vor, wie es aussehen würde. Sterne. Feuer. Pferde, die ruhig grasen. „Und wenn das Wetter kippt?“ fragte ich. Sarah antwortete ruhig: „Dann drehen wir um. Sicherheit geht vor.“ Harry sah zu mir. „Das gilt auch für dich. Wenn du merkst, dass es zu viel wird, sagst du es.“ Ich nickte. „Versprochen.“ Später stand ich allein auf der Veranda. Der Himmel war weit und klar. Ich hörte Schritte hinter mir. Harry blieb neben mir stehen. „Du freust dich“, sagte er. „Ja.“ „Ich auch.“ Unsere Schultern berührten sich fast, aber nicht ganz. Es war dieses leise Knistern zwischen uns. Noch nichts ausgesprochen. Aber da. Ich hätte nie gedacht, dass Vorfreude so laut sein kann. Den ganzen Tag über fühlte sich alles heller an. Selbst das Stalllicht hatte etwas Feierliches. Morgen würden wir losreiten. Kein Dreh. Keine Kameras. Nur wir, die Pferde und zwei Tage, die niemand geplant hatte außer uns. Ich kniete im Stallgang und rollte gerade eine Decke zusammen, als Harry neben mir auftauchte. „Nicht zu dick“, sagte er ruhig. „In der Nacht wird es kühler, aber die Pferde haben ihr Winterfell.“ „Ich friere schneller als Spartan“, murmelte ich. Er grinste leicht. „Dann packst du für dich extra ein.“ Die Ausrüstung lag bereits sortiert auf einer Plane: Satteltaschen, Seile, Wasserbehälter, kleine Erste-Hilfe-Sets, Proviant. Tom hatte alles sorgfältig überprüft. Sarah hatte Essen vorbereitet, das sich gut transportieren ließ. Mira und Elias waren nach dem Dreh direkt gekommen und halfen, alles zu verteilen. „Ich fühle mich wie in einem Abenteuerfilm“, sagte Mira, während sie eine Taschenlampe testete. „Nur ohne Stunt-Double“, warf Elias ein. „Sehr beruhigend“, antwortete ich trocken. Harry trat neben mich und reichte mir eine kleine Karte. „Du trägst die.“ Ich sah ihn überrascht an. „Warum ich?“ „Weil du lernen willst, Verantwortung zu übernehmen.“ Sein Blick war ernst. Kein Scherz. Kein Spiel. Ich nickte langsam. „Okay.“ Am späten Nachmittag machten wir noch einen kurzen Trainingsritt. Nichts Anstrengendes, eher zum Lockern. Die Pferde wirkten aufgeregt, als wüssten sie, dass etwas bevorstand. Spartan schnaubte und tänzelte unter mir. „Ruhig“ flüsterte ich und strich

ihm über den Hals. Harry ritt neben mir. „Er spürt deine Energie.“ „Ich bin ruhig.“ „Du bist elektrisch.“ Ich musste lachen. „Ist das schlimm?“ „Nein.“ Er sah mich kurz an. „Aber atme.“ Also atmete ich. Tief. Langsam. Und tatsächlich wurde Spartan gleichmäßiger unter mir. Wir ritten eine kleine Schleife durch den Wald. Die Luft roch nach Erde und Harz. Die Sonne stand tief, tauchte alles in goldenes Licht. Ich fühlte mich leicht. Nicht, weil es einfach war. Sondern weil es echt war. Als wir zurückkamen, begann das eigentliche Packen. Satteltaschen wurden befestigt, Gewichte verteilt. Harry überprüfte alles doppelt. „Das ist kein Ausflug zum See“, sagte er. „Wenn etwas verrutscht, kann es scheuern. Wenn etwas fehlt, fehlt es.“ Ich beobachtete seine konzentrierten Bewegungen. Wie selbstverständlich er mit den Gurten arbeitete. Wie ruhig er blieb. „Du machst das oft, oder?“ fragte ich. „Seit ich denken kann.“ „Und du wirst nie nervös?“ Er sah mich an. „Doch. Immer. Wer nicht nervös ist, nimmt es nicht ernst.“ Das beruhigte mich mehr als jedes „Du schaffst das“. Später saßen wir alle gemeinsam im Haus. Die Stimmung war anders als sonst. Erwartung lag in der Luft. Sarah verteilte Tee. Tom ging noch einmal die Route durch. „Erster Abschnitt ist relativ flach“, erklärte er. „Dann kommt ein längerer Anstieg. Wir machen mehrere Pausen. Keiner hetzt.“ Mira hob die Hand. „Was ist mit Bären?“ „Keine“, sagte Harry trocken. „Wirklich?“ „Wirklich.“ Elias lehnte sich zurück. „Wenn ich morgen vom Pferd falle, tut bitte so, als wäre es geplant.“ „Wir filmen es“, sagte Mira sofort. Ich lachte. Es tat gut, dass sie dabei waren. Später, als alle nach und nach schlafen gingen, blieb ich noch draußen auf der Veranda sitzen. Die Nacht war kühl. Die Sterne klar. Ich hörte Schritte. Natürlich wusste ich, wer es war, bevor ich ihn sah. Harry setzte sich neben mich. Für einen Moment sagten wir nichts. „Bereit?“ fragte er schließlich. „Ich glaube schon.“ „Glauben reicht.“ Ich drehte den Kopf zu ihm. „Und du?“ Er zog die Schultern leicht hoch. „Ich habe schon viele Ritte gemacht. Aber keiner war wie dieser.“ „Warum?“ Er sah nach vorne, in die Dunkelheit. „Weil du dabei bist.“ Mein Herz stolperte. Ich sagte nichts. Hätte ich etwas gesagt, wäre es vielleicht zerbrochen. Die Stille zwischen uns war nicht unangenehm. Sie war dicht. Wie etwas, das sich langsam formt. „Jane“, sagte er leise. Ich hob den Blick. „Wenn es morgen zu viel wird, sag es. Du musst niemandem etwas beweisen. Nicht mir. Nicht dir.“ Ich schluckte. „Ich weiß.“ Und ich meinte es. Unsere Hände lagen nah beieinander auf der Holzbank. Nicht berührend. Nur Zentimeter entfernt. Es hätte nur eine kleine Bewegung gebraucht. Aber vielleicht war genau das Schöne daran, dass wir sie nicht machten. „Schlaf“, sagte er schließlich und stand auf. „Wir starten früh.“ Ich blieb noch einen Moment sitzen. Atmete die kühle Luft ein. Hörte die Pferde im Stall schnauben.

Kapitel 13:

Ich war wach, bevor der Wecker klingelte. Nicht dieses verschlafene Wachsein, sondern hellwach, als hätte jemand in mir ein Licht angeknipst. Draußen war es noch blau dunkel, diese leise Stunde, in der selbst die Vögel überlegen, ob sich Singen schon lohnt. Ich zog mich an, band meine Haare zusammen und spürte dieses Kribbeln bis in die Fingerspitzen. Heute war kein Probetag. Heute war echt. Im Stall roch es nach Heu und kühler Morgenluft. Spartan hob den Kopf, als ich kam, und stieß ein leises Schnauben aus, als würde er sagen: Endlich. „Guten Morgen“, murmelte ich und legte meine Stirn kurz an seinen Hals. Sein Fell war warm unter meiner Haut. Harry war schon da. Natürlich. Er kontrollierte gerade die Gurte, prüfte jeden Riemen mit dieser konzentrierten Ruhe. „Du bist früh“, sagte er, ohne aufzusehen. „Du auch.“ Ein kurzer Blick von ihm, dieses kleine Lächeln im Augenwinkel. „Nervös?“ „Ein bisschen.“ „Gut.“ Ich verdrehte die Augen. „Du findest Nervosität echt toll.“ „Ich finde sie ehrlich.“ Tom und Sarah kamen kurz darauf, dann Mira und Elias, beide noch halb im Schlaf, aber tapfer. Taschen wurden befestigt, Wasser verstaut, letzte Checks. Ich überprüfte die Karte in meiner Jackentasche. Sie fühlte sich schwerer an, als sie war. Verantwortung hat Gewicht, auch auf Papier. Als wir schließlich aufsaßen, färbte

sich der Himmel langsam rosa. Die Kälte biss leicht in meine Wangen, aber es fühlte sich klar an, sauber. „Bereit?“ fragte Tom. Ein Nicken ging durch die Runde. Und dann setzten sich die Pferde in Bewegung. Der erste Abschnitt war ruhig. Der Boden noch feucht vom Tau, die Hufe klangen gedämpft. Ich ritt neben Harry, nicht ganz dicht, aber nah genug, um seine Präsenz zu spüren. Wir sprachen wenig. Es war dieses Schweigen, das nicht leer ist, sondern voll von Aufmerksamkeit. Nach etwa einer Stunde erreichten wir den ersten längeren Anstieg. Der Weg wurde schmaler, steiniger. „Tempo rausnehmen“, sagte Harry ruhig. „Lasst die Pferde ihren Rhythmus finden.“ Spartan arbeitete unter mir, kraftvoll, gleichmäßig. Ich beugte mich leicht nach vorne, entlastete ihn, wie wir es geübt hatten. Meine Beine brannten schneller als ich zugeben wollte, aber ich konzentrierte mich auf meinen Atem. Nicht kämpfen. Mitgehen. „Alles okay?“ fragte Harry leise, als der Weg noch steiler wurde. „Ja“, antwortete ich, etwas außer Atem. Er sah mich prüfend an, sagte aber nichts weiter. Das war sein Vertrauen. Oben angekommen machten wir eine Pause. Die Aussicht traf mich unvorbereitet. Wälder, die sich wie ein grünes Meer ausbreiteten. Der See in der Ferne, ein silberner Fleck. Der Himmel inzwischen klar und weit. „Das ist verrückt“, flüsterte Mira und zückte sofort ihre Kamera. Elias starrte nur und sagte: „Okay. Dafür hat sich das frühe Aufstehen gelohnt.“ Ich stieg ab, meine Beine kurz wackelig, und führte Spartan ein Stück. Harry trat neben mich. „Und?“ fragte er. Ich sah ihn an, dann wieder in die Landschaft. „Ich fühle mich... richtig.“ Er nickte langsam. „Du reitest auch so.“ Wir ließen die Pferde trinken, aßen einen kleinen Snack. Ich zog die Karte heraus, überprüfte unsere Position. „Wir sind hier“, sagte ich und zeigte auf den markierten Punkt. Harry beugte sich näher, seine Schulter streifte meine. „Stimmt“, sagte er leise. Sein Atem war nah. Zu nah, um ihn nicht zu bemerken. Für einen Moment vergaß ich die Karte. Dann zwang ich mich, wieder klar zu denken. „Der schwierigere Abschnitt kommt noch“, sagte ich und versuchte sachlich zu klingen. „Ein schmaler Pfad am Hang.“ „Ich weiß“, antwortete er. „Und du schaffst das.“ Kein großes Pathos. Nur Gewissheit. Wir saßen wieder auf und ritten weiter. Der Pfad wurde tatsächlich enger, rechts ging es steiler hinab, links stieg der Hang an. Mein Herz schlug schneller. Spartan spitzte die Ohren, blieb aber ruhig. „Blick nach vorne“, hörte ich Harry sagen. „Nicht runter.“ Ich nickte, auch wenn er es vielleicht nicht sehen konnte. Jeder Schritt fühlte sich bewusster an. Konzentriert. Echt. Ein kleiner Stein löste sich unter einem Huf weiter vorne, rutschte klackernd den Hang hinab. Mira sog scharf die Luft ein. „Alles gut“, sagte Tom ruhig. Und es war gut. Wir kamen sicher durch. Als der Weg sich wieder öffnete, merkte ich erst, wie angespannt ich gewesen war. „Du hast nicht gezögert“, sagte Harry später leise zu mir. „Ich hatte Angst.“ „Mut heißt nicht, keine Angst zu haben.“ Ich lächelte schwach. „Jetzt klingst du wie aus einem Film.“ „Vielleicht bist du einfach am richtigen Drehort.“ Ich lachte, und die Anspannung fiel von mir ab wie Staub. Gegen Nachmittag erreichten wir die Lichtung am See. Genau wie auf der Karte. Das Wasser lag ruhig da, umgeben von Bäumen. Kein Mensch weit und breit. Nur wir. „Zuhause für eine Nacht“, sagte Sarah zufrieden. Ich stieg ab und sah mich um. Die Luft roch nach Wasser und Holz. Spartan senkte den Kopf und begann sofort zu grasen, als hätte er diesen Ort schon immer gekannt. Harry trat neben mich. „Erster Tag geschafft.“ Ich sah ihn an. „Und?“ Er musterte mich mit diesem ruhigen Blick. „Du bist noch hier.“ „War nie geplant zu verschwinden.“ Ein kurzes Lächeln von ihm.

Der See lag da wie eine spiegelnde Fläche aus geschmolzenem Glas. Kein Wind. Nur das leise Rupfen der Pferde im Gras und das Rascheln unserer Schritte, während wir das Lager aufbauten. Ich band Spartan an einer langen Leine zwischen zwei Bäumen an, genug Raum zum Grasens, aber sicher. Er schüttelte sich einmal, als wollte er sagen: akzeptiert. „Zelt oder Feuer?“ fragte Mira und stemmte die Hände in die Hüften. „Erst Feuer“, entschied Tom. „Licht ist wichtiger.“ Harry und ich sammelten Holz. Trockenenes, dünnes zuerst, dann dickere Äste. Unsere Finger streiften sich mehr als einmal, jedes Mal nur ein Hauch, und trotzdem fühlte es sich an, als würde jemand die Welt

leiser drehen und nur diesen Moment lauter. „Du wirkst ruhig“, sagte er schließlich, während er ein paar Zweige brach. „Ich bin müde.“ Er sah mich an. „Nein. Du bist angekommen.“ Das traf mich unerwartet. Vielleicht hatte er recht. Vielleicht war es genau das. Das Feuer fing langsam, dann entschlossener. Kleine Flammen, die sich streckten, wuchsen, knisterten. Mira saß sofort davor wie vor einem Lagerfeuer in einem Film, Elias ließ sich ins Gras fallen und starrte in den Himmel. „Wenn jetzt dramatische Musik einsetzen würde, wäre es perfekt“, murmelte er. „Summ doch was“, sagte ich. „Ich singe nur unter der Dusche.“ „Bitte nicht“, warf Harry trocken ein. Wir lachten. Es fühlte sich leicht an. Echt. Kein Drehbuch, keine zweite Aufnahme. Als es dunkler wurde, bekam die Welt diese tiefe Blautönung, die alles weicher macht. Sarah verteilte Essen. Einfach, warm, genau richtig. Ich saß auf einer Decke, das Feuer vor mir, der See hinter mir. Spartan hob ab und zu den Kopf, kontrollierte die Umgebung, dann fraß er weiter. „Weißt du“, begann Mira plötzlich, „wenn wir morgen zurückkommen, wird alles wieder normal sein. Set, Texte, Interviews.“ „Vielleicht“ sagte ich. Harry warf mir einen Blick zu. „Oder vielleicht nimmst du etwas davon mit.“ Ich dachte darüber nach. Das hier war kein Ausbruch. Es war ein Beweis. Dass ich nicht nur die Rolle bin, die ich spiele. Dass ich Dinge aushalten kann, die nichts mit Applaus zu tun haben. Später entfernten sich die Gespräche. Elias war der Erste, der im Zelt verschwand. Mira folgte kurz darauf, immer noch halb redend. Tom und Sarah blieben noch einen Moment am Feuer, dann wurde es ruhiger. Ich stand auf und ging ein paar Schritte zum See. Das Wasser war dunkel jetzt, nur der Mond zog eine schmale silberne Linie darüber. Ich hörte Schritte hinter mir. Natürlich. Harry blieb neben mir stehen. Keine Worte zuerst. Nur das gleiche ruhige Atmen wie letzte Nacht. „Du hast heute gut reagiert am Hang“, sagte er leise. „Ich hatte Angst, runterzusehen.“ „Aber du hast nicht runtergesehen.“ Ich drehte mich leicht zu ihm. „Du hast gesagt, ich soll nach vorne schauen.“ „Und du hast mir vertraut.“ Zwischen uns war kein Feuer, aber es fühlte sich wärmer an als das Lager hinter uns. „Harry“, sagte ich, und mein Herz schlug plötzlich unvernünftig laut. Er sah mich an, wirklich an. Nicht prüfend. Nicht analysierend. Einfach da. „Was passiert nach diesen zwei Tagen?“ fragte ich. Er antwortete nicht sofort. Seine Hand bewegte sich ein kleines Stück, als würde er überlegen, ob sie die Distanz überbrücken darf. „Dann reiten wir weiter“, sagte er schließlich ruhig. „Vielleicht nicht hier draußen. Aber irgendwo.“ Das war keine große Liebeserklärung. Kein dramatisches Versprechen. Aber es war echt. Und vielleicht war genau das größer. Ein Windhauch strich über den See, kräuselte die Oberfläche. Ich spürte, wie meine Finger sich leicht bewegten, näher zu seinen. Diesmal warteten wir nicht. Seine Hand fand meine. Fest. Warm. Der dritte Tag begann ruhiger als die beiden davor. Kein dramatischer Himmel, kein besonderer Moment. Einfach ein grauer, etwas kühler Morgen. Ich wurde wach, weil Spartan draußen unruhig schnaubte. Ich schob den Reißverschluss des Zelt auf und sah hinaus. Alles wirkte normal. Vielleicht ein bisschen stiller. „Schon wach?“ fragte Mira verschlafen hinter mir. „Ja, ich wollte nur kurz Wasser holen“, antwortete ich und zog meine Jacke über. Die anderen waren noch mit Frühstück beschäftigt. Harry kontrollierte die Gurte, Tom sortierte Karten und Sarah packte bereits einen Teil der Sachen zusammen. Ich ging ein paar Schritte zum Ufer, kniete mich hin und tauchte die Flasche ins Wasser. Dabei hörte ich ein Rascheln im Gebüsch neben mir. Ich drehte den Kopf und sah noch, wie sich eine dunkle Schlange blitzschnell zurückzog. Gleichzeitig spürte ich einen scharfen Stich in meinem Unterarm. Ich zuckte zurück und stand sofort auf. Zwei kleine Einstiche zeichneten sich auf meiner Haut ab. „Harry?“ rief ich, diesmal deutlich. „Ich glaube, ich wurde gebissen.“ Er war sofort bei mir. „Von was genau?“ „Eine Schlange. Sie ist gerade ins Gebüsch verschwunden.“ Sarah kam ebenfalls herüber. Sie blieb erstaunlich ruhig und nahm meinen Arm vorsichtig in die Hand. „Bleib bitte ganz stillstehen, Jane. Je weniger du dich bewegst, desto besser.“ „Ist es schlimm?“ fragte Mira leise. Sarah betrachtete die Wunde genau. „Es sieht nach einem echten Schlangenbiss aus. Zwei deutliche Fangzahnspuren. Wir müssen davon ausgehen, dass sie giftig war.“ Harry sah Sarah direkt an. „Wie viel Zeit haben wir?“ „Das hängt von

der Art ab“, antwortete sie sachlich. „Bei manchen hochgiftigen Schlangen kann es ohne Behandlung innerhalb von ein bis drei Stunden kritisch werden. Aber wir wissen nicht genau, welche es war. Deshalb gehen wir vom schlimmsten Fall aus und handeln schnell.“ Während sie sprach, legte Harry einen Druckverband oberhalb der Bissstelle an. Nicht zu fest, nur so, dass die Ausbreitung verlangsamt wird. Ich merkte, wie sich der Schmerz langsam ausbreitete. Es war kein plötzlicher Zusammenbruch, sondern eher ein stärker werdendes Pochen. Meine Finger fühlten sich etwas taub an. „Mir ist leicht schwindelig“, sagte ich ehrlich. „Das kann durch das Gift kommen oder durch den Schock“, erklärte Sarah ruhig. „Versuche gleichmäßig zu atmen.“ Ich sah auf meinen Arm. Eine rötliche Linie begann sich langsam vom Biss aus nach oben zu ziehen. „Diese Linie bedeutet nicht, dass das Gift direkt zum Herzen wandert“, sagte Sarah sofort, als sie meinen Blick bemerkte. „Es handelt sich dabei um eine Entzündung der Lymphbahnen. Aber es zeigt, dass sich das Gift im Gewebe ausbreitet.“ „Wir haben keinen Empfang“, sagte Elias nach einem Blick auf sein Handy. „Ich bekomme kein Signal.“ Harry nickte knapp, aber kontrolliert. „Dann bringen wir sie zu einem Punkt mit Empfang.“ „Jane sollte sich möglichst wenig bewegen“, ergänzte Sarah. „Je weniger Muskelarbeit, desto langsamer verteilt sich das Gift. Tom sah sich um. „Wir können eine Trage improvisieren. Zwei stabile Äste und eine Decke.“ Ich setzte mich vorsichtig auf den Boden, weil meine Beine sich etwas weich anfühlten. Es war unangenehm, aber nicht panisch. Alles wirkte konzentriert. Zielgerichtet. Harry kniete sich neben mich. „Wie stark sind die Schmerzen auf einer Skala von eins bis zehn?“ „Vielleicht sechs“, antwortete ich nach kurzem Nachdenken. „Es brennt und zieht.“ Er nickte. „Gut, dass du klar antwortest.“ Sarah sah auf die Uhr. „Wir sollten davon ausgehen, dass wir spätestens innerhalb von zwei Stunden medizinische Hilfe brauchen. Mit Gegengift sind die Chancen sehr gut. Ohne Behandlung kann es gefährlich werden, vor allem wenn das Gift in die Atmung beeinträchtigt.“ „Also beeilen wir uns“, sagte Mira, jetzt gefasster. Harry drückte kurz meine Hand. „Wir bringen dich da raus. Und wir bleiben ruhig dabei.“ Ich nickte. Mein Arm pochte weiter, die Linie war ein kleines Stück weitergewandert, aber alles ging langsam. Nicht explosionsartig. Der dritte Tag hatte anders begonnen, als wir erwartet hatten. Wir improvisierten schnell eine Trage aus zwei langen Stangen und einer dicken Decke. Harry, Mira und Elias hoben mich vorsichtig auf, während Sarah meinen Arm stabilisierte. Ich spürte das Pochen des Gifts in meinem Arm stärker werden, aber es war nicht sofort lähmend. Es war ein seltsames Ziehen, ein stetiger Druck, der mich wachhielt. „Jane, wir müssen langsam gehen. Kein Sprint“, sagte Harry, während er die Stange hielt. „Je ruhiger du bleibst, desto besser.“ „Ich versuche es“, flüsterte ich. Mein Herz klopfte schnell, aber ich konzentrierte mich auf das ruhige Atmen, wie Sarah es mir vorher gezeigt hatte. Mira lief neben mir her, hielt die Decke, damit ich nicht rutschte. Elias trug die andere Seite der Stange. „Wie lange brauchen wir, bis wir Empfang haben?“ fragte ich leise. „Circa drei Kilometer, vielleicht ein bisschen weniger“, antwortete Harry. „Es ist steinig, aber wir schaffen das.“ Die Wege waren uneben, manchmal mussten wir kleine Steigungen überwinden. Jedes Stolpern ließ mich kurz aufschrecken, aber die anderen achteten darauf, dass ich stabil lag. Ich merkte, wie sich das Gift langsam ausbreitete; mein Arm wurde schwerer, warm und leicht taub. „Halte noch ein bisschen durch, Jane“, sagte Mira. „Wir sind fast da.“ Ich nickte schwach, spürte aber auch, dass ich müde wurde. Meine Augenlider wurden schwerer, und jeder Schritt fühlte sich länger an. Sarah sprach ruhig auf mich ein: „Es ist gut, dass du bei Bewusstsein bist. Sag uns, wenn sich irgendetwas verschlechtert.“ „Mein Arm... brennt stärker“, murmelte ich. „Das ist normal, wir sind auf dem richtigen Weg“, beruhigte mich Sarah. „Das Gift arbeitet, aber wir bewegen uns jetzt schneller.“ Nach einer gefühlten Ewigkeit hörten wir endlich das Summen eines Handysignaltons. Elias rief in die Luft, und tatsächlich: wir hatten schwachen Empfang. Harry zog sein Handy heraus und wählte sofort den Notruf. „Rettungshubschrauber, bitte kommen Sie zum Koordinatenpunkt Delta, wir haben einen hochgiftigen Schlangenbiss, Patient bewusstseinsfähig, Transport dringend“, sagte Harry in das Telefon, seine

Stimme ruhig, aber bestimmt. Ich fühlte mich schlagartig erleichtert. Die Dringlichkeit war da, aber ein Stück Sicherheit kam zurück. Mira legte mir eine Hand auf die Schulter. „Wir schaffen das, Jane. Bald bist du in sicheren Händen.“ Die Minuten zogen sich wie Stunden, während wir warteten. Ich lag auf der provisorischen Trage, spürte die Vibrationen meiner eigenen Atmung, mein Herz schlug schneller, aber ich versuchte, mich auf die beruhigenden Stimmen um mich herum zu konzentrieren. Sarah überprüfte immer wieder meinen Puls, meine Pupillen, das Bewusstsein. Harry hielt die Trage stabil, und Mira redete leise auf mich ein, erzählte von den Drehszenen, von lustigen Momenten, damit ich nicht in Panik geriet. Schließlich hörten wir in der Ferne ein lautes Dröhnen. Mira rief aufgeregt: „Da ist er! Der Hubschrauber!“ Harry koordinierte die Ankunft, sprach mit den Rettungskräften über Funk und zeigte ihnen den genauen Punkt. Ich spürte, wie die Spannung um mich herumstieg. Alle waren konzentriert, aber die Erleichterung war spürbar. Die Rettungskräfte griffen, überprüften meine Vitalwerte, legten eine sichere Tragefixierung an, und ich wurde vorsichtig auf die Hubschraubertrage umgesetzt. „Alles wird gut, Jane“, sagte Sarah noch einmal, ihre Hand auf meiner. „Du bist in Sicherheit.“ Der Hubschrauber hob ab, und ich sah unter mir, wie Harry, Mira und Elias winkten. Ich fühlte Erleichterung, Müdigkeit und noch immer das Pochen des Gifts in meinem Arm. Aber ich wusste, jetzt würde alles professionell behandelt werden. Als der Hubschrauber sanft auf der Notfalllandeplattform aufsetzte, wurde ich vorsichtig von der Trage auf eine Klinikliege umgesetzt. Die Hubschrauberbesatzung übergab mich an das Team der Notaufnahme, während Harry, Mira und Elias draußen warteten, sichtlich angespannt, aber erleichtert, dass ich nun in sicheren Händen war. Im Behandlungsraum nahmen sofort mehrere Ärzte meine Vitalwerte auf, legten eine Infusion an und untersuchten den Biss. Sarah blieb bei mir und hielt meine Hand, flüsterte beruhigende Worte, während ich das Pochen im Arm spürte, das nun langsam kontrolliert werden sollte. „Jane, wir werden dich jetzt überwachen und sofort das Gegengift verabreichen. Du bist in guten Händen“, erklärte einer der Ärzte. Ich nickte schwach, spürte aber gleichzeitig eine Mischung aus Angst und Erleichterung. Die Müdigkeit der letzten Stunden setzte ein, doch ich blieb wach, weil ich die beruhigenden Stimmen um mich herum hörte. Mira und Elias waren kurz danach mit Harry hereingekommen, sie standen am Rand, unsicher, wie sie mir helfen konnten. Mira legte vorsichtig eine Hand auf meine Schulter, Elias hielt meine andere Hand leicht fest. „Du schaffst das, Jane“, sagte Mira ruhig. „Wir sind bei dir.“ Die Ärzte verabreichten das Gegenmittel langsam über die Infusion, kontrollierten dabei meine Herzfrequenz und die Ausbreitung des Gifts. Ich spürte, wie sich eine Wärme in meinem Arm ausbreitete und das Ziehen nachließ, auch wenn mein Arm noch schwer war. Die Panik, die mich draußen begleitet hatte, ließ langsam nach, ersetzt durch ein merkwürdiges Gefühl der Erleichterung. Sarah überprüfte ständig mein Bewusstsein, stellte Fragen, und ich antwortete so gut es ging. „Wie fühlst du dich jetzt, Jane?“ fragte sie. „Besser, denke ich. Es tut noch weh, aber...“ Ich konnte den Satz nicht beenden, weil die Müdigkeit stärker wurde. Die Ärzte kontrollierten noch einmal den Blutdruck, Puls und verabreichten zusätzliche Flüssigkeit, um meinen Kreislauf zu stabilisieren. Harry, Mira und Elias blieben die ganze Zeit bei mir, redeten leise, erzählten von lustigen Momenten am Set, von den Pferden und von Szenen, die sie noch drehen mussten. Diese kleinen Gespräche halfen mir, ruhig zu bleiben, mich auf etwas Positives zu konzentrieren und die Angst vor dem Biss zu verarbeiten. Die Stunden vergingen, und langsam stellte sich ein Gefühl der Stabilität ein. Später kamen meine Mutter und einige Verantwortliche der Crew an, erleichtert und sichtlich besorgt. Sie tauschten Informationen mit den Ärzten aus, klärten Details zum weiteren Verlauf und bestätigten, dass die Behandlung erfolgreich anlief. Ich fühlte mich geborgen, obwohl ich erschöpft war. Sarah setzte sich neben mich, hielt meine Hand weiterhin, und ich konnte für einen Moment die Augen schließen, eingehüllt in die Gewissheit, dass ich in Sicherheit war. Die letzten Stunden des Tages verbrachte ich überwacht, aber zunehmend ruhiger, umgeben von Menschen, die sich sorgten und alles dafür taten, dass ich schnell wieder gesund

wurde. Jane wusste, dass der schlimmste Teil vorbei war, auch wenn das Gift in meinem Arm noch Nachwirkungen zeigte. Das Bewusstsein, wie knapp wir der Gefahr entkommen waren, ließ mich gleichzeitig dankbar und nachdenklich werden. Die Nacht war ruhig, überwacht von den Krankenschwestern, und ich konnte endlich langsam schlafen, während draußen die Welt weiterging.

Kapitel 14:

Die nächsten Tage im Krankenhaus verliefen ruhig, aber intensiv. Ich musste viel liegen, die Infusionen hielten meinen Kreislauf stabil, und Sarah und die Ärzte überwachten die Heilung des Bisses. Harry kam jeden Morgen zuerst, mit einem kleinen Frühstück für mich, das Mira und Elias ihm vorbeigebracht hatten. „Kaffee für dich, Tee für mich“, sagte er lächelnd, als er die Tür aufschloss. Ich konnte nicht anders, als zurückzulächeln, obwohl ich noch ziemlich schwach war. „Wie fühlst du dich heute?“ fragte er, während er vorsichtig meinen Arm stützte. Ich beschrieb die Taubheit, das Pochen und das leichte Brennen, das noch zu spüren war. Er hörte aufmerksam zu, nickte immer wieder, und es war fast, als würde die Nähe selbst meine Schmerzen ein kleines Stück lindern. Mira und Elias standen ein paar Schritte entfernt, aber auch sie beobachteten jede Regung von mir. „Du siehst schon viel besser aus“, sagte Mira sanft. „Und du bist unglaublich tapfer, Jane.“ Ich spürte ein warmes Gefühl in meiner Brust, weil ich merkte, dass sich alle um mich sorgten. Die Tage vergingen, und langsam durfte ich kurze Spaziergänge im Krankenhausflur machen. Harry blieb die ganze Zeit an meiner Seite, führte mich vorsichtig, half mir beim Gehen, wenn das Gift noch leichte Müdigkeit verursachte. „Du bist stärker, als du denkst“, sagte er einmal, während wir uns gegenseitig anlächelten. Ich spürte, dass wir uns näherkamen, dass mehr als nur Freundschaft zwischen uns wuchs, aber ich wollte die Momente nicht überstürzen. Am Abend, als Mira und Elias uns für ein paar Minuten allein ließen, setzten wir uns nebeneinander auf die kleine Bank im Garten des Krankenhauses. Ich lehnte meinen Kopf leicht gegen seine Schulter, und er legte seinen Arm um mich. „Danke, dass du bei mir warst“, flüsterte ich. „Immer“ antwortete er, seine Stimme weich. Wir lachten leise über kleine Anekdoten von den Dreharbeiten, und obwohl die Situation immer noch ernst war, fühlte sich dieser Moment fast normal an, als könnten wir einfach nur Teenager sein, die zusammensitzen. Nach einigen Tagen durfte ich endlich das Krankenhaus verlassen. Die Ärzte gaben grünes Licht für die Rückkehr zur Ranch, allerdings mit Vorsicht und einigen medizinischen Anweisungen. Harry half mir in den Wagen, Mira und Elias verstaute vorsichtig meine Sachen. „Wir haben es geschafft“, sagte Harry, ein Lächeln auf seinen Lippen, das ich lange nicht so gesehen hatte. Ich lächelte zurück, und in meinem Herzen fühlte sich etwas leichter an, trotz der Schmerzen, die noch blieben. Zurück auf der Ranch spürte ich die frische Luft, die Natur, die vertrauten Geräusche der Pferde. „Willst du erst etwas trinken?“ fragte Harry, während er mir half, die Decke von der Trage zu entfernen. „Ja, bitte“, murmelte ich. Ich fühlte mich immer noch schwach, aber die Sicherheit des Ortes und seine Nähe machten alles einfacher. Wir setzten uns auf die Terrasse, tranken Tee, und ich erzählte vorsichtig von den letzten Tagen, während Harry geduldig zuhörte. „Weißt du, ich wollte dich schon längst fragen...“ begann er, und ich blickte zu ihm hoch. Er lächelte ein bisschen verlegen. „Willst du, dass wir... dass wir es langsam probieren? Zusammen?“ Ich konnte nicht anders, als zu lächeln und nickte. „Ja, Harry.“ Wir lachten leise, und in diesem Moment fühlte es sich wirklich richtig an. Auch Mira und Elias freuten sich für uns, wir machten kleine Pläne, was wir nach meiner vollständigen Genesung gemeinsam unternehmen könnten. Langsam kehrte der Alltag zurück. Ich begann wieder, kleine Aufgaben am Set zu übernehmen, meine Rollenproben leicht zu machen, während Mira, Elias und Harry mich unterstützten. Wir ritten vorsichtig kurze Strecken, und Harry zeigte mir die Grundlagen, während wir gleichzeitig die Landschaft genossen. Ich merkte, dass ich nicht nur körperlich, sondern auch emotional stärker wurde, und dass ich Harry wirklich nähergekommen war. Die

Sonne ging über der Ranch unter, und ich saß mit Harry auf der Veranda, während Mira und Elias drinnen die letzten Vorbereitungen für den nächsten Drehtag trafen. Ich lehnte mich zurück, atmete die frische Luft ein und dachte an alles, was passiert war – das Casting, die Dreharbeiten, den Schlangenbiss und die ganze Aufregung, die damit verbunden war. Harry nahm meine Hand, und wir sahen gemeinsam den Himmel an, still, aber verbunden. Niemand wusste genau, was die nächsten Wochen und Monate bringen würden. Es lagen noch viele Drehtage vor uns, neue Abenteuer, kleine und große Herausforderungen. Aber ich wusste, dass ich Freunde und Menschen um mich hatte, die mir halfen, dass ich stärker war, und dass ich auf Harry zählen konnte. Wir saßen da, sprachen leise über kleine Pläne, über die Pferde, die kommenden Dreharbeiten und unsere Träume. Und während der Sonne hinter den Hügeln verschwand, spürte ich, dass dies nur der Anfang war – von neuen Freundschaften, neuen Abenteuern und einer Zukunft, die noch viele Überraschungen bereithielt.

3. Fabian Danckwerts (7f)

Plötzlich im Mittelalter

Es war der 14.2.2026, eine verschneite Stadt in den Bergen mit einer schönen Aussicht. Oliver, ein schlanker Junge, der 14 Jahre alt war, kam von der Schule nach Hause zurück und machte Hausaufgaben. Als er mit den Hausgaben fertig war, ging er raus in den Wald, um frische Luft von den Hausaufgaben zu schnappen. Sein Haus lag nah an den Bergen. Er ging so weit, bis er zu einem Berg kam, aber irgendetwas war merkwürdig! Oliver sah etwas in dem Berg. Er ging langsam auf den Berg zu und er sah nun deutlich, was es war. Es war eine Tür. Oliver dachte laut: „Eine Tür in einem Berg? Wie kann das denn sein?“ Oliver ging immer weiter auf die Tür zu, bis er schließlich vor der Tür stand. Er traute sich erst nicht, doch dann öffnete er die Tür, die sich überraschend leicht öffnen ließ. Vor sich sah er einen endlos langen Tunnel. Oliver zögerte erst, doch dann entschied er, ein paar Schritte in den Tunnel zu gehen. Nach einem Schritt stolperte er in den Tunnel hinein und die Tür fiel hinter ihm zu.

Es war stockdunkel und Oliver hatte eine große Angst. Oliver rappelte sich auf, doch er verlor im Dunkeln sofort die Orientierung. Er versuchte die Klinke von der Tür zu finden, lief aber in die falsche Richtung. Immer wieder stolperte er, fiel hin, stand auf, taumelte. Oliver sah gar nichts und hoffte, irgendeinen Lichtstrahl zu sehen. Es verging endlose Zeit, in der Oliver versuchte, irgendetwas zu finden. Nach sehr langer Zeit sah Oliver dann etwas. Erst ein kleines Licht. Je näher er zu dem Licht ging, desto größer wurde es. Dann erkannte er: Es war eine offene Tür. Oliver rannte sofort zu der Tür und trat aus. Die Tür fiel hinter ihm wieder zu. Er ging ein Stück, aber er hatte ein komisches Gefühl und lief deshalb wieder zügig zu der Tür zurück. Nun wollte er die Tür wieder aufmachen, doch er schaffte es nicht. Dann riss er nochmal an der Tür, doch sie ließ sich immer noch nicht öffnen. Er fühlte sich verloren. Nach einiger Zeit, in der er ohne Erfolg versucht hatte, die Tür zu öffnen, gab er auf und beschloss, zu schauen, was los war. Er wollte einen Weg nach Hause finden. Als er ein Stück gegangen war, kam etwas sehr schnell von weitem auf ihn zugeflogen. Oliver erkannte nicht, was es war. Es kam immer näher und näher und Oliver stand wie angewurzelt da. Doch im letzten Moment drehte er sich um, damit diese Gestalt, die Oliver immer noch nicht erkannt hatte, ihn nicht am Kopf erwischte. Plötzlich spürte Oliver nur noch einen Ruck und dann spürte er gar nichts mehr und sah schwarz vor Augen. Alles war wieder dunkel.

Einige Zeit später öffnete Oliver seine Augen und sah wieder Tageslicht. Als er nach links sah, schrie er: „AHHHHHHH!“ Nun sah er verzweifelt nach rechts und nach unten, schrie diesmal

wieder: „AHHHHHHH!“ Er befand sich auf einem Drachen, und der flog! Der Drache war groß und hatte die Körperfarbe rot. Oliver merkte, dass er ein großes Pflaster am Kopf hatte und fragte sich: „Warum bin ich auf einem Drachen und warum habe ich so ein dickes Pflaster am Kopf?“ Plötzlich hörte er eine Antwort. Eine sanfte Stimme sagte: „Als ich im Wald Flugtraining gemacht habe, bin ich außer Kontrolle geraten und gegen dich geflogen. Ja, und deshalb hast du auch das Pflaster, da du auf den Kopf gefallen bist und der Aufprall ziemlich hart war. Es tut mir unendlich leid.“ „Warum kannst du sprechen und warum gibt es heutzutage Drachen?“, fragte Oliver voller Aufregung. Der rote Drache antwortete: „Naja, ich habe das Sprechen gelernt. Die meisten Drachen können sprechen, da wir es in der Drachenschule lernen. Es gibt natürlich Drachen, komische Frage. Wir leben doch im Mittelalter!“ „Mittelalter?!“, fragte Oliver verzweifelt. „Ja! Wir haben das Jahr 950 nach Christus.“, sagte der Drache zu Oliver. Oliver sagte nun völlig verzweifelt: „Ich lebe normalerweise im Jahr 2026!“ „Oh, dann sollten wir dich wieder in die Zukunft bringen. Aber lass uns erstmal ein wenig ausruhen. Es dämmt ja schon und du bist verletzt. Wir finden morgen eine Lösung.“, sagte der rote Drache. Oliver fragte: „Hast du eigentlich einen Namen? Also ich heiße Oliver.“ „Ja! Ich heiße Eliot.“, sagte Eliot, der Drache. „Aber wie bist du eigentlich hierhergekommen?“, fragte Eliot und Oliver erzählte ihm die ganze Geschichte. Eliot und Oliver flogen in der Abenddämmerung durch die Lüfte und irgendwie machte dies Oliver auch Spaß.

Am nächsten Morgen wachte Oliver in einem Zimmer mit einem superweichen Königsbett auf, wo er geschlafen hatte, Eliot saß neben ihm. Wie er dahin kam, wusste Oliver nicht mehr. Er war wohl auf dem Drachen beim Fliegen eingeschlafen. Das Zimmer war sehr schön mit Fenstern aus Diamanten und auf Olivers Decke lag ein Holztablett mit einem sehr vitaminreichen und nährstoffhaltigen Frühstück. Auf dem Tablett lag ein Spiegelei, ein normales Ei, ein paar Scheiben Brot, Butter und ein großer Obstteller, dazu ein frischer Orangensaft in einem Tonkrug. Nun legte Eliot ein nasses Tuch auf Olivers Kopf. „Das muss dir helfen. Es ist ein sehr gutes Kräuter-Heilmittel. Hast du immer noch Schmerzen?“, fragte Eliot mit seiner sanften Stimme. „Nein!“, sagte Oliver. „Das ist gut. Es tut mir so leid, dass ich gegen dich geflogen bin“, sagte Eliot. Oliver fragte nun: „Ist das ganze leckere Essen für mich? Und wo bin ich?“ „Ja! Habe ich dir besorgt und wir sind in meinem Schloss. Also von mir und meiner Familie. Wir müssen übrigens auch gleich runter und dich meiner Familie vorstellen!“, sagte Eliot aufgeregt. Darauf antwortete Oliver: „Ok, aber ich esse nur noch kurz mein Frühstück auf.“ Als Oliver sein Frühstück aufgegessen hatte, stand er auf und fiel fast um vor Schwindel, doch Eliot fing Oliver auf. Als sie aus dem Zimmer traten, standen sie in einem sehr langen Gang. Sie liefen in den Gang hinein. Oliver schaute über das Geländer. Ihm wurde wieder schwindelig, denn er sah, wie hoch oben sie eigentlich waren. „Warum ist das Schloss so groß und warum sind wir so weit oben?“, fragte Oliver voller Angst. Darauf antwortete Eliot: „Naja, wir sind eben eine sehr große Familie und das Schloss hat eben sehr viele Etagen. Wir sind übrigens in der 50. von 100.“, erklärte Eliot. Oliver sah nach oben und sah wieder aus seiner Sicht unendlich viele Stockwerke. Dazwischen waren sehr viele Verbindungen, die Oliver nicht verstand. „Ist das nicht gefährlich, wenn einmal einer von euch stolpert und über das Geländer fällt?“, fragte Oliver. „Nein. Wir können ja dann einfach fliegen und sanft landen. Es ist zum Glück auch noch nie passiert.“, erklärte Eliot. „Deshalb muss ich ein wenig auf dich aufpassen, da du es nicht überleben würdest und dich hier noch nicht so gut auskennst.“, sagte Eliot. Dann nahm Eliot aus einer Box an der Wand eine Karte, las sie kurz und sagte dann anschließend: „So, wir müssen zum großen Familien-Frühstückssaal. Also müssen wir die Drachen-Rutsche Fireslide nehmen. Die ist links um die Ecke. Die Karte zeigt den Weg.“ „Ach so, deshalb sind hier die ganze Zeit Rutschen. Ich hab mich schon gewundert. Aber ich habe noch keinen Drachen gesehen, der hier gerutscht ist.“, sagte Oliver, der nun die Bedeutung der Verbindungen zwischen den Stockwerken verstand. „Ja. Das stimmt! Es sieht ein bisschen chaotisch aus, wenn man am Geländer

runterschaut, aber das sind eben unsere Transportmittel, besser als uns beim Fliegen zu stören. Es ist kein Drache mehr unterwegs, da die schon alle im Frühstückssaal sind“, sagte Eliot nun etwas gestresst, da er merkte, sie kommen vielleicht zu spät. Eliot und Oliver standen vor der Fireslide und Oliver stieg auf Eliots Rücken. Sie starteten und Eliot sagte noch: „Nicht wundern, wenn es zwei Möglichkeiten gibt, wo wir hin rutschen können. Ich weiß, wo wir hinmüssen.“ Sie rutschten los und Oliver erschrak über die Geschwindigkeit. Sein Gesicht verzog sich durch die Schnelligkeit und er erstarrte, so fest musste er sich halten. Als sie unten waren, lachte Eliot: „Es war doch gar nicht so schlimm, oder? Hast du gesehen, dass wir uns manchmal entscheiden mussten, welchen Weg wir nehmen? Das liegt daran, dass ja nicht so viele Rutschen in das Schloss passen. Also schon viele, aber nicht zu jedem Stockwerk oder Raum, da die Stockwerke ja auch sehr groß sind.“ Darauf antwortete Oliver: „Nein! Es hat sogar Spaß gemacht und ich konnte trotz der hohen Geschwindigkeit sehen, dass die Wege sich manchmal getrennt haben.“ Nun standen sie vor der Tür eines großen Speisesaals. Als sie eintraten, sah Oliver einen wirklich sehr großen Saal voller Spiegel, in dem sehr viele Drachen an einem einzigen Tisch saßen und sich unterhielten. Plötzlich begann ein großer Drache zu sprechen: „Hallo Oliver! Mein Sohn Eliot hat mir gestern Abend schon viel erzählt. Es tut mir und meinem Mann natürlich sehr leid, dass unser Sohn dich beim Flugtraining getroffen hat. Willst du noch was essen? Wir haben dir ja etwas hochbringen lassen.“ „Alles gut. Nein danke, ich bin satt“, sagte Oliver mit einem Lächeln. „Setzt dich doch zu uns“, sagte ein anderer großer Drache, bestimmt der Vater. Oliver und Eliot setzten sich. „Das sind meine Eltern, der König und die Königin“, erklärte Eliot mit einem breiten Grinsen und zeigte gleichzeitig auf die beiden Drachen, die gerade mit ihm gesprochen haben. Plötzlich sprach ihn ein anderer Drache an. Es war ein sehr stabiler, schwarzer, großer Drache und er sagte sehr drohend: „Phhh! Du gehörst hier nicht hin! Du stinkst nach Mensch! Eliot, bring ihn zurück, dort, wo er hingehört, oder ich mach es selber, aber auf eine unschöne Weise!“ „Rauhshaar!!!!!!!!!! Benimm dich! Ich möchte, dass du jetzt auf dein Zimmer gehst! Wir freuen uns, dass du hier bist Oliver“, sagte die Mutter von Eliot. Rauhshaar verließ wütend den Frühstückssaal.

„Eliot! Setz dich hin und iss! Du musst gleich los, Oliver zurückbringen.“, sagte Eliots Vater. Als der Vater von Eliot dies gesagt hatte, spürte Oliver etwas Freude in seinem Herzen, dass er seine Eltern wiedersehen konnte. Aber gleichzeitig verspürte er auch einen Stich im Herzen, da er wusste, Eliot nie wieder sehen zu können. „Ich heiße übrigens Tamara und das ist mein Mann Tharos.“, erklärte die Mutter von Eliot mit einem Lächeln. Als sie fertig waren, gingen Eliot und Oliver aus dem Frühstückssaal heraus und Oliver fragte Eliot: „Kann ich nicht noch für ein paar Tage hier bleiben? Ich weiß, wenn ich gehe, sehen wir uns nie wieder!“ „Ja klar! Ich freue mich sehr darüber. Ich kann mir gar nicht vorstellen, dass du weggehst. Weißt du, du bist mein einziger Freund und ohne dich bin ich immer so einsam. Ich hatte schon so eine schöne Zeit mit dir und dich sehr lieb gewonnen. Ich frag kurz meine Eltern.“, sagte Eliot fröhlich, aber dann auch traurig. Eliot ging wieder in den Frühstückssaal und fragte seine Eltern: „Mama! Papa! Oliver hat mich gefragt, ob er noch ein paar Tage hierbleiben darf. Darf er?“ „Natürlich, mein Schatz.“, sagte Tamara und Tharos stimmte ihr mit kurzem Nicken zu. In der Zeit des Wartens konnte sich Oliver das riesige Schloss ansehen. Die riesigen Stockwerke, die schönen Bilder, die megalangen Rutschen und vieles mehr. Als Eliot aus dem Frühstückssaal heraus kam und zu Oliver ging, sagte er sehr fröhlich: „Oliver! Du darfst für ein paar Tage hierbleiben!“ Sie hatten den größten Spaß ihres Lebens. Sie rutschten, sie spielten, sie lachten und machten so viel zusammen – und spürten eine Freundschaft, die sehr besonders war.

Doch die Begegnungen mit Rauhshaar wurden immer schlimmer! Er hatte sie zuerst nur angeknurrt, Oliver einen bösen Blick zugeworfen, ihn dann aber auch immer wieder angerempelt. Auch

ließ er keine Gelegenheit aus, jedes Mal, wenn er Oliver sah, zu sagen: „Verschwinde von hier!“ Am siebten Tag geschah etwas Unerwartetes. Oliver und Eliot gingen durch das 14. Stockwerk, wo sie sich gerade einen Nachmittagssnack geholt hatten. Dann kam plötzlich Rauheshaar von der Seite auf Oliver zugesprungen, doch Eliot sprang vor Oliver und beschützte ihn davor, von Rauheshaar getroffen zu werden. „Ich habe euch gewarnt und du, Eliot, hast Oliver immer noch nicht weggebracht! Jetzt musst du Oliver dafür büßen!“, brüllte Rauheshaar wütend mit einem Knurren. Oliver wusste das dies nichts Gutes bedeutete und floh mit Eliot raus aus dem Schloss in den Wald.

Es startete eine wilde Verfolgungsjagd im Wald. Rauheshaar kam dabei immer näher und Oliver spürte schon den heißen Atem von Rauheshaar im Nacken! Rauheshaar wollte Oliver mit seiner riesigen Pfote umhauen, doch Eliot sprang wieder dazwischen und biss Rauheshaar in die Pfote. „Rhhhhhhh!“, knurrte Rauheshaar und ging auf Eliot los. Sie kämpften wie echte Krieger, doch dann schmiss Rauheshaar Eliot mit voller Wucht auf den Boden und kam mit einem Knurren auf Oliver zu und sagte: „So, jetzt bringe ich dich an dein Ende!“ Oliver ging rückwärts und schaute in die glühenden Augen von Rauheshaar. Rauheshaar sah ihn mit einem breiten Grinsen an. Oliver wusste, er war verloren. Es war aus. Eliot versuchte noch, sich aufzurappeln, doch er schaffte es nicht und fiel wieder hin. Plötzlich sprang Rauheshaar auf Oliver zu, der nicht sah, dass hinter ihm ein Abgrund war. Oliver stolperte über eine Wurzel und fiel und fiel und fiel und fiel immer weiter! Eliot schrie auf und sprang mit letzter Kraft hinterher. Doch Oliver sah nichts mehr.

Als Oliver wieder zu sich kam, lag er auf dem Waldboden im Schnee. Oliver stand auf, blickte sich um und dachte nur: „Wo bin ich?“ Er ging langsam weiter durch den Wald und kam zu einer Stelle, wo er bereits die Stadt sehen konnte. Oliver traute seinen Augen nicht. Er sah Abgase von Kaminen in der Höhe. Er musste wieder im Jahr 2026 sein. Aber Eliot, wo war er?

Irgendwie spürte er, dass er bei ihm war, aber er war allein. Er machte sich auf den Weg nach Hause und erst jetzt fiel ihm auf, dass da Spuren im Schnee waren. Es waren sehr große Spuren, so wie er sie vor kurzem im Wald gesehen hatte. Waren es Spuren von Drachenfüßen...?

Lyrik 10-13

1. Jennifer Roos (J27)

Komm mit auf eine wundersame Reise

Komm mit auf eine wundersame Reise,
nicht fort von hier, doch tief nach innen rein.
Ein Weg, der still durch alte Zeiten gleitet
und Zukunft ahnt, noch ungeschrieben, fein.

Vergangenheit liegt schwer in müden Bildern,
wie Schatten, die man kennt und doch nicht hält.
Sie flüstert Namen, die Gefühle mildern
und reißt zugleich an dem, was weiterfällt.

Die Schritte führen durch erinnerte Räume,
wo Selbstzweifel laut und widersprüchlich steh'n,
wo Angst sich teilt in tausend stumme Träume
und Gedanken ohne Richtung weitergeh'n.

Gefühle stoßen an wie ungeordnete Wellen,
Chaos atmet zwischen Bleiben und Flieh'n,
und jeder Weg scheint sich selbst infrage zu stellen,
als wüsste er nicht, wohin er will – oder wohin.

Allein zu gehen heißt hier nicht verlieren,
sondern sich selbst im Schweigen nah zu sein.
Gefühle dürfen endlich existieren,
ohne sich zu erklären oder klein.

Die Zeit begleitet diese stille Reise,
sie zieht nicht fort, sie drängt auch nicht zurück.
Sie steht genau auf dieser schmalen Leiste
zwischen dem Schmerz und einem neuen Stück Glück.

Die Sehnsucht richtet sich nicht nach dem Ziel,
sie sucht kein Bild, kein klares Gegenüber.
Sie ist das leise, zarte Grundgefühl,
dass irgendwo noch mehr ist — sanfter, trüber.

Die Zukunft wartet nicht mit klaren Pfaden,
sie steht im Dämmerlicht und hält sich zurück.
Doch jeder Schritt, auch schwer beladen,
trägt Hoffnung wie ein kaum bemerktes Glück.

Flucht wird hier nicht zum hastigen Verschwinden,
sondern zum Mut, nicht stehenzubleiben.
Sich selbst im Weitergehen neu zu finden,
statt sich im Alten festzuschreiben.

Komm mit auf diese wundersame Reise,
sie endet nicht, sie wandelt nur ihr Ziel.
Denn wer sich fühlt — auf stille, schwere Weise —
ist näher bei sich selbst, als er je fiel.

2. Fine Langermann (J27)

Eine wundersame Reise

Wenn ich nachts im Bette liege,
Mich in weichen Wogen wiege
Träume ich von vielen Dingen
Lasse Freud und Trauer klingen

Ich begeb mich Nah und Fern
Reise von Planet zu Stern
Von Griechenland bis zu dem Mond
Wo allzu besond're Leute wohn'

Ich treffe Herkules und Kant und Khan
Ich red mit Guttenberg und Magellan
Marie Curie stellt mir die Frage,
wohin ich mich als nächstes wage?

„Für mich gibt es noch viel zu sehen,
Ich möcht noch tausend Wege gehen,
Noch hundert weitere Sprachen lernen
Die ganze Welt und mehr durchqueren

Nicht nur bei dir, doch auch erwacht
Möcht ich nie bereuen,
Zu tun was ich mir hier erdacht,
Aufgrund von zachen Scheuen“

3. Lena Harder (J27)

Komm mit auf eine wundersame Reise
Komm mit auf eine wundersame Reise,
Aber sei vorsichtig sei leise,
Damit dein Verschwinden keiner bemerkt
Sich dein Zweifel nicht verstärkt.

Auf der wundersamen Reise will ich dich begleiten,
Dass dir nichts möge Angst und Sorge bereiten.
Auch wenn du das Ziel kannst noch nicht sehen
Musst du auf die wundersame Reise gehen.

Dass du diese Reise brauchst, verstehst du noch nicht,
Doch sie führt dich vom Dunkel ins Licht.
Sie führt dich zu dir selbst,
Damit du dir dann selbst gefälltst.

Komm weg davon nach Perfektion zu streben.
Komm weg davon nach den Erwartungen anderer zu leben.
Komm weg davon dich zu verstecken
Geh auf die wundersame Reise um echte Schönheit zu entdecken.

Dahin wo du dich akzeptierst,
Wo du dein Handeln reflektierst,
Wo du dich kannst frei entfalten,

Wo dich nichts und niemand wird aufhalten.

Wo du dich nicht in endloser Arbeit windest,

Wo du Zeit für dich findest.

Damit du dich dann selbst verstehst,

Deshalb will ich, dass du mit mir gehst.

An den Alltag fest gebunden

Weinst du in den ruhigen Stunden.

Du weißt, du bist nicht richtig hier

Und deshalb rate ich dir:

Komm mit auf diese wundersame Reise

Epik 10-13

1. Sara Withopf (J26)

Dieser Text enthält potentiell belastende Inhalte!

Ist es das wert?

Obwohl Kireen im Schatten des Drachengebirges geboren war, hätte sie niemals in Erwägung gezogen, sich dem dort beheimateten Orden von Magie und Leben anzuschließen. Natürlich hatte sie heimlich davon geträumt - welches junge Mädchen träumte nicht von einem eigenen Drachen? - doch schon damals war ihr klar gewesen, wie utopisch dies doch war. Als Tochter eines einfachen Bauern waren Kireens Möglichkeiten begrenzt. Sie konnte zwar rechnen, doch nicht lesen oder schreiben und würde es wohl auch nicht lernen, nachdem ihre Eltern es ebenfalls nicht beherrschten. Falls das Mädchen über das Kindesalter hinaus leben würde, würde sie sehr gewiss den Sohn eines anderen Bauern, wenn sie ganz ansehnlich wurde, vielleicht sogar den eines Handwerkers, heiraten und schließlich sterben, ohne ihr Dorf zum Fuße das

Drachengebirges jemals verlassen zu haben. Ihr graute es vor diesem Schicksal, allerdings hatte sie nicht die Macht, ihm zu entkommen.

Doch das Wetter hatte sie: Ein sehr trockener Sommer, ein Blitzschlag... mehr brauchte es nicht, um ihr Farmhaus in Flammen aufgehen zu lassen. Feuer hatte sie schon immer fasziniert und so stand sie einfach nur da, während die Hitze immer näher kroch, die Balken um sie herum zu Boden stürzten, der Rauch die Luft aus ihren Lungen stahl. Ohne ihre Mutter, die zu ihrer Tochter zurück in das brennende Gebäude rannte, hätte Kireen es wohl nicht mehr verlassen, so hypnotisiert war sie von den Flammen. Selbst als ihre Mutter die Tochter aus ihrer Starre riss, entkam sie dem roten Inferno nur durch ihre geringe Körpergröße. Zu dem Knistern des Feuers und den

verzweifelten Schreien ihrer Mutter kroch sie unter herabgestürzten Balken hindurch. Vor Hitze begann ihre Haut Blasen zu schlagen, Tränen rannen über die Wangen und kühlten ihr das Gesicht. Schmerz wand sich in ihrem Körper, aber sie konnte jetzt nicht aufgeben. Kireen kroch immer weiter; kroch, krabbelte, robbte bis regenschwere Luft sie umschloss und die ersten Tropfen auf sie hinab prasselten, ihre verbrannte Haut kühlten. Keuchend und hustend schnappte sie nach Luft, die endlich ihre gereizten Lungen beruhigte.

Zeit verlor jede Bedeutung, wie das Mädchen da im Unwetter lag, die Flammen noch immer spürbar in ihrem kleinen Körper. Sie wusste, dass ihre Eltern fort waren; wusste es so sicher, wie dass auf jeden Sommer ein Winter folgte. Ganz allein zwang Kireen sich erst auf die Knie - noch immer musste sie husten - dann auf die Füße. Hier konnte sie nicht bleiben. Sobald die anderen Dorfbewohner sie fänden, würden sie sie wie jedes Waisenkind in die nächst größere Stadt schicken und so sehr Kireen doch die Welt hatte sehen wollen, jagte der Gedanke daran nun eine andere Art von Schrecken durch ihre Glieder; zu viele Geschichten hatte sie von jungen Mädchen gehört, die an die zwielichtigsten Gestalten für die entsetzlichsten Dinge verkauft wurden, mit denen ihre Eltern sie dazugebracht hatten, nachts nicht mehr das Haus zu verlassen. *Schlimme Dinge geschehen in der Dunkelheit.* Kireen taumelte los, fort von ihrer brennenden Heimat in den angrenzenden Wald hinein. Immer wieder erhellten Blitze die Nacht und unter jedem Donner zuckte das Mädchen zusammen. Schritt um Schritt zwang sie sich durch den Wald, bis sie schließlich am Fuß des Drachengebirges stand. Zögernd blieb sie stehen. Niemand betrat jemals das Drachengebirge, wo Ungeheuer hinter jeder Ecke lauerten. Nur die Priester von Magie und Leben bewegten sich durch dieses Terrain. Doch aus all den Gute-Nacht-Geschichten hatte Kireen nie heraushören können, ob die Priester nicht auch zu den Ungeheuern zählten. Allerdings vermutete wohl auch keiner, dass eine Sechsjährige sich in das Gebirge wagte, und selbst wenn, mussten sie sich erstmal trauen, ihr zu folgen. Kireen holte einmal, zweimal mit geschlossenen Augen tief Luft, dann betrat sie das Drachengebirge.

Die Hitze des Feuers wich der Kälte des Regens, der Kireen immer weiter durchnässte, während sie sich im Dunkeln durch das felsige Gebirge mühte. Selbst in ihren jungen Jahren wusste sie, dass sie besser jetzt als gleich einen Unterschlupf finden musste. Als wäre das Schicksal auf ihrer Seite, erhellte der nächste Blitz einen kleinen Felsspalt, in den Kireen dankbar hinein kroch. Wider ihrer Erwartungen war es im Inneren nicht stockfinster, sondern ein leichtes Licht erhellte die Umgeben. Staunend sah Kireen sich um. Es schien von den Flechten an den Wänden zu kommen. Langsam wagte sich das Mädchen weiter vor, bis der schmale Gang sich zu einer Höhle öffnete. Hier befanden sich noch mehr von den Flechten, die die ganze Höhle ausleuchteten. Die Decke war zwar nicht hoch, doch hoch genug für eine Sechsjährige zum Stehen. An einer Wand musste sich ein Loch in der Decke befinden, denn ein dünnes Rinnsal Wasser floss dort hinab und schloss sich am Boden einen kleinem Bach an.

Kireen war gerade dabei, die Höhle einmal abzuschreiten, als sie über einen Huckle im Boden stolperte. Neugierig bückte sie sich und zog die Flechten beiseite. Die Pflanzen offenbarten einen kopfgroßen, in allen Schattierungen von blau schimmernden Stein. *Was war das?* Das Blau schien sich zu bewegen, schlieren zu ziehen, als wäre es lebendig. Fasziniert beugte Kireen sich näher herab, bis sich das dunkle Blau ihrer Augen in der glatten Oberfläche spiegelte, wo es eins wurde mit den verschiedensten Blaufacetten. Zögernd streckte das Kind die Hand aus, die nur ganz leicht zitterte, um diesen seltsamen Stein zu berühren. Kaum stießen ihre Finger auf die Oberfläche, erhellte ein blendend heller Blitz die Höhle. Sofort riss sie die Hand zurück, doch sonst geschah nichts. Sobald sich ihre Augen jedoch wieder an die Dämmerung gewöhnt hatten, erkannte sie die feinen, dunklen Linien, die sich durch das blaue Gestein zogen. Waren das etwa

Risse? Hatte sie in ihrer Unwissenheit den hübschen Stein zerstört?

Aber auch dieser Gedanke konnte Kireen nicht davon abhalten, den Stein erneut berühren zu wollen. Der Drang übernahm ihren Körper und schon lagen beide Hände um den Stein. Erneut flammte das Licht auf, doch diesmal zuckte sie nicht zurück, sondern hielt den Stein fest umschlossen. Das Licht wurde immer gleißender, brannte in ihren Augen, aber sie konnte nicht wegsehen. Hitze - eine ganz andere Art von Wärme, als das Feuer besessen hatte - breitete sich von ihren Händen in ihrem ganzen Körper aus, vertrieb die Kälte des Regens. Die Knochen begannen in ihrem Körper zu vibrieren, das nasse Haar hob sich von ihren Schultern und Dunst füllte die Höhle, als das Wasser auf ihrer Kleidung unter der Hitze verdampfte. Mit einem einzigen ohrenbetäubendem Knacken barst der Stein in eine Explosion aus Licht, die Kireen nach hinten gegen die Höhlenwand schleuderte. Erneut lag das Mädchen keuchend auf dem Boden, währenddessen kühlte ihr Körper langsam ab, doch das Summen ihrer Knochen blieb. *Was bei den Göttern...?*

Blinzelnd starrte sie an die Decke und ging nach und nach ihre Glieder durch. Zum Glück konnte sie alles bewegen. Ein Schemen warf einen Schatten über sie. Ein kleiner Kopf wurde schief gelegt und gelbe Augen wie die einer Katze und doch irgendwie nicht starrten auf sie hinab. Heilige Scheiße! Ein Drache, das musste es sein. Ein Drache, wie ihn die Priester von Magie und Leben besaßen. Der Stein musste ein Ei gewesen sein - und Kireen hatte es zum Schlüpfen gebracht!

Plötzlich tat sich ihre Zukunft ganz deutlich vor ihr auf: Wenn sie diesen Drachen an sich band - auch wenn sie nicht wusste, wie - , hatte der Orden gar keine andere Wahl als sie aufzunehmen und auszubilden. „Bitte“, krächzte sie, obwohl sie gar nicht wusste, worum sie eigentlich flehte, „Ich gebe dir alles. Was immer du begehrt.“ Eine Gemeinsamkeit hatten alle Gute-NachtGeschichten: *Magie erforderte immer ein Opfer*. Und so zuckte Kireen nicht zurück, als der Drache den Kopf neigte und das Maul öffnete. Vielleicht würde er sie jetzt töten, aber sie würde lieber sterben als die Hand gegen ein Kind des Himmels zu erheben. Das letzte, was Kireen sah, waren die Schuppen des Drachen, die noch faszinierender schimmerten, als es seine Eierschale getan hatte, dann frass er die Augen aus ihrem Schädel und Qualen rissen sie aus dieser Welt.

Ein Fauchen zerrte Kireens Bewusstsein zurück in ihren Körper, das leise Klacken von Krallen auf Stein hallte in der Höhle wider und wurde langsam lauter, als sich das Geschöpf näherte. Kireen versuchte zu blinzeln und ihre Augen zu öffnen, doch statt Licht zuckte nur ein stechender Schmerz durch ihren Schädel und alles blieb dunkel. Panik schwappte über sie hinweg. Was hatte sie getan? Blind würde sie niemals allein überleben. Sie hatte sich verkrüppelt. Schluchzer schüttelten ihren ganzen Körper und obwohl ihr die Augen fehlten, flossen ihr Tränen über die Wangen. Salzwasser sammelte sich in ihrem Mund, machte Kireen stutzig. Da war gar kein Geschmack von Blut. Doch wenn der Drache die Augen aus ihren Höhlen gefressen hatte, musste ihr Gesicht dann nicht eigentlich blutüberströmt sein?

Das Mädchen hob die kleinen Hände vor ihr Gesicht, bevor sie sie wieder sinken ließ aus Angst vor dem Schmerz. Erneut erhob sie sie und erneut ließ sie sie wieder sinken. Sie war zu feige, zu ängstlich, zu schwach. Da stupste eine kleine Schnauze (zumindest vermutete sie das) gegen ihren Arm, wie um ihr Trost zu spenden. Bestärkt hob Kireen erneut die Hände und diesmal zuckte sie nicht zurück. Ihre Fingerkuppen trafen auf ihre Augenhöhle, sofort explodierte Schmerz in ihrem Kopf und sie riss die Hände zurück. Keuchend schnappte sie nach Luft, als sie die Schmerzen wegzuatmen versuchte. Jedoch hatte selbst diese kleine Berührung ihr gezeigt, was sie wissen musste: Die klaffenden Wunden ihrer Augen waren ausgebrannt und somit verschlossen, was das fehlende Blut erklärte.

„W-Warst du das?“, flüsterte Kireen in die Leere der Höhe, obwohl sie die Antwort bereits wusste. Trotzdem bestätigte der Drache - heilige Götter, ein echter Drache! - ihre Vermutung durch ein Gurren.

Auf Händen und Knien tastete Kireen sich durch die Höhle, bis sie endlich eine Wand erreichte, an die sie sich im Schneidersitz anlehnte. Das starke Bedürfnis, erschöpft die Augen zu schließen, durchströmte sie, stattdessen entschlüpfte ein Stöhnen ihren Lippen. Plötzlich war da das Klacken der Krallen wieder; ein kleiner Körper krabbelte in ihren Schoß und rollte sich dort zusammen. Unwillkürlich zerrte ein Lächeln an ihren Lippen und Kireen hob eine Hand, um den Drachen sanft zu kraulen. Ein wohliges Schnurren entkam ihm und er kuschelte sich enger an sie. Seine Schuppen waren zwar rau, doch er strahlte eine solche Wärme aus, dass sich ihre Muskeln sofort lockerten.

„Du brauchst einen Namen.“, stellte Kireen laut fest. Nach und nach sagte sie einen Namen nach dem anderen auf. „Feojnir, Azriel, Tyrion ... Dallon ... Ruhn...“ Ihre Gedanken stoppten, gingen nochmal zurück, um sich den Namen auf der Zunge zergehen zu lassen: „Dallon. *Dallon*.“ Der Drache in ihrem Schoß brummte und die Vibration ging ihr durch den ganzen Körper. Wenn das kein ja gewesen war. „Hallo Dallon, wollen wir jetzt Freunde sein?“ Erst als Dallon sich noch enger an sie presste, wurde ihr klar, dass sie tatsächlich ihren eigenen Drachen gebunden hatte. Ganz allein, ohne Anleitung in einer verlassen Höhle. Wenn sie jetzt noch einen Priester von Magie und Leben fand, wäre alles gut.

Dallon weckte Kireen, als er aus ihrem Schoß krabbelte. „Warte! Wo willst du denn hin?“, rief sie überrascht aus, doch ihr Drache antwortete nicht. Konnten Drachen überhaupt sprechen? Aber er kam zurück, denn plötzlich lag sein Schwanz in ihrer Hand. Die Spitze war wie ein doppelter Pfeil geformt und aus ganz glattem Horn, bevor sie in den geschuppten Schwanz überging. So führte Dallon sie behutsam aus der Höhle, was sie an der immer frischer werdenden Luft erkannte.

Schon bald rauschte Wind durch ihre Locken. Immer weiter führte Dallon sie in das

Drachengebirge, sodass sie schnell nicht mehr wusste, wo sie war. Es ging bergauf, immer höher bergauf. Woher Dallon den Weg kannte, wo er doch gerade erst geschlüpft war, wusste sie nicht, aber sie vertraute auf seinen Instinkt. Kireen wusste mit unumstößlicher Sicherheit, dass ihr Drache sie nicht sterben lassen würde. *Magie erforderte immer ein Opfer*. Und sie hatte ihre Augen gegen einen Drachen und eine Zukunft getauscht. Ein kleiner Preis, der es wert gewesen war.

Nach gefühlten Stunden stoppte Dallon und stieß ein Brüllen aus, das die umliegenden Berge tausendfach zurückwarfen, bis sein Ruf durch das gesamte Drachengebirge hallte. *Flopp, Flopp, Flopp*, machten sein Flügel, dann landete er auf ihrer rechten Schulter und Kireen konnte sich nur zu gut vorstellen, wie Dallon zufrieden den Kopf reckte. Er schien auf irgendwas zu warten, aber worauf?

Verwirrt drehte sie den Kopf in alle Richtung - zwecklos, wo sie doch keine Augen mehr besaß. „Bei den Göttern!“ Eine tiefe, aber sanfte Stimme drang plötzlich an ihr Ohr; überrascht aufschreiend wirbelte sie herum, aber natürlich konnte sie niemanden sehen. Die Fremde zog überrascht und heftig die Luft ein. „Ein teures Opfer...“, murmelte sie, „ganz ruhig, Kleine. Ich bin eine Priesterin von Magie und Leben. Dein Drache hat mich mit seinem Ruf hierher geholt.“ Kireen starrte nur weiter in die Dunkelheit, wobei sie nun glaubte, die Quelle der Stimme etwas über ihr lokalisiert zu haben. *Flopp, Flopp*, flatterte Dallon aufgeregt auf ihrer Schulter, hob aber nicht

ab. „Wie alt bist du, Kleine?“ Endlich fand Kireen ihre Stimme wieder: „S-Sechs.“ Die Priesterin pfiß durch die Zähne. „Das ist ein beeindruckendes Alter, um einen Drachen an sich zu binden.

Drachen entscheiden sich meist für Ältere, deren Geist bereits erstarkt ist.“

„Dallan.“, bricht das Mädchen hervor, „Er heißt Dallan. Und ich habe ihn nicht gestohlen oder so...“ Dallan schnaubte bekräftigend und sie bildete sich ein, Rauch zu riechen.

„Ein Kind der Lüfte kann nicht gestohlen werden. Dallan. Ein passender Name, besonders, wenn ich mir das Opfer ansehe, dass du für ihn erbracht hast. Hast du auch einen Namen?“

Kireen öffnete den Mund, dann schloss sie ihn wieder.

Kireen war der Name einer Bauerntochter, die nur einen Weg im Leben gehabt hatte.

Kireen war sanftmütig und schweigsam; hielt den Mund, wenn die Männer sprachen.

Kireen hätte ein Leben im Schatten des Drachengebirges gelebt.

Aber sie war nicht mehr dieses Mädchen. Jenes Mädchen war in den Flammen gestorben und hatte seinen schwächlichen Geist in der Höhle zurückgelassen. „Merikh. Mein Name ist Merikh.“

Jahre später

Ein Hämmern an ihrer Zimmertür riss Merikh aus ihrem Schlaf. Was konnte man so früh von ihr wollen? Sie schlug die Decke zurück, stieg aus dem Bett und durchquerte mit sicheren Schritten ihre Kammer. Genau dreieinhalb Schritte, dann der Türknauf etwas über ihrer Hüfte. Die Frau zog die Tür auf. „Ähm, entschuldigen Sie die Störung, aber ähh, die Hohepriesterin hat nach Ihnen verlangt.“, stammelte eine junge, männliche Stimme, die sie nicht zu ordnen konnte.

Wahrscheinlich einer der neueren Anwärter auf die Novizenschaft, denn er strahlte nicht die Hitze eines Novizen aus. Also kein Drache. „Sagt der Hohepriesterin, ich bin schon unterwegs. Damit schloss sie die Tür wieder, wanderte erneut durch die Kammer und erreichte so die Kommode. Sie tauschte ihr Nachthemd gegen eines der Gewänder, das sie als Novizin auswies. Dazu flache Sandalen. Als Abschluss band sie ihre Locken in einen lockeren Zopf im Nacken, bevor Dallan auf ihrer rechten Schulter landete.

Merikh hatte bereits so viele Jahre in den Tempel im Drachengebirge verbracht, dass sie jeden Weg in und auswendig kannte. *Links, rechts, die Mitte, wieder links, zwei Treppen rauf, erneut links, über die Brücke und die flache Rampe hinauf.* Auf ihrem Weg begegnete sie nur wenigen anderen Bewohnern des Tempels, der noch zu schlafen schien. Schließlich stand die Frau endlich im Altarraum, der bereits so früh am Morgen nach Rauch und Blut roch. „Hohepriesterin.“

Respektvoll neigte sie den Kopf vor der Ältesten. „Ah, Merikh. Setzt dich, mein Kind.“

Augenblicklich kam sie der Aufforderung nach, trotz des Feuers, das hier irgendwo sein musste, war der Boden kühl.

Minuten vergingen. Sie konnte den Blick der Hohepriesterin schwer auf sich lasten spüren. „Warum bin ich hier?“, wagte sie, das Schweigen zu brechen. „Nun, Merikh. 13 Jahre bist du nun schon hier. Deine Laufbahn ist wirklich beeindruckend: Mit sechs Jahren den ersten Drachen gebunden. Allein und ohne Schulung... das hat nur die erste Priesterin bisher vollbracht.“ Merikh nickte zustimmend; sie hatte Monate mit Recherche über die Verbindung zwischen Drache und Priester verbracht. „Dann, mit elf Jahren hast du das nächste Unglaubliche vollbracht: hast

einen zweiten Drachen gebunden, der nur wenige Stunden zuvor seinen Menschen getötet hat. Und als wär das ganze nicht genug, hast du bereits drei Jahre später dein Opfer für einen dritten Drachen erbracht. Was das für Opfer waren! Sie dich nur an, Kind - wahrlich von den Göttern gesegnet! Nun sag mir, warum du noch immer das Grau der Novizen trägst?“ Bewunderung und noch etwas anderes (Hoffnung, vielleicht?) schwebten in der Stimme der Hohepriesterin mit. War das eine Fangfrage? So oder so blieb Merikh keine andere Wahl als zu antworten: „Ich habe noch keinen

Auftrag der Götter erhalten, Älteste. Erst dann steht es mir zu, das Weiß der Priester zu tragen.“ „Würdest du das Weiß denn gerne tragen? Wärest du bereit, es dir zu verdienen, selbst wenn es dich viel kosten könnte?“

„Natürlich!“ Gab es etwa einen Auftrag für sie? Jetzt konnte Merikh sich nicht mehr zurückhalten, sie musste das Gesicht der Ältesten sehen. Sie baute eine Verbindung zu Dallans Bewusstsein auf und im nächsten Moment wich die ewige Schwärze dem Altarraum und der Hohepriesterin, als Merikh durch die Augen des Drachen sah. Als sie das erste Mal Dallans Sehkraft genutzt hatte, glaubte sie den Verstand zu verlieren. Aber mittlerweile war es so natürlich wie Atmen - nur erschöpfender. Die Miene der Priesterin war ernst, ihre Schultern hingen herab, niedergedrückt von einem unsichtbaren Gewicht. Jene atmete tief durch. „Die Glut des Brutfeuers droht zu erlöschen. Wenn es soweit ist, werden alle Eier qualvoll verenden und auch die erwachsenen Drachen werden hier kaum angenehm leben können. Es wäre das Ende unseres Ordens. Die Götter haben mir gezeigt, dass im Norden - im Eisengebirge - noch die Urglut brennt. Jemand muss sich auf den Weg machen, sich all den Schrecken des Nordens stellen und einen Funken der Urglut zu uns in den Tempel zurückbringen. Ich könnte mir niemand geeigneteren vorstellen als dich, Merikh, Hüterin der drei Drachen, Göttergesegnete.“

„Ich werde sofort aufbrechen, Hohepriesterin.“ Wenn das Leben der Drachen in Gefahr war, würde Merikh keine Zeit verschwenden. Die drei waren ihr ein und alles, ihre Ewigkeit. Die Älteste war sichtlich erleichtert bei ihrer Zustimmung. „Dann erhebe dich als Priesterin.“ Dallan blies aufgeregt Rauch aus seinen Nüstern. Wie Merikh hatten auch ihre Drachen noch nie das Drachengebirge verlassen.

Ihr erster Auftrag - und was für einer! Aufregung und Ungeduld strömte durch ihr Blut, während sie schnell ihre Sachen zusammenpackte. Sie tauschte ihr graues, kleidähnliches Gewand gegen eine dicke Hose und ein rückenfreies Oberteil. Diesmal alles in weiß, denn das war die Farbe der

Priester. (Jedenfalls hatte einer der Anwärter ihr die Sachen mit diesem Hinweiß übergeben.) Die Sandalen gegen feste Stiefel. Dann griff sie nach ihrem Gürtel, an dem bereits ihre beiden Sichelklingen befestigt waren, und schob sich einen weiteren Dolch in den Stiefelschaft. Der lockere Zopf wich streng geflochtenen Zöpfen. Als nächstes warf Merikh sich einen Umhang über die Schultern, der den Rückenausschnitt - und die Narben auf der offenbarten Haut - verdeckte. Die Handschuhe stopfte sie vorerst nur in ihre Umhängetasche, bis sie sie brauchen würde. Sie war schon fast mit Dallan aus der Tür, um ihre anderen beiden Drachen einzusammeln, als ihr einfiel, dass sie etwas wesentliches vergessen hatte. Schnell drehte die Frau wieder um und wickelte sich ein dünnes Stoffband um ihren Kopf, dass die ausgebrannten Augen verbarg. Hier im Tempel waren ihre Narben ein Zeichen ihrer Opfer, die ihr die Anerkennung der Anwärter, Novizen und sogar die der Priester entgegenbrachten, doch sie wusste, dass der Anblick die

Menschen außerhalb des Drachengebirges verstörte.

Sie war gerade fertig, da flatterte jemand durch das offenen Fenster herein. *Flipp, Flipp. Flipp, Flipp.* Anhand des Flügelgeräusches erkannte Merikh, dass es sich um Aelita handelte. Ihr dritter Drache, der jetzt mit einem hellen Prusten Dallen begrüßte. Natürlich brauchte sie Aelita nicht abholen. Die Drachin spürte Gefühle und entschlüsselte sie bevor Merikh selbst wusste, was sie eigentlich vorhatte. „Na kommt ihr beiden. Lasst uns eure Schwester einsammeln.“ Dallen ließ sich wie immer auf ihrer rechten Schulter nieder, Aelita setzte sich auf ihren linken Unterarm, den

Merikh vor ihrem Bauch hielt. Mit der Tasche über der linken Schulter verließ sie endlich ihre Kammer und machte sich auf dem Weg zum Hort der erwachsenen Drachen.

„Lukene!“, rief sie in den Hort hinein, aus dem ihr warme Luft entgegenschlug. „Lukene! Komm heraus!“ Menschen war es, egal wie viele Drachen sie banden, untersagt, den Hort zu betreten. Zu ihrer eigenen Sicherheit, denn Drachen waren unglaublich territorial und ohne ihren Menschen kaum zu bändigen, wenn sie sich bedroht fühlten. „LUKENE!“, brüllte Merikh erneut, diesmal mit mehr Nachdruck. Von den drei Drachen, war Lukene die sturste, sie hörte nur selten auf Anweisungen. Manchmal fragte Merikh sich, ob das an ihrem Opfer lag oder daran, dass Lukene bereits einen Menschen gebunden hatte, diesem ihre Gunst aber wieder verweigert hatte, so- dass er gestorben war. Als noch immer kein Drache den Hort verließ, hob Dallen von ihrer Schulter ab.

Flopp, Flopp, Flopp, dann war er verschwunden. Von Drinnen drang Gefauche, bevor wieder der Klang von Flügelschlägen die Luft erfüllte. *Flopp - Flapp - Flopp - Flapp.* Die verschiedenen Rhythmen überlagerten sich zu einem, als endlich Lukene - gefolgt von Dallen - aus dem Hort geflogen kam. „Da bist du ja!“, begrüßte sie ihre Drachin, die ihr als Antwort nur eine Rauchwolke ins Gesicht spuckte. Die Drachen ließen sich links und rechts auf ihren Schultern nieder und endlich waren die vier bereit, ihre Reise anzutreten. Mit Hilfe eines Anwärters und einem Stab, um den Boden vor sich zu prüfen, erreichten sie die Ausläufe des Drachengebirges.

Obwohl Merikh niemals in diesen Dorf im Schatten des Drachengebirges gewesen war, erinnerte sie sich an den Geruch. Oder nicht sie, sondern *Kireen*. Das Mädchen, das sie tief in sich begraben hatte, jetzt aber versuchte, an die Oberfläche zu klettern, als der Gestank nach Schlamm und Dreck und Exkrementen ihre Nase füllte. Sie spürte, wie Aelita ihren Kopf in einer

Falte ihres Umhangs vergrub, um sich vor dem Mief zu schützen. Lukene schnaubte pikiert, nur Dallen blieb stoisch auf ihrer Schulter sitzen. Die Verbindung zu den Drachen erinnerte sie daran, dass sie Merikh war. Sie schubste Kireen zurück in die Tiefe, begrub sie unter dem Schmerz, aus dem sie gekrochen war.

Mithilfe von Dallen, der das Gewicht auf ihrer Schulter verlagerte, wenn sie entsprechend ihre Schritte anpassen musste, bewegte sie sich durch das Dorf - ihr Stock war nur von Nutzen, um Unebenheiten im Boden zu finden, nicht einen spezifischen Ort. Grob wusste sie (oder ihr altes Ich) zwar noch, in welche Richtung sie gehen musste, um den Dorfplatz zu erreichen, aber nach den vielen Jahren im Tempel, wo sie zu jeder Kurve die Anzahl an Schritten wusste, fühlte sie sich nackt und schutzlos. Aelita strich ihr beruhigen mit dem Schwanz über den Rücken. Anders als Dallans Pfeilschwanz und Lukenes giftiger Stachel, lief der von Aelita sanft aus. Ihrer war keine

Waffe, sie war daher nicht wie ihre anderen Drachen oder irgendein Drache im Hort, die alle Schwänze hatten, die nach Gefahr schrieen. Sie war das Licht in Merikhs Seele. Über ihr Band schickte die Drachin Merikh Wärme und Stärke, Glaube und Hoffnung.

Der Gang der Priesterin wurde wieder selbstbewusster und zielsicher näherte sie sich dem Dorfplatz. Stimmengewirr schwirrte um sie herum, hastige Schritte, als die Menschen vor der Kutte des Ordens zurückwichen und ihr Platz machten. Sie hörte ihr Gemurmel über ihre Drachen.

Dann plötzlich knallte ein Kiefer neben ihrem linken Ohr zu, das Knistern von Flammen erfüllte die

Luft, wurde übertönt von den schmerzhaften Schrei eines Mannes und der Geruch von verbranntem Fleisch drang an ihre Nase.

Merikh wirbelte in die Richtung des Geräusches, Aelita verließ ihren Arm und klammerte sich stattdessen an ihre Taille, sodass die Priesterin eine Hand für einen Dolch frei hatte. Sie ergriff ihn und griff zeitgleich nach Dallans Augen, während Lukene sich von ihrer Schulter in die Luft schwang und bedrohlich über ihr schwebte. *Flapp - Flapp - Flapp*. Die Schwärze wich einem jungen Burschen in einfacher, verdreckter Kleidung, der auf dem Boden kauerte und sie entsetzt mit schmerzverzerrtem Gesicht anstarrte. Die Finger seiner einen Hand, die er behutsam umklammert hielt, waren verkohlt. „Bi-Bitte, ich w-wollte Euren Drachen nicht sch-schaden. Bi-Bitte.“, stammelte er hervor, „Ich w-wollte ihn doch nur be-berühren.“ Lukene brüllte über ihr in der Luft. Merikh schob den Dolch zurück in die Scheide, von diesem Jungen ging keine Gefahr aus. „Dies sollte dir eine Lehre sein, deine Finger bei dir zu halten. Verschwinde, bevor *sie* dich grillt.“ Sie nickte nach oben, wo Lukene tief einatmete. Gleich würden Flammen aus ihrem Maul herausbrechen. Der Junge sprang auf die Beine und rannte, bevor die Drachin mit einem wütendem Schrei Feuer auf die Steine regnen ließ, wo er eben noch gekauert hatte.

„Lukene“, sie legte jedes bisschen Autorität in ihre Stimme, packte gleichzeitig das Band, um die Drachin daran zu erinnern, zu wem sie gehörte. „Zu mir.“ Merikh hob die Hand und - den Göttern sei Dank - kam Lukene zu ihr hinab.

Dallan drehte den Kopf und Merikhs Blick schwenkte durch die Straße. Eine Menschenmenge hatte sich in einigem Abstand um sie gebildet und starrte sie ehrfürchtig an. Ihre leeren Augenhöhlen begannen zu jucken. Sie musste das Band zu ihrem Drachen bald loslassen. „Ich bin eine Priesterin des Ordens von Magie und Leben.“ Ihre Stimme dröhnte durch die Gasse. „Ich bin im Auftrag der Götter hier. Ich benötige ein Pferd, um nach Norden zu reisen.“ In ihrem Geist ließ Merikh das Band durch ihre Finger gleiten, und die Dunkelheit eroberte ihre Welt zurück. Das

Brennen in ihrem Gesicht verschwand.

Die Menge der Dorfbewohner murmelte aufgeregt, aber niemand wagte es, das Wort zu erheben.

Sie verkniff sich ein genervtes Stöhnen, sie musste das hier irgendwie beschleunigen. Nach Gesetz waren sie verpflichtet, ihr zu helfen. Die Krone und der Orden hatten eine lange, gemeinsame Geschichte - zusammengeschweißt durch Feuer und Blut. Ein Priester war immer an der Seite des aktuellen Königs; nach der Hohepriesterin war dies die höchste Position, die man im Orden einnehmen konnte.

Feste Schritte und das Knarren einer Rüstung näherten sich ihr und sie drehte den Kopf in die entsprechende Richtung. „Ich habe ein zweites, starkes Pferd, das ich Euch für Eure Reise zur Verfügung stellen kann, MyLady.“ Diese Stimme passte gar nicht in das Dorf: melodisch und dennoch, als hätte der Besitzer bereits einige Schrecken erlebt. Dazu die höfliche Anrede. Sie wettete, dass seine Rüstung teuer und edel verziert war. „Ich bin keine Lady. Der Orden ist nicht an die Titel des Volkes gebunden. Aber ich wäre Euch dankbar für das Pferd.“

„Nun, wie soll ich Euch denn ansprechen?“ Jetzt schwang ein neugieriger Unterton in seiner Stimme mit, fast, als würde er lächeln.

„Mein Name ist für Euch nicht von Relevanz. Gebt mir das Pferd und unser Weg wird sich trennen.“, entgegnete Merikh kühl. Sie hatte kein Interesse daran, sich von irgendeinem Schönling aufhalten zu lassen.

„Erlaubt mir, mich vorzustellen: Ritter Orfeas von Valcaron, im Dienst der königlichen Majestät Mathyas dem Achten seines Namens. Ich bin ebenfalls auf dem Weg nach Norden. Ich könnte Euch begleiten, Euch beschützen. Der Norden ist alles andere als sanft zu blinden Frauen, unabhängig davon, welche Kleidung sie tragen. Verzeiht die Direktheit, ich wollte Euch nicht beleidigen.“ So sehr Merikh seine Hilfe auch ablehnen wollte, seine Worte waren einleuchtend. Sobald Orfeas ihr überdrüssig wurde, konnte sie immer noch allein weiterziehen. Aelita gluckste zustimmend und auch Dallan hatte keine Einsprüche. Lukene hingegen schien noch immer beleidigt zu sein und blies Rauch aus ihren Nüstern, aber immerhin steckte sie den Ritter nicht in Brand.

„Meine Drachen sind mit Eurer Gesellschaft einverstanden, Ritter Orfeas von Valcaron, daher bin ich es auch. Sollten wir unsere Meinung ändern, werdet Ihr es erfahren. Ihr könnt mich Merikh nennen.“

Das Pferd tänzelte nervös, sodass seine Hufe auf den Steinen klackerten, als Merikh sich mit ihren Drachen näherte. Das konnte ja lustig werden. Orfeas flüsterte dem Pferd beruhigend zu und bedeutete ihr, näher heran zu kommen. „An den Seiten sind Satteltaschen, in denen die Drachen reisen können, Merikh.“ Aelita hob sofort ab und *flipp, flipp, flipp* war sie auf dem Weg zu dem Pferd. Als das Tier nicht ausrastete, schloss sich Dallan der Drachin an. Lukene hingegen schwang sich in die Luft und flog fauchend immer höher, bis Merikh das Geräusch ihrer Flügel kaum noch hören konnte.

„Ihr seid dran, Priesterin. Rauf mit Euch.“ Orfeas war ganz geladen mit Energie und sie konnte es ihm nicht verdenken. Auch Merikh brannte die Aufregung unter den Nägeln. Sie folgte Dallans leisem Gurren bis ihre Hände gegen das Pferd stießen. Sie tastete herum und fand so Sattel und Steigbügel. Erst jetzt dachte sie daran, dass sie nie auf einem Pferd gesessen hatte. Aber das würde sie sich vor dem Ritter nicht eingestehen. Sie schob den Fuß in den Steigbügel und zog sich hoch. Kaum saß Merikh im Sattel, atmete sie erleichtert aus. Neben ihr knarrte Leder, als Orfeas ebenfalls aufstieg. Sein Pferd lief los und zum Glück folgte ihre Stute ohne ihr Zutun. Es war beängstigend, sich zu bewegen ohne den Hauch von Kontrolle oder Orientierung. Ihre Hände zitterten leicht vor Anspannung; schnell schob sie sie unter ihren Umhang und verbarg sie so vor den neugierigen Augen des Ritters. Seine Anwesenheit war irritierend.

„Was macht ein Ritter des Königs so weit weg von der Hauptstadt?“ Sie konnte ihre Neugier einfach nicht zügeln.

Er lachte leicht. „Was haltet Ihr von einem Spiel? Für jede Frage, die Ihr stellt, darf ich Euch eine stellen.“ Er klang viel zu begeistert, als das ihre Einwilligung eine gute Idee sein konnte. „Klingt viel mehr nach einem Handel.“

„Nennt es, wie Ihr wollt. Seid Ihr dabei? Könnte noch ein langer Ritt werden.“

Wem machte sie etwas vor? „Also, was wollt Ihr im Norden, Ritter Orfeas von Valcaron?“ „Lassen wir doch die Förmlichkeiten. Falls du es mitbekommen hast, rebelliert der Norden mal wieder. Der König schickt mich, um die Mitte daran zu erinnern, welcher Arsch auf dem Thron sitzt und sich seiner Armee dort anzuschließen.“ Er sagte das völlig unbekümmert und kein bisschen angespannt. „Wie soll denn ein einzelner Mann einen Unterschied machen?“ Die Frage war rhetorisch, aber offensichtlich hatte sie nicht genug Sarkasmus hineingelegt.

„Oh glaub mir, ich hab so das ein oder andere Talent. Du würdest staunen.“

Merikh schnaubte. Wie arrogant Männer doch sein konnten.

„Also, ich bin dran. Wie heißt du wirklich?“

Die Frage erwischte Merikh eiskalt. „Merikh. Wie ich bereits gesagt habe. Die Mitglieder des Orden von Magie und Leben haben keine Familiennamen.“

„Ich meinte auch nicht deinen Familiennamen, *Merikh*. Ich meinte, wie du hießt, bevor du zum Orden gekommen bist. Niemand benennt seine Tochter nach dem Tod. Den Namen hast du dir selbst ausgesucht, und irgendwann werde ich herausfinden, was dich so sehr zerbrochen hat.“ Ein düsteres Versprechen. Sie wusste mit unumstößlicher Sicherheit, dass er es ernst meinte. „Mein Name war Kireen, aber nenn mich so, und du erfährst, dass ich Merikh *bin*. Und ich bin nicht *zerbrochen* - ich wurde ganz.“ Um die Worte zu unterstreichen, spuckte Dallan eine einzelne

Flamme in Orfeas' Richtung, was die Pferde panisch aufwiehern ließ.

„Okay, ich habs verstanden. Me-ri-ikh.“ Ihr Name zerging ihm förmlich auf der Zunge. „Du bist dran mit einer Frage.“

Die Priesterin überlegte. Sie wusste, sie sollte den Ritter ausfragen, mehr Informationen sammeln, aber eine andere Frage entschlüpfte dem Gefängnis ihrer Zähne: „Welche Farbe haben meine Drachen.“ Das klang nicht mals nach einer richtigen Frage und doch war es gerade die einzige, die zählte. Seit sie ihre Drachen gebunden hatte, fragte sie sich, welche Farben ihr

Schuppenkleider hatten. Merikh konnte sich zwar Dallans Augen leihen, doch nur in schwarz-weiß und unscharf. Sie wusste, dass Dallan blau war - er war das letzte, was sie je selbst gesehen hatte. Und Aelita war sehr hell, doch ihr Herz sehnte sich danach, ihre echten Farben zu wissen, nur hatte sie sich nie getraut, ein anderes Ordensmitglied zu fragen, aus Angst, so zu wirken, als würde sie ihr Opfer bereuen (was sie nicht tat. Sie würde es in jedem Leben wieder tun.)

„Der, der eben Feuer nach mir gespuckt hat, ist jede Facette von blau, die man sich nur vorstellen kann. Er ist der Himmel sowohl bei Sonne als auch im Sturm. Er ist das azurblaue, warme Meer im Süden und das Eismeer hoch im Norden. Er gibt dir das Gefühl, zu ertrinken und gleichzeitig durch den Himmel zu fliegen, bis hoch zu den Göttern, oder im Regen zu tanzen oder in ihm zu zerbrechen, während in beiden Fällen die Lebendigkeit wie ein Tsunami durch deine

Adern rauscht.“ Orfeas verlor sich in seiner Beschreibung, die durch seine melodische Stimme einen singenden Klang annahm.

Merikh konnte nicht anders: Ein Lächeln eroberte ihr Gesicht. Die Beschreibung war selbst für sie, die seit 13 Jahren keine Farben gesehen hatte, so greifbar. Die Priesterin wünschte, sie könnte dem Ritter ewig zu hören. „Er heißt Dallon.“, sagte sie leise, „Er ist mein erster Drache; ich band ihn, noch bevor ich mich dem Orden anschloss.“ Merikh wusste gar nicht, warum sie ihm das erzählte. „Die andere heißt Lukene. In meiner Vorstellung ist sie rot...“

„Da hast du recht, aber sie ist nicht einfach nur rot. Ich kann sie gerade nicht sehen, aber ihre Schuppen sind lebendig und wild wie das Feuer und gleichzeitig dunkel wie Blut. Sie ist lebendig gewordene Hitze und die Personifikation von Zorn, der über Jahrhunderte schwelt und vom Vater zum Sohn über Generationen hinweg weitergegeben wird. Sie schreit nach Gefahr und Tod und Leben.“ Er zögerte einen Moment. „Sie passt zu deinen Haaren.“

Merikh hatte ganz vergessen, dass ihre Locken rot waren. Ihre Eltern hatten immer befürchtet, dass könnte bedeuten, sie sei verflucht, dabei war sie doch vom Feuer beschenkt worden, wie sich mehrfach in ihrem Leben gezeigt hatte. Ihre Vorstellung zu Lukene war also richtig gewesen, aber zu Aelita wollte ihr beim besten Willen keine Farbe einfallen.

„Aelita. Sie war mein dritter Drache. Welche Farbe hat sie?“ Darauf war sie fast am neugierigsten, wo bei den anderen beiden ihre Schuppenfarbe in Ansätzen ihr Opfer widerspiegeln.
„Das ist schwer zu sagen. Am ehesten trifft es wohl Perlmutter?“ Orfeas klang nicht überzeugt.

„Was ist Perlmutter?“ Mit dem Begriff konnte sie gar nichts anfangen.

„Perlmutter ist zum Beispiel in Muscheln oder Perlen. An sich ist es weiß, aber es schillert in allen möglichen Farben, je nach dem, wie das Licht fällt. Da ist grün und blau, ein ganz zartes rosa, silber und gold. Wirklich alles und im ständigen Wechsel. Aelita sieht aus, wie ich mir die Reinheit der Seele vorstelle, bevor unsere grausame Welt sie durch den Dreck zerrt und zerstückelt. Sie ist wie der Sonnenaufgang und die Sterne am Himmel oder der erste Atemzug eines Neugeborenen. Wenn Unschuld eine Farbe hätte, wäre sie wie Aelita...“ Orfeas' Stimme wurde ganz träumerisch und verlor sich in der Leere, doch die Bilder, die er ihr gezeichnet hatte, blieben. Für einen Moment ritten sie beide schweigend nebeneinander her, aber die Stille war nicht unangenehm. Merikh verlor sich in der Beschreibung ihrer Drachen, drehte sie in ihrem Kopf wieder und wieder, bis Orfeas sie zurück in die Wirklichkeit riss.

„Was hast du für deine Drachen geopfert?“ Sofort wurde die Stimmung ernst und Merikh spannte sich an. „Ist das nicht offensichtlich?“, entgegnete sie kühl und deutete mit der Hand auf die Augenbinde.

„Ja, das habe ich mir schon gedacht. Die Augen waren für Dallon, richtig?“ Sie schwenkte den Kopf in seine Richtung, als würde sie ihn überrascht anstarren. „So, wie er immer auf deiner Schulter sitzt, leitet er dich. Daher hast du ihm wohl deine Augen gegeben. Und bevor du fragst, der Priester am Hofe hat auch seine Augen geopfert und sein Drache verhält sich ziemlich ähnlich.“ Merikh hatte nicht erwartet, dass ein Ritter so viel über die Priester wusste - oder dass er sie so genau beobachtet hatte.

„Stimmt.“, sagte sie nur; noch immer am Überlegen, wie sie sich aus der Situation herauswinden konnte. So lange er die Details nicht kannte, störte es Merikh beim genaueren Betrachten nicht,

dass er ihre Opfer kannte. Im Tempel waren sie schließlich auch ein Zeichen ihrer Stärke gewesen.

Sie holten tief Luft. „Für Lukene gab ich meine Fruchtbarkeit.“ Vielleicht würde das Orfeas von Aelita ablenken, wenn sie ihm das sagte, ohne dass er sie drängen musste. Damals, als sie Lukene gebunden hatte, war sie elf gewesen, hatte gerade ihre Blutung bekommen - und Lukene hatte ihren Menschen getötet (verbrannt) und sie direkt angestarrt. Merikh hatte auch damals nicht gezögert, wobei es fast noch schmerzhafter gewesen war, als sich die Augen aus dem Schädel fressen zu lassen.

„Die Mission, auf der du bist, muss echt wichtig sein, wenn sie jemanden mit drei Drachen und diesen Opfern schicken. Du bist wahrscheinlich eine der mächtigsten Priesterinnen deiner Generation!“ Bewunderung färbte seine Stimme höher. Unrecht hatte er dabei nicht. „Was gabst du für Aelita? Bei ihrer Farbe würde ich am ehesten Knochen vermuten, aber dir fehlen keine größeren Glieder und sie ist etwas zu besonderes, als dass sie dich nur einen Zeh gekostet hätte.“ Merikh verfluchte seine Beobachtungsgabe. Ja, es war etwas ganz besonderes. Sie war die einzige, die dieses Opfer jemals erbracht hatte. Das verbotene, unmögliche Opfer. Andere hatten es versucht, doch es hatte sie zerrissen. Die Größe des Opfers war nebensächlich, wenn der

Geist den Verlust und Schmerz nicht tragen konnte.

„Aelita geht dich nichts an.“ Ihre Stimme wurde zu Eis, aber Orfeas ließ nicht locker.

„Sie geht dich *nichts* an!“, fauchte sie erneut, „Dein Spiel ist beendet.“

„Aber du schuldest mir noch ein Drittel meiner Fra-“ Mit einem ohrenbetäubenden Brüllen stürzte Lukene aus dem Himmel auf sie herab, brachte die Pferde zum Rennen. Merikhs Hände gruben sich in den Sattel. Ach du Scheiße! Sie hatte keine Ahnung, wie sie das Pferd zum stoppen bringen sollte. „LUKENE!“, schrie sie hinauf und ihre Drachin verstummte, sodass die Pferde zum Glück wieder langsamer wurden.

„Frag noch einmal nach Aelita, und ich nehme dir, was ich für sie geopfert habe.“

Sie ritten bis spät in den Abend; vereinzelt beschrieb Orfeas die Landschaft - die sanften, mit Heide bedeckten Hügel, deren Duft ihr in die Nase stieg, die eisig klaren Bäche, die Dörfer, die sie durchquerten mit den starrenden Menschen und windschiefen Hütten, die kleine Rehherde, aus der sich Dallan und Lukene eine Mahlzeit erlegten, die sie mit Aelita teilten - doch überwiegend hüllten sie sich in Schweigen. In ihr brannte zwar noch immer die Neugier, aber sie wollte nicht noch mehr Fragen von dem Ritter riskieren. Als sie erneut in ein Dorf ritten, ergriff Orfeas das Wort: „Wir sollten hier übernachten; es wird zu dunkel, um weiter zu reiten.“ Sie nickte nur zustimmend, obwohl die Eile weiter an ihr nagte. Wie lange hatte das Brutfeuer noch, bevor es verlöschte? „Überlass mir das Reden.“

Merikh schwang sich von ihrem Pferd, ihre Drachen nahmen wieder ihre Stammplätze ein und nachdem sie die Pferde befestigt hatten, hielt Orfeas ihr die Tür des Gasthauses auf. Sobald die Priesterin den Schankraum betrat, verstummten alle Gespräche und sie spürte die Augen mehrerer dutzend Männer auf sich lasten. Dem Gestank nach und dem nachhallendem Gegröle zu urteilen, war dies kein Etablissement für Frauen. Zielsicher steuerte sie auf die Theke zu. „Ich bin eine Priesterin des Ordens für Magie und Leben und im Auftrag der Götter unterwegs. Wir benötigen zwei Zimmer und eine Mahlzeit für die Nacht.“ Sie hoffte darauf, dass sie mit einem

Schankmädchen sprach - Frauen zweifelten weniger an der Stellung einer anderen Frau -, doch das tiefe Lachen belehrte sie eines besseren. „Wenn du n’ Zimmer willst, Mädel, musst du’s bezahlen.“ Merikh brauchte den Mann nicht sehen zu können, um seine lüsternen Blicke auf ihrem Körper zu spüren.

„Ich bin eine Priesterin, wie wohl unschwer zu übersehen ist. Oder seid Ihr etwa blind?“ Sie klammerte sich an die Höflichkeit; sie konnte nicht für ein Zimmer bezahlen und noch mehr in Orfeas’ Schuld zu treten war auch keine Option.

„Mit dem Körper kann sich jede daher gelauf’ne Schlampe n’ Kutte und paar Drachen besorgen. Das macht dich net zu nar Priesterin.“ Wut explodierte in ihr. Wie konnte er es wagen? Wer dachte er, dass er war, eine Priesterin so zu beleidigen? Ihre Wut schwappte auf ihre Drachen über, befeuerte den ewig schwelenden Zorn von Lukene. Rauchgeruch färbte die Luft.

„Wie wär’s, wenn wir alle einmal kurz durchatmen, um die Gemüter zu *kühlen*.“, intervenierte Orfeas. „Ich bin eine Ritter des Königs - das Siegel hier kennst du bestimmt - und ich bürgе dafür, dass es sich bei der Lady um eine waschechte Priesterin handelt. Demnach gilt es als Hochverrat, wenn Ihr ihr nicht helft und damit dürft meine Wenigkeit, als Zeuge des Gesetzesbruchs und königlicher Ritter seiner Majestät Mathyas dem Achten seines Namens, dich dafür auf der Stelle enthaupten.“ Die Worte purzelten nur so aus seinem Mund; locker und freundlich, trotz der unüberhörbaren Drohung. Der Mann hinter der Theke schwieg, bis das leise Sirren einer halb gezogenen Klinge die Stille brach. „Margie! Gib den Reisenden hier, was se wolln.“, brüllte er durch den Schankraum, dass Merikh fast die Ohren klingelten. Schnelle Schritte hielten auf sie zu - Margie wahrscheinlich. „Mein Ritter, meine Priesterin, bitte folgt mir, dann zeig ich euch die Zimmer.“

Das Zimmer war klein, aber halbwegs sauber - zumindest soweit Merikh das beurteilen konnte.

Das Essen, das Margie ihr noch brachte, schmeckte extrem nach Zimt (ungewöhnlich für so ein Gasthaus in einem so kleinen Dorf, dachte sie), doch es wärmte sie und stillte den Hunger. Sie ließ auch ihre Drachen probieren, die dann die Schale genüsslich ausschleckten. Danach fiel sie fast sofort schlafend ins Bett und spürte nur noch, wie die Drachen sich auf der harten Matratze an und auf ihr zusammenkuschelten.

Ihr Augenlicht zu verlieren, hatte ihre anderen Sinne geschärft. Wahrscheinlich lag es nur daran, dass sie das leise Rumpeln und Flüstern in der Kammer hörte, das sie aus dem Schlaf riss. Aber Merikh zwang sich, ruhig liegen zu bleiben. Jemand war hier, und es war nicht der Ritter. Dafür bewegte Orfeas sich zu leichtfüßig. Zudem hörte sie mehrere Stimmen. Ein Mädchen - Margie - und Männer, aber wie viele konnte sie nicht sagen, dazu überlagerte sich das Flüstern zu sehr. Das Gewicht ihrer Drachen um sie herum fehlte. Im Geiste griff die Priesterin nach dem Band zu Dallan, doch ihr inneres Auge öffnete sich nicht und alles blieb dunkel. Sie packte fester zu und riss einmal kräftig an dem Band. Kurz schob sich ein hellerer Fleck in ihre Dunkelheit, bevor er wieder verschwand, als wären Dallan die Augen sofort zugefallen. Was war hier los? Ihre Gedanken schwammen in ihrem Kopf und als sie erneut nach der Verbindung greifen wollte, ging sie in dem Dröhnen ihres Schädels unter. Dann also blind; denn sie konnte hier unmöglich tatenlos liegen bleiben. Immerhin, vermutete sie, musste es für die Eindringlinge ebenfalls dämmrig sein, da es sich noch immer nach Nacht anfühlte. Und in der Dunkelheit kannte Merikh sich aus. Sie taste nach ihren beiden Drachinnen, doch auch die Verbindung war schwach und glitschig. Als wäre ihr Geist träge und ein verworrenes Labyrinth.

In einer einzigen Bewegung sprang Merikh aus dem Bett und packte gleichzeitig eine der Sichelklingen, die sie an den Bettpfosten gelehnt hatte. Sie prallte halb gegen den ersten Mann und stieß sofort die Klinge nach oben. Diese fand Widerstand und entlockte dem Mann einen überraschten Schmerzensschrei, der in einem nassen Gurgeln endete. Er polterte zu Boden, das leise Wispern wurde zu lauten Anweisungen. „Margie! Du solltest sie fesseln! Ihr drei! Die Kisten! Los, Los, Los!“ Drei Paar Schritte, die sich hastig entfernten. Aus der Richtung drang ein gedämpftes Fauchen. Lukene? Wollten sie etwa...?

Die Priesterin zögert nicht, sondern schleuderte ihr Schwert in die Richtung der Schritte. Erneut ein Schrei, gefolgt von einem Poltern und Krachen von berstendem Holz. Merikh packte ihr zweites Schwert, als ein Luftzug ihren Hals streifte. Sie wirbelte zurück und fiel dabei halb über das Bett, eine Klinge schlitzte ihr den Oberarm auf, doch sie entging dem Schlag, der sie in die Bewusstlosigkeit geschickt hätte. Wie viele waren noch in diesem Zimmer? Und wo bei den Göttern war Orfeas?

Ihre Gedanken gingen noch immer viel zu langsam, der Geruch nach Blut und der unterschwelligsten Note von Zimt verdichtete ihre Nase. Zimt? Zimt, ungewöhnlich für dieses Gasthaus, aber nicht ungewöhnlich zum Übertünchen von anderem Geschmack. Drogen. Sie zwang sich auf die Beine, obwohl der Boden schwankte. Sie zwang sich zu lauschen, doch über das Dröhnen ihres Blutes und ihren keuchenden Atem konnte sie kein anderes Geräusch ausmachen. Doch noch immer lauerte die Gefahr in dieser Kammer. Nur wo?

Ein Kreischen zerriss die Stille und das Band zu Lukene schnellte zurück in ihr Bewusstsein. Die Drachin war wach und stinkwütend. Feuer brandete durch die Kammer, der Geruch nach verkohlten Fleisch folgte zusammen mit den Schreien. Merikh bewegte sich durch den Raum, fand die Quellen und brachte eine nach der anderen zum Verstummen. Lukene fauchte erneut, als wollte sie Merikh zu sich locken. Sie gehorchte, bis sie vor der wimmernden Margie stand. „Wo sind sie?“ Gleichzeitig glühte ihre Verbindung zu Dallan auf und sie starrte auf die Innenseite einer Holzkiste. „WO SIND MEINE DRACHEN!“, schrie sie dem Mädchen ins Gesicht. „Sie bringen sie auf’n Hi-Hinterhof und von dort zur K-Küste. Drachen sind viel Wert auf’m Schwa-Schwarzmarkt.“ Das reichte ihr. Sie stürzte aus dem Raum, die Verbindung zu ihren Drachen wies ihr den Weg, aber trotzdem war sie viel zu langsam. Lukene schoss an ihr vorbei. „Befrei sie!“, schrie Merikh ihr zu, obwohl sie bereits das gleiche Ziel hatten. *Flapp-Flapp-Flapp* entfernte sich Lukene. Sie rannte weiter, prallte immer wieder mit der Schulter gegen Wände, doch Merikh hatte keine Zeit für Vorsicht. In der Ferne klirrten Schwerter. Orfeas? Das Geräusch wurde immer lauter, Rufe mischten sich darunter, das Brüllen von Drachen zerriss die Nacht. Plötzlich startete sie nicht länger auf eine dunkle Holzkiste, sondern auf Krallen, die sie zerfetzten. Lukene schob sich vor

Dallan, brüllte ihm einmal ins Gesicht und sprang dann davon.

Beinahe stürzte Merikh die wenigen Stufen in den Hinterhof hinunter, als die Sicht durch die Drachenaugen sich mit ihrer Umgebung überschchnitt. Dallan erhob sich aus der zerstörten Kiste, sein Feuer erhellte den Hof und die Männer darin. Ein Mann - Orfeas? - schwang mit gefesselten Händen ein rostiges Schwert gegen einen Hühner von Mann, schien sich aber mit flinken Schritten behaupten zu können. Dallans Blick landete auf der Priesterin und plötzlich sah Merikh sich von außen. Sie sah aus wie personifizierter Zorn: eine Sichelklinge in jeder Hand, Blut bedeckt, ein wutverzerrtes Gesicht mit ausgebrannten Augen. Links neben ihr tauchte ein weiterer Mann mit erhobenem Speer auf - er sah aus wie ein Söldner - über den Kampfeslärm konnte sie ihn nicht hören. Sie wirbelte zur Seite und hob ihr Schwert, um seinen Stoß abzufangen, doch da war nur

Leere. Einen Herzschlag, bevor die Klinge ihren Körper traf, sah sie durch Dallans Augen ihren Fehler: Sie war es so gewohnt, dass er auf ihrer Schulter saß, dass seine Sicht ihrer nahezu perfekt entspräche, dass sie sich nun in die falsche Richtung gedreht hatte. Der Speer bohrte sich von hinten in ihren Oberschenkel, das Bein knickte unter ihr weg, als die Klinge vorne wieder austrat. Heißes Blut strömte, Schmerz setzte ihre Nerven in Brand. Lukene kreischte, Dallan brüllte, wo war Aelita?

Mit einem Ruck glitt der Speer heraus und sie stürzte nach vorne. Ihre Augenhöhlen brannte, doch das war nichts im Vergleich zu ihrem Bein. Hinter ihr hob der Mann erneut den Speer und Merikh zwang sich halbwegs hoch und herum, als ein Schwert sich durch seine Brust bohrte und die Priesterin mit einer weiteren Schicht Blut bespritzte. Die Leiche stürzte zur Seite und Stille senkte sich über den Hinterhof. *Flopp. Flopp.* Dallan landete auf ihrer Schulter und endlich rückte die Welt wieder gerade. Ein Mann stand keuchend vor ihr. „Merikh! Göttern sei Dank!“ Die melodische Stimme kannte sie. Die Priesterin legte den Kopf schief, als sie den Ritter das erste Mal sah, obwohl ihre Perspektive sich dadurch nicht änderte. Er war ein wenig größer als sie und von athletischer Statur. Dunkle Haare und Augen, die Gesichtszüge verschwommen und farblos. Sein Aussehen, bewaffnet und Blut bedeckt, wollte nicht wirklich zu seiner melodischen Stimme passen, doch sie ertappte sich dabei, ihn weiter anstarren zu wollen, als ihre leeren Augen immer mehr brannten, je länger sie die von Dallan liebte.

„Wo ist Aelita?“ Von ihren drei Drachen war jene am gefährdetsten. Erneut splitterte Holz; Dallan schwenkte den Kopf herum und sie sah Lukene, die die dritte Kiste zerstörte. Ihre Verbindung zu Aelita glomm auf, als die Drachin vorsichtig und noch immer benommen den Kopf ins Freie schob. Merikh taumelte auf sie zu, der Schmerz und die Erleichterung zwangen sie in die Knie.

Endlich ließ sie Dallans Augen los, sodass ein erschöpftes Schluchzen ihrer Kehle entwich.

Orfeas' Schritte näherten sich. „Wir müssen hier verschwinden, falls - bevor noch mehr kommen.“ Er verstummte kurz. „Dein Bein muss verbunden werden, sobald wir etwas Strecke geschafft haben. Kannst du gehen? Zumindest bis zu den Pferden?“ Die Priesterin hob die noch immer benommene Drachin auf ihren Arm, während Dallan von ihrer Schulter glitt, um sie von seinem Gewicht zu befreien. Dann zwang Merikh sich hoch, aber nicht, ohne dass ihr Bein immer wieder wegnickte. Ein Arm legte sich um sie, stütze sie. Orfeas wirkte ehrlich besorgt um Merikh. Begleitet von zwei Paar Flügelschlägen taumelten der Ritter und die Priesterin in die Nacht hinfort.

Wochen strichen ins Land, als sie ihre Reise in den Norden fortsetzten. Dörfer mieden sie zunehmend, nachdem sie dort immer wieder auf Schwierigkeiten gestoßen waren. So lagen die Priesterin und der Ritter auch diese Nacht Seite an Seite unter freiem Himmel. Über das Knacken des Feuers lauschte Merikh dem sanften Schnarchen ihrer Drachen. Wie lange dem Brutfeuer im Drachengebirge wohl noch blieb? Theoretisch müsste sie in zwei, maximal drei Tagen das Eisen- gebirge erreicht haben, doch praktisch befand sich die Front eines Krieges dazwischen. Selbst wenn sie es um die Armeen herum schaffte, musste sie noch immer die Urglut finden und den langen Weg zurück antreten. Ihr lief die Zeit davon; sie konnte nur hoffen, dass sie auf dem

Rückweg schneller war, wenn ihr Bein erst vollständig geheilt war.

„Magst du die Sterne?“, riss Orfeas sie unvermittelt aus den Gedanken. Trotz ihrer anfänglichen Abneigung genoss Merikh mittlerweile seine Gesellschaft. Ohne den Ritter hätte sie es wohl nie

so weit in den Norden geschafft, aber morgen würde er sich der Armee des Königs anschließen und sie ihre Mission allein zu Ende bringen.

„Sterne? Sie sind sehr weit weg. Manchmal vergesse ich, dass sie überhaupt existieren, wo man sie nicht spüren kann. Aber ... Kireen mochte Sterne, damals...“ Merikhs Stimme verlor sich in ihrer ewigen Dunkelheit, als längst vergessene Erinnerungen aus der Tiefe gekrochen kamen.

Erinnerungen an ein Mädchen, das lange tot war, sich aber zu den Sternen fort geträumt hatte.

Merikh begrub die Erinnerungen, bevor sie sie erstickten. Sie konnte sich Sterne nicht mehr vorstellen und selbst durch Dallans Augen waren sie nicht sichtbar, also wo lag der Sinn in ihnen? „Sie strahlen sehr hell diese Nacht. Ich habe selten so viele Sterne gesehen... Weißt du, was ich mich schon lange frage?“

„Werd's bestimmt gleich erfahren.“, entgegnete sie gedankenverloren.

„Warum heißt es der Orden von Magie und Leben? Doch wohl nicht nur für den Klang, hoffe ich mal.“

„Nein, nicht nur für den Klang. Der Orden praktiziert Magie seit tausenden von Jahren. Der erste Schritt ist die Verbindung zu einem Drachen; das macht dich zum Novizen. Du lernst die

Feinheiten, die das Band beinhaltet. Das ist bei jedem unterschiedlich, abhängig von Opfer und Charakter. Wenn du zu deinem göttlichen Auftrag aufbrichst, bist du Priester. Kehrst du zurück, wirst du in richtiger Magie unterrichtet: Heilen, Telekinese, Telepathie, manche können sogar teleportieren oder besitzen das Auge der Zeit, aber das ist sehr selten. Und Magie erfordert Leben. Nur was lebendig ist, kann das nötige Opfer bringen, um die Magie zu bezahlen. Magie erfordert nunmal immer ein Opfer, immer einen Preis.“ *„Deshalb sterben die meisten Priester jung,* dachte sie, doch die Worte blieben gefangen. Orfeas schwieg lange, so lange, dass sie fast glaubte, er sei eingeschlafen, wenn dafür seine Atemzüge nicht zu lebhaft wären.

„Morgen, wenn wir die Armee erreichen... es kann gut sein, dass wir uns durch die andere Armee hindurch kämpfen müssen, um das Eisengebirge zu erreichen.“

„Wir?“

„Ich lasse dich jetzt nicht allein, Merikh. Wir beenden diese Reise zusammen.“

„Aber was ist mit deinem Auftrag? Du bist ein eidgeschworener Ritter des Königs!“

„Der König wird das verstehen; ihm bedeutet der Orden ebenfalls viel. Seine Armee wird noch einige Tage auf mich verzichten können, aber du brauchst den Funken für den Orden. Wir alle brauchen den Orden. Also liegt meine Pflicht weiter bei dir.“ Er stoppte kurz. „Da sind Nordlichter am Himmel.“ Merikh brauchte gar nicht nachzufragen, Orfeas beschrieb sie ihr sofort: „Sie sind wild und voller Farbe. Blau, rot und grün schwimmt ineinander. Sie sind lebendig wie deine Drachen. Sie führen einen Tanz der Magie. Wunderschön.“ Obwohl er den Himmel beschrieb, lag sein Blick auf ihr. Merikh spürte seinen Atem über ihre Wange streichen. So sehr sie sich in

Sternen und Lichtern verlieren wollte, das Feuer ihrer Drachen brannte heißer.

„Hast du jemals eine Priesterin kämpfen gesehen? Richtig kämpfen? Nicht nur in Hinterhöfen sonder auf Schlachtfeldern mit allem was sie hat?“ Merikh selbst war noch nie auf einem

gewesen, doch sie hatte trainiert, seit sie vor 13 Jahren Dallan gebunden hatte. Sie wusste, was sie erdulden, welche Zerstörung sie vollbringen konnte.

„Nein, das habe ich nicht.“

Die Priesterin drehte den Kopf zum Ritter, sodass ihr Atem sich vermischte. „Renn nicht weg, wenn du es siehst.“, flüsterte sie an seinen Lippen. „Niemals.“

Geschrei, das Klirren von Waffen, wiehernde Pferde - die Schlacht war bereits im vollen Gange, als Orfeas und Merikh am nächsten Tag die Armee des Königs erreichten. Sie ritten durch die Ausläufe des nahezu verlassenen Zeltlagers, bis Orfeas einen Knappen anhielt. „Wie lange geht die Schlacht schon?“

„Seit Sonnenaufgang, Sir.“ So lange? Mittlerweile müsste die Nacht bereits ihre Krallen ausstrecken.

„Und wo ist das Kampfgeschehen am schwächsten?“

„Ich weiß nicht, Sir. Die linke Flanke wahrscheinlich.“ Orfeas bedankte sich schnell, dann ritt er weiter. „Die linke Flanke ist außerdem am nächsten zum Eisengebirge. Dort werden wir uns durchkämpfen.“ Merikh nickte zustimmend. Als das Kampfgeschehen nicht mehr weit war, stoppte sie ihr Pferd und schwang sich von seinem Rücken. Sie löste ihren Mantel, sodass kühle Luft über ihren nackten Rücken strich. „Wer hat dir das angetan?“ Orfeas' melodische Stimme entkam nur kratzend seinem Hals, als würde Entsetzen sie gefangen halten. Aber sie ignorierte ihn. Er würde es noch früh genug erfahren. „Mach dir um mich keine Sorgen. Ich bin Merikh, schon vergessen?“, versuchte sie die Stimmung aufzuhellen, während sie sich gleichzeitig für den Schmerz wappnete. „Bereit“, flüsterte sie ihren Drachen zu, die sich in die Luft schlangen. Der Dreiklang ihrer Flügel vermischte sich, trotzdem hörte sie Dallan heraus, der hinter ihr hinab flog. Ihre Hände ballten sich zu Fäusten, als er die Klauen in ihren Rücken schlug, sie immer tiefer hineinbohrte, bis die Krallen sich um ihre Wirbelsäule legten. Schmerz raste durch ihren Körper, ließ sie schwindeln. Merikh zwang sich, kontrolliert ein- und auszuatmen, während Lukene ihren Platz unter Dallan einnahm. Als ihre Krallen sich ebenfalls um ihre Wirbelsäule legten, konnte Merikh nur noch mit Mühe den Schrei zurückhalten, der sich in ihrer Kehle aufstaute. Fehlte nur noch Aelita. Blut rann ihr heiß den Rücken hinunter, tränkte ihre weiße Ordenskleidung. Die Krallen ihrer letzten Drachin waren am sanftesten, trotzdem peitschte eine Welle der Pein nach der anderen durch ihren Körper, ließ ihre Muskeln krampfen und zittern. Sie schmeckte Blut, als sie sich in die Wange biss. Sobald sechs Paar Klauen um ihrer Wirbelsäule lagen, verstummte der Schmerz von einem dröhnenden Schrei zu einem ruhigen Klagelied. Die Welt schob sich grau, aber gestochen scharf durch ihre Dunkelheit, während Dallan den Kopf über ihre Schulter reckte.

Die zerfetzte Haut an ihrem Rücken schob sich zusammen, heilte um die Drachenklauen - die Magie akzeptierte ihr Opfer; aus vier Geistern wurde einer.

„Was im Namen der Götter?!“ Die Fassungslosigkeit stand Orfeas ins Gesicht geschrieben, aber sie kümmerte sich nicht um ihn. Nicht, wenn Dallans Macht durch ihre Adern pulsierte, wenn Lukenes Wut in ihr glühte oder Aelitas Reinheit sie durchströmte. Alles wurde nichtig, nur ihre Mission zählte noch. „Wenn du das Eisengebirge erreichst, warte nicht auf mich.“ Orfeas zog, noch immer auf dem Rücken seines Pferdes, sein Schwert und sie tat es ihm gleich, packte mit jeder Hand eine Sichelklinge. „Auf in die Schlacht, Priesterin.“ Das Entsetzen war

verschwunden, stattdessen schimmerte Bewunderung in seinen Augen. Wie hatte sie jemals denken können, er würde vor ihr Reißaus nehmen, sobald er wusste, wozu sie werden konnte? Er war ein Ritter - Ritter schätzten Stärke. Orfeas wendete sein Pferd, dann galoppierte er los, auf die Front zu. Wie ein Wesen schlugen ihre Drachen mit den Flügeln, in perfekter Harmonie erhoben sie sich in die Luft. Merikh spürte den Ruck in ihren ganzen Skelett, als ihre Füße sich vom Boden lösten und sie die Schwerkraft überwand. „Auf in die Schlacht, Ritter.“

Trotz seiner Worte blieb Merikh in der Nähe des Ritters; tauchte immer wieder zu den Soldaten hinab, wenn sie dem Ritter zu nah kamen. Sie hatte noch nie so viele Menschen auf einmal gesehen - nur eine große Masse, in der die einzelnen Körper ineinander schwammen. Der Lärm ließ ihr die Ohren klingen und die Priesterin war um so froher über die Augen ihres Drachen, ohne die sie völlig orientierungslos gewesen wäre. Sie wusste nicht genau, was der Disput zwischen den beiden Armeen war, doch sie standen zwischen ihr und dem Eisengebirge.

Alles Training der Welt hätte Merikh nicht auf diesen Augenblick vorbereiten können. Um sie herum herrschte das Chaos, innerhalb von wenigen Augenblicken war ihre helle Kleidung dunkel verfärbt, klebte heiß an ihrer Haut. Das Feuer ihrer Drachen stob links und rechts an ihr vorbei, Schweiß vermischte sich mit Blut. Rauch, verkohltes Fleisch...es stank entsetzlich. Sie blockte mehrere Schläge eines Soldaten, bevor sie die Klinge in ihrer linken Hand herumwirbelte, ihre Drachen sie ein Stück höher hoben und sie die Waffe durch den Spalt in seiner Rüstung unter die Brustplatte bohrte. Neben ihr preschte Orfeas auf seinem Pferd vorbei, das die Augen nach hinten drehte, als er die Lanze eines anderen Kriegers bei Seite schlug.

Eine Streitaxt raste auf ihren Kopf zu, doch ihre Drachen rissen sie bereits fort in die Luft. Der heftige Sprung riss ihr erneut die Haut auf dem Rücken auf, aber der Schmerz hielt nicht lange an. Am Anfang war sie umgeben von nichts als Luft und Wind sicher gewesen, hatte sich ihr nächste Ziel in Ruhe aussuchen können, um Orfeas zu helfen, es über das Schlachtfeld zu schaffen. Jetzt hatten die Soldaten begriffen, dass der Tod über ihnen lauerte. Pfeile sausten um sie herum, zwangen die vier zu Rollen und Ausweichmanövern, die ihr die Krallen ihrer Drachen immer tiefer, fester um die Wirbelsäule trieben. Ein Pfeil bohrte sich in ihre Seite und sie widerstand krampfhaft den Drang, ihn herauszureißen. Das Eisengebirge erhob sich vor ihr, fast geschafft. Dallon warf Merikhs Blick nach unten.

Scheiße. Orfeas' Pferd lag am Boden, der Ritter selbst wand sich gerade unter ihm hervor, während er bereits eingekreist wurde. Ihre leeren Augen brannten schlimmer denn je wie Feuer. Erste Rinnsale von Blut krochen über ihre Wangen, als sie zu lange auf Dallans Sicht zu griff. Blut floss aus ihrer Pfeilwunde. Schmerz und Sorge umnebelte ihrer Sinne, als Orfeas unter einer Welle von Kriegern begraben wurde. Alles in ihr wollte ihm helfen, sie senkte sich bereits in den Sinkflug.

Unendlicher Schmerz zerfetzte ihren Körper, frass sich durch ihre Seele. Dallon brüllte. Die Welt färbte sich dunkelrot, feuerrot, blutrot vor ihren Augen, bevor sie in tausend Scherben zerbarst. Krallen rissen an ihrem Rücken, hektisches Flattern - völlig aus dem Rhythmus - *flipp, flapp, flipp, flipp, flapp* (wo war das *flopp-flopp* von Dallon?) Als Lukene und Aelita den Kampf gegen die Schwerkraft aufnahmen. Der Wind peitschte ihr ihr Kreischen um die Ohren, blind und nahezu taub stürzte sie in die Tiefe. Eine Kakophonie des Grauens breitete sich in ihrer Seele aus. Im Geiste grub sie die Finger in die Verbindung zu Dallon, verankerte ihn in der Gegenwart. Er durfte sie nicht hier zurücklassen! Sein Brüllen verstummte, und obwohl die Drachinnen noch immer kreischten, unter ihr noch immer eine Schlacht tobte, dröhnte ohrenbetäubende Stille in

ihrer Seele, in der lediglich Dallans Herzschlag existierte. Ihr eigenes Herz raste immer schneller, wo seines langsamer wurde. In der Stille ihrer Seele hörte sie seinen letzten Herzschlag, bevor seine Krallen den Halt um ihre Wirbelsäule verloren. Sie spürte ihn an ihr vorbei stürzen und streckte die

Hände aus, um ihn zu fangen, doch sie erwischte ihn nicht mehr. Kurz raste die Welt wieder in den Fokus, krachte förmlich in sie hinein. Merikh sah Dallan in die Tiefe fallen, sein kleiner Körper vollständig von einem Pfeil durchbohrt. Das Band in ihrer Seele zerriss. Ihr toter Drache war das letzte, was sie sah, bevor ewige Finsternis sie eroberte. Ein Schrei brach aus ihr heraus.

Ein Schrei, der die Dunkelheit in Brand setzte.

Ein Schrei, der unendlich in ihr wiederhallte.

Ein Schrei, der die Welt um Merikh herum zum Beben und Zittern brachte.

Ein Schrei, dem Aelita und Lukene sich in ihrem alles verzerrendem Schmerz anschlossen. Ein Schrei, der erst verstummte, als die beiden den Kampf gegen die Schwerkraft verloren, denn es brauchte drei Drachen zum Fliegen. Und *er* lag bereits zerschmettert am Boden. Bald schlosse die Priesterin sich ihm an.

Merikh hörte Knochen brechen, als die Erde sie küsste.

Mit einem Ruck kehrte Merikh aus der Bewusstlosigkeit zurück, doch die Dunkelheit blieb, würde bis in die Ewigkeit bleiben. Dunkelheit kroch durch ihre Seele, vergiftete sie; wo zuvor ihre Verbindung zu Dallan gewesen war, befand sich nur noch ein zeretztes Band, das rasende

Schmerzen durch sie jagte, wenn Merikh im Geist über das zerrissene Ende strich. Keuchend übergab sie sich auf die Erde, spuckte Blut, bis ein Hustenanfall ihren Körper durchschüttelte.

Blind strich sie über den Boden, ihre Finger trafen auf kühlen Stein. In der Ferne hörte sie Geräusche, die von einem Zeltlager stammten, aber die Schlacht schien beendet - oder unterbrochen. Wie viel Zeit war vergangen?

„Aelita?“, krächzte sie mit einer Kehle rau vom Schreien, „Lukene?“ *Dallan?* Helles Flügelschlagen näherte sich ihr und neue Kraft und Entschlossenheit strömte in Merikh, als die Drachin neben ihr landete. Aelita hatte schon immer diesen Effekt gehabt, ihr Hoffnung und Mut zu schenken, wenn sie selbst keine mehr fand. Mit einem Stöhnen kämpfte die Priesterin sich auf die Knie und schließlich taumelnd ins Stehen. Die Kleidung starrte von getrocknetem Blut und Dreck, an ihrem Gürtel fehlte das Gewicht ihrer Schwerter. Vage erinnerte sie sich daran, beide Hände nach *ihm* ausgestreckt zu haben. Da musste sie die Klingen fallen gelassen zu haben. Egal, denn sie konnte eh keine Waffe schwingen. Ihr rechter Arm hing erschlafft herab, dumpf pochte Schmerz in ihrer Schulter und in ihrer Seite, wo irgendwann mal ein Pfeil gesteckt hatte. Aber wen interessierte das? Sie hatte noch immer einen Auftrag zu erfüllen - jetzt mehr denn je, damit sein Tod immerhin das Leben der anderen Drachen verschonte.

Lukene und Aelita flogen um sie herum und stießen ihr sanft in die Seite, sobald die Frau vom Weg abzukommen drohte. Merikh kam nur langsam stolpernd voran, aber immerhin lag sie nicht mehr besinnungslos im Dreck. Nach dem Chaos der Schlacht herrschte nun nahezu Stille. Lediglich einzelne Geräusche der Natur erklangen: Vogelgezwitscher, der Wind in den Blättern, das

Schlagen von zwei Paar Drachenflügeln (*flipp, flapp, flipp, flipp, flapp*), die keinen Dreiklang mehr bildeten...

Es erinnerte Merikh an ihr zu Hause, an den Tempel im Drachengebirge. Unweigerlich fragte sie sich, ob das Eisengebirge wohl ähnlich aussah. Hatten die Berge die gleiche dreieckige Form? Waren die Gipfel ebenfalls schneebedeckt? Gab es hier ebenfalls Höhlen und Spalten voller fluoreszierender Flechten? Lebten Kreaturen in diesen Bergen oder waren sie vollständig verlassen? Sie zwang sich, nicht an ihren Drachen zu denken, stattdessen wanderten ihre Gedanken zu dem Ritter. Das letzte Mal, als sie Orfeas gesehen hatte, bevor sie selbst aus dem Himmel gefallen war, wurde er unter anderen Kriegern lebendig begraben. Nur die Götter wussten, ob er es atmend hinaus geschafft hatte. Merikh hoffte es zumindest.

Minuten - Stunden - Tage - ? - schleppte sie sich durch das Eisengebirge, bis sie über ein unsichtbares Hindernis stolperte. Am Ufer eines kleinen Baches ging sie zu Boden und blieb keuchend liegen. Aelita schob die Schnauze gegen ihre Wange, drängte sie näher zum

Plätschern. Angestrengt richtete Merikh sich so weit auf, dass sie mit den Händen Wasser an ihre Lippen schöpfen konnte. Mit gierigen Schlucken trank sie das kühle Nass, bis ihre Kehle endlich nicht mehr brannte. Plötzlich kam ihr das Gesicht unfassbar dreckig vor, trotzdem zögerte sie, es zu säubern. Getrocknete, blutige Tränen bedeckten ihre Wange, wo sie ihre Verbindung zu *ihm* zu sehr ausgereizt, sich seine Augen zu lange geliehen hatte. Aber getrocknetes Blut würde ihren Drachen nicht aus den Fängen des Todes befreien. Tief Luft holend tauchte sie den ganzen Kopf in den Bach; Wasser schwappte über ihr zusammen, raubte der Welt jeden Klang, dann schrie sie. Blasen stiegen um sie an die Oberfläche, als die Priesterin brüllte, bis ihre Lungen leer und ihre Kehle blutig war.

Während sie von stummen Schluchzern geschüttelt wurde, rollte sie sich zusammen und nickte schließlich ein.

Die Götter wussten, woher die Drachin den Weg kannte, aber Aelita lenkte Merikh zielsicher durch das Gebirge immer weiter hinauf. Sie lief (taumelte) ohne Pause, bis ihr geschundener Körper sie zum Rasten zwang. Dann knabberte sie an gegrillten Tieren, die Lukene für sie und Aelita fing. Plötzlich wurde der Boden eben und spiegelglatt. Vielleicht war er ja sogar klar wie Glas, zumindest klang er so, als würde sie sich entweder in seiner Oberfläche unendlich spiegeln oder vollständig verschluckt werden.

Der Wind des Eisengebirges verstummte, der unregelmäßige Rhythmus ihrer Schritte hallten von den Wänden wider. Die Luft erhitze sich zunehmend, trieb ihr Schweiß auf die Haut und begann, in der Lunge zu stechen. Lukene gurrte selig, genoss die Hitze. Es erinnerte sie daran, wie sie einmal durch *seine* Augen das Innere der Bruthöhle im Tempel gesehen hatte; die Luft flimmernd vor Hitze, worin sich die Drachen genüsslich räkelten.

Kurz bevor Merikh das Gefühl hatte zu kochen, stieß Aelita einen lauten Schrei aus. Sofort blieb die Priesterin stehen. „Hallo?“, rief sie mit rauer Stimme. „Hallo - Hallo - Hallo“, antwortete ihr der Stein, vielschichtiger als zuvor. Der Gang, durch den sie gekommen war, gab Raum für eine riesige Höhle, in der sich jedes Geräusch tausendfach wiederfand.

Bedacht schob sie einen Fuß vor, behielt das Gewicht aber auf dem anderen Bein. Ein Abgrund tat sich vor ihr auf, doch sie besaß nichts, was sie hinab werfen könnte, um die Tiefe zu bestimmen, obwohl ein Blubbernd von unten nach oben stieg. Lukene und Aelita flogen hastig um sie herum, kreischten und fauchten sich dabei an, als würden sie eine heftige Diskussion führen.

Mit einem Knurren brachte Aelita die andere Drachin zum Verstummen. Krallen gruben sich in Merikhs Rücken, beinahe wäre sie nach vorne über die Kante gestürzt, doch ihre Drachinnen zogen sie rechtzeitig zurück. Was sollte das werden? Die Krallen legten sich um ihre Wirbelsäule, so vertraut und dennoch falsch. Ihre Füße verloren zitterig den Kontakt zum Boden und Merikh kam es vor, als würde ihr das Rückgrat aus dem Körper gerissen. Es brauchte drei Drachen zum Fliegen. Aber anscheinend reichten zwei für den wackeligsten Flug - eher ein Schweben - über nur wenige Meter.

Die Drachen setzten sie auf einer schmalen Säule ab, dem Echo nach zu urteilen in der Mitte der Höhle. Feuer knisterte um die Priesterin herum. „Willkommen, Göttergesegnete.“, flüsterten die Flammen. „Du hast gefunden, wonach du suchen solltest.“

Das Feuer leckte über Merikhs Haut, verbrannte sie aber nicht. Noch nicht. Aelita löste sich von ihrem Rücken und landete auf ihrer rechten Schulter, wo *er* immer gesessen hatte. „Ahhhh“, seufzten die Flammen, schienen sich vor der Drachin zu verneigen. „Ein einzigartiges Leben für die Gewöhnlichen vieler...“

Merikh zuckte zusammen, wollte nach einer Waffe greifen, die nicht da war, gegen einen Feind, der nicht real war. „Nein. Nein! Du kannst sie nicht haben! Nenn einen anderen Preis!“ Nicht Aelita, nicht sie. *Niemals* sie. Hatte Merikh nicht schon genug bezahlt, genug geopfert?

„Dafür wurde sie geboren, dafür wurdest du geschaffen. Ein unmögliches, verbotenes Opfer, das nie zuvor gelungen ist.“ Die Haut der Priesterin begann, Blasen unter der Berührung des Feuer zu werfen, wollte ihren Widerwillen zu Asche verbrennen. „NEIN! Niemals!“

Erneut erhöhte sich die Hitze. Der Gestank von verbrennendem Fleisch breitete sich aus und Merikh zischte vor Schmerz. Sanft und kühl leckte Aelita einmal über ihre Wange, schmiegte den Kopf an ihre Halsbeuge, wie sie es oft in lange Nächten voller Albträume getan hatte. Tränen tropften und verdunsteten sofort in der Hitze. „Bitte“ Ihre Stimme brach. „Bitte, nicht...“ Die Drachin sprang von ihrer Schulter. Merikh streckte die Hände aus, doch sie bekam nur noch ihren glatten Schwanz zu fassen, der ihr sofort aus den Fingern glitt. *Flipp, Flipp, Flipp*, glitt Aelita auf hellen Flügelschlägen in das Feuer davon. Ein Schluchzen krümmte Merikh. Sie spürte, wie ihr Band immer dünner wurde. Es zerfetzte nicht, wie das von *ihm*. Es dehnte sich nur. Immer weiter, bis es so dünn wurde, dass es mit einem lauten Schnalzen entzwei sprang. Ohne Lukene, die ihre Krallen noch immer um ihr Rückgrat geschlungen hatte, wäre Merikh von der Säule in die Glut darunter gestürzt. Aelita verschwand in den Flammen, die sich durch die Dunkelheit in ihrer Seele, die *sein* Verlust dort hinterlassen hatte, brannten. Ihre Seele verwandelte sich in ein tosendes Inferno, dann zerfiel sie zu Asche, zu Staub, zu Nichts. Ein unmögliches, verbotenes Opfer.

Kälte breitete sich in ihr aus, trotz der Hitze in der Höhle. Kälte und Leere. Irgendwo in diesem Nichts waren zwei zerstörte Verbindungen, die ihr Schmerzen bereiten sollten, und eine intakte, die ihr Kraft geben sollte. Doch Merikh fühlte gar nichts, konnte gar nichts fühlen. „Du hast für den Funken der Urglut bezahlt, für den du gekommen bist, Göttergesegnete.“ (*Gesegnet...?*), sang das Feuer, bevor es sich in ihren Mund und von dort die Kehle hinunter schob. Flüssiges Feuer floss in sie hinein, ließ sie ertrinken in Hitze und Rauch und dennoch blieb die Kälte in ihrem Inneren. Merikh hatte für den Funken Urglut bezahlt, doch die Magie, um ihn zurück ins Drachengebirge zu transportieren, forderte ihren eigenen Preis. Und die Priesterin zögerte nur

einen Herzschlag lang, danach übergab sie es den Flammen. Was machte ein Opfer mehr oder weniger jetzt noch aus?

Glut ließ sich nieder, wo zuvor ihr Herz gewesen war, pumpte kochendes Blut durch ihre Adern, heilte ihre Verletzungen; die Kälte blieb.

Rumpelnd und zischend erhob sich aus der Lava unter ihr eine Brücke, über die sie zurück aus der Höhle schritt, begleitet von einem einzigen Drachen, der flapp-flapp neben ihr her flog.

Merikh verließ das Eisengebirge ohne sich an den Weg zu erinnern. „Merikh?!“, rief jemand ihren Namen und Schritte eilten auf sie zu. Sie kannte die Stimme, kannte die Schritte, aber es interessierte sie nicht mehr. „Bei den Göttern, Merikh!“ Entsetzten, Fassungslosigkeit, Erleichterung - Worte voller Gefühle, die sie nicht mehr empfand. „Wo sind Dallan und Aelita?“ Ein einziges Wort entkam dem Gefängnis ihrer Zähne: „Fort.“ Kurz spürte sie einen kleinen Stich, bevor die Kälte sie wieder vollständig verschlang, obwohl noch immer der Funken Urglut in ihrer Brust schwelte.

Der Ritter begann zu reden, doch sie hörte nicht zu. Bis er sagte: „Ich hab deine Schwerter gefunden, vielleicht brauchst du sie ja noch.“ Er streckte ihr etwas entgegen und sie streckte die rechte Hand aus, die sich um das vertraute Heft ihrer Sichelklinge schloss. Sie nahm nur eine, die zweite bräuchte sie bald schon nicht mehr. Fließend zog sie die Klinge aus der Schneide. *Magie erfordert immer ein Opfer*, dachte sie, während sie die andere Hand vor sich ausstreckte. „Was tust du da?“, fragte Orfeas nervös. Merikh holte aus, die Klinge sirrte durch die Luft, trennet sauber ihre Hand vom Arm. Der Schmerz blieb aus. Was war eine Hand und ein Herz schon wert, wenn ihre Seele bereits lange fort war? In Gedanken klammerte sie sich in den Tempel des

Ordens von Magie und Leben.

„Bleib bei mir, Merikh.“ Eine Bitte, die seine melodische Stimme beben ließ. *Und was wäre der Punkt?*, dachte sie nur und flüsterte: „Leb wohl, mein Ritter Orfeas von Valcaron.“, während ihr Körper in seine Einzelteile und schließlich zu Staub zerfiel.

Der Wind wehte Merikh über das Land bis ins Drachengebirge, wo sich ihr Körper aus dem Staub wieder zusammen setzte. Sogar Lukene hatte es durch die Teleportation geschafft. In routinierten Schritten ging sie zur Brutstätte, obwohl doch alles verkehrt war. Um sie herum redeten die anderen Ordensmitglieder über sie, doch sie hörte es nicht, ließ sich nicht aufhalten. Merikh betrat die Brutstätte, was sie sonst niemals gewagt hätte. Die Drachen fauchten misstrauisch, griffen aber nicht an. In der Mitte sank sie auf die Knie und griff erneut nach ihrem Schwert.

Ihre verbliebene Hand zitterte nicht, als sie sich die Klinge in die Brust grub, bis die Urglut aus ihrem leeren Brustkorb floss. Sie spürte die Magie herum und wusste, dass das Brutfeuer für eine weitere Ewigkeit brennen würde. Die Priesterin erhob sich ohne ihre Sichelklinge, die sie nun ebenfalls nicht mehr brauchte, verließ die Brutstätte, verließ die Tempelanlage und ging, bis sie die Klippen erreichte von denen sie unzählige Male gesprungen war, wissend, dass ihre Drachen ihr Flügel gaben.

Lukene flog um sie herum. Ihr Kreischen vermischte sich mit dem *Flapp-Flapp* ihrer Flügel.

„Lass nicht zu, dass sie dich wieder an jemand neuen binden. Sei frei und wild.“ Als der Himmel

Dallan betrog, war ihr der Tod als Möglichkeit in Erscheinung getreten; mit Aelita verschwunden in Flammen hielt sie nichts mehr in dieser Welt. Wenn Merikh ihrer letzten verbliebenen Drachin die verdiente Freiheit schenken konnte, wäre es das wert.

Zuneigung floss durch das Band zu Merikh, trieb die Kälte in ihr zurück und besiegelte ihren

Entschluss. Sie ging noch einen einzigen weiteren Schritt und der Boden tat sich unter ihr auf. Der Wind hieß die Priesterin willkommen, wie er es schon immer gepflegt hatte.

Lukene, die wilde, ungebrochene Lukene, begleitete sie bis zum Ende, bevor sie ihre Flügel ausbreitete und die Lüfte sie in die Freiheit entrissen.

Ein letztes Mal lächelte Merikh, als ihr endlich ihre eigenen Flügel wuchsen.

2. Valerija Babakin (10FS)

Das Buch

Der Wind wehte laut. Zu laut. Ein sehr bedrohliches Wetter und dann auch ein bedrohliches Knarzen der Treppe bevor sich meine Tür öffnete.

„Lisa! Aber sofort aufstehen Fräulein“, meine Mutter. Natürlich, wer sonst hat eine so Furcht einflößende, kratzige Stimme.

„Es ist doch erst acht Uhr, an einem Sonntag“, aus meiner Sicht übertrieb sie es, ständig zwang sie mich zum lernen sobald ich einmal keine perfekte Note mit nachhause brachte. Der Stress ist mittlerweile nicht mehr zu ertragen, doch wehren war auch keine Option, denn ich will die Chance auf eine erfolgreiche Zukunft, auch wenn ich noch nicht weiß wie diese aussehen soll.

„Aufstehen habe ich gesagt!“, mit diesen Worten verließ sie mein Zimmer.

Während ich mich ins Badezimmer begab hörte ich meine Mutter, wie sie mich wieder einmal als „Enttäuschung“ bezeichnete, als sie mit meinem Vater sprach.

Als ob die Beiden besser wären, dieser Mann kommt doch nur nachhause, wenn er mal wieder Geld braucht und meine Mutter ist so geblendet, dass sie garnicht merkt was für ein schlechter Ehemann er ist.

Nachdem ich mich frischgemacht und umgezogen habe ging ich nach Unten in die Küche, wo meine Mutter mal wieder mit schlechter Laune wartete, kann ja nur gut werden. **„Hast du den Müll rausgebracht?“**, fragte sie direkt **„Ich bin doch jetzt erst runtergekommen aber ich kann es gleich machen“**. Ich antwortete ihr ruhig und höflich in der Hoffnung einem Streit aus dem Weg zu gehen. **„Natürlich machst du es wieder später, mal wieder zu nichts gebrauchen, und für die nächste Klausur hast du bestimmt auch noch nicht gelernt!“**, sie hatte Recht, das habe ich nicht, da ich momentan gar keinen Kopf dafür hatte, ich war zu überfordert durch den

Leistungsdruck, von überall, und zudem fühlte ich mich unsicher bei jeder Entscheidung die ich traf.

Die Fragen und Ängste schwirrten durch meinen Kopf: **„Werde ich jemals einen Job finden der mich erfüllt? Will ich später eine Familie haben? Wird sich das Verhältnis zwischen mir und meiner Mutter je bessern und wird sie jemals stolz auf mich sein?“**.

Die Zukunft machte mir große Angst und ich weiß nicht wie ich sie bewältigen soll. Nach einiger Zeit Stille sprach sie wieder „**Nachdem du alles im Haus erledigt hast gehst du bitte zu deiner Oma, sie braucht deine Hilfe**“, ich liebe meine Oma und bin gerne bei ihr, also nickte ich als Antwort und erledigte schnell den Haushalt, bevor ich mich aus der Haustür bewegte.

Sofort stieg mir die beruhigend kühle Luft ins Gesicht - ein starker Kontrast zu der angespannten Situation mit meiner Mutter.

Als ich das Haus meiner Oma erreichte saß sie bereits vorne auf ihrer Veranda und begrüßte mich herzlich „**Na Liebes, wie gehts dir?**“, sie war immer gut gelaunt und nett, genau der Mensch den ich brauche. „**Mir gehts gut Oma, und dir?**“, ich versuchte meine aktuellen Probleme beiseite zu schieben und das ganze zu überspielen, doch vergeblich funktionierte es bei meiner Oma nie, sie kannte mich zu gut und blickte durch meine Fassaden durch. „**Sag mir was los ist Schätzchen, ich merke doch wenn etwas nicht stimmt**“, erwischt. Wie immer. „**Ach du weißt doch, das Übliche**“, gab ich ihr mit einem gelassenen Schulterzucken zurück. „**Verstehe...deine Mutter kann viel sein aber tief im Inneren liebt sie dich, da bin ich mir sicher**“, ihre Worte trafen mich begleitet mit einem warmen Lächeln und bestimmt hatte sie auch Recht.

Ich gab ihr ein leichtes Lächeln zurück ehe wir uns in einem Alltagsgespräch befanden. Nach einiger Zeit unterbrach ich das Gespräch „**Mutter sagte mir du brauchst Hilfe bei etwas?**“, „**Ach ja genau, ich wollte dich bitten mir ein Buch vom Dachboden zu bringen. Meine alten Knochen machen den Weg nicht mehr die Leiter hoch**“, sie lachte dabei mit ihrem übliche schleierhaften Lachen, welches mich schon immer ein wenig verwirrte doch ich stimmte ihr schnell zu und begab mich in ihr Haus.

Als ich die Leiter zum Dachboden erreichte, lief mir ein leichter Schauer den Rücken herunter, ihr Dachboden war mir schon immer unheimlich gewesen doch ich überwand mich schnell und setzte meinen Fuß auf die Leiter ohne einen weiteren Gedanken zu verschwenden.

Noch in der selben Sekunde in der ich die Klappe nach Oben öffnete stieg mir dieser kühle Geruch von alten Büchern und trockenem Holz in die Nase.

Diesen Geruch habe ich gerne, er lässt diesen dunklen Raum viel ruhiger und angenehmer wirken.

Der erste Schritt verursachte ein starkes Knarzen der Holzdielen. Beruhigen tat es sich als ich begann mich vor den riesigen Stapel Bücher zu setzen, um nach dem Roman zu suchen für den meine Oma mich hochgeschickt hatte.

Die Zeit verflog und ich konnte das gesuchte Buch nicht finden, weshalb ich aufstand um mich wieder nach Unten zu begeben.

Plötzlich sah ich ein Buch in der hintersten Nische des Dachbodens, es war groß ebenso war es in dunklem Leder gebunden.

Irgendwas an diesem Buch zog mich praktisch an und ehe ich mich versah hockte ich mit diesem in meinen Händen auf dem kalten Boden.

Meine Finger striffen sanft über den Bund, als ich es endlich öffnete ging alles so schnell.

Eine extrem überwältigende Kraft zog mich hinein.

Hektisch überblickte ich den Ort an dem ich gelandet war, es war eine Landschaft wie aus dem Bilderbuch.

Überall frisches, langes, grünes Graß, Schmetterlinge die umherflogen, ein türkis-blauer See, der durch den Einfall der Sonne allmählich zu glitzern begann und dann, dann sah ich Menschen. Genau in diesem Moment bewegte ich mich schnell in Richtung der Personengruppe, während diese beiden Fragen nicht meinen Kopf verließ: „**Wo zum Teufel bin ich und was ist das für ein Buch?**“, völlig außer Atem erreichte ich die Personen, doch sie beachteten mich garnicht - wieso?

Ich begann sie verzweifelt anzusprechen „**Hallo entschuldigen Sie? Wo bin ich? Wer seid ihr? Ich brauche Hilfe.**“, ich bekam nichts, keinen einzigen Blick geschweigedenn eine Antwort.

Die Fragen erdrückten mich förmlich, doch auf einmal änderte sich das Bild wieder, nun war ich in einem Haus, genauer gesagt einem Zimmer, es war jedoch anders als mein Zimmer oder jedes andere, dass ich je gesehen habe. Es war alt - nein, viel eher antik und dort saß ein Mädchen auf ihrem Bett, sie schien konzentriert auf etwas, dass aussah wie ein Papyrus.

War ich in der Zeit gereist? Bin ich in der Antike gelandet? Die Antwort kann nicht so leicht sein - oder doch?

Während ich mit meinen Fragen kämpfte, betrat eine etwas ältere Frau den Raum und begegnete dem jungen Mädchen sehr unfreundlich, während dieses sich nur immer und immer wieder für ihr Verhalten entschuldigte.

Die Situation, die sich vor mir abspielte, erinnerte mich an das Verhältnis zu meiner eigenen Mutter, weshalb mein Interesse an dieser „Welt“ noch mehr geweckt wurde. Doch als ich das Geschehen mitverfolgte änderte sich die Lokalität immer und immer wieder, ich sah plötzlich nur noch glückliche Ausschnitte aus dem Leben dieses mysteriösen Mädchens. Sie lachte viel, begab sich auf Bälle und lebte ein wunderschönes Leben, es war perfekt. Doch es schien zu leicht.

Als sich die Umgebung wieder änderte fand ich mich in einem großen Raum wider, mittendrin stand ein großer länglicher Tisch, an diesem ein paar wunderschöne Stühle, 12 um genau zu sein, sie waren allesamt mit Leder überzogen und hatten archaische Verzierungen.

In der Mitte des großen Schwarzeichen-Tisches stand ein Lorbeerenzweig und hoch oben an der Decke darüber hing ein riesiger, goldener Kronleuchter, doch trotz dieser besonders schönen Einrichtung hatte dieser Raum eine stark bedrohliche Atmosphäre. Durch die gewaltige Tür trat augenblicklich das junge Mädchen herein und begann vor Wut alle möglichen Gegenstände um sich zu werfen, ich verstand nicht weshalb sie dies tat, bis auf einmal jemand hereintrat:

eine geheimnisvolle und unheimliche Gestalt, gekleidet in einem langen schwarzen Gewand, welcher das Gesicht dieser verbarg.

Ich konnte spüren, wie sich eine Angst in mir aufbaute, wie ich sie noch nie zuvor verspürt hatte, doch dieses Mädchen schien nicht angetan von der mysteriösen Gestalt. Im Gegenteil, sie begann bloß noch rasender zu agieren, nach der Gestalt zu werfen, doch vergeblich, denn alles flog bloß hindurch.

An diesem Punkt verstand ich garnicht mehr, was Realität, Einbildung war oder was ich hier überhaupt durchlebte.

Ich wollte alles aufgeben, ich sah keine Hoffnung mehr wie ich es tat als ich die perfekten Einblicke des Mädchens sah, ich fühlte mich schwach - war ich in einer anderen Welt gefangen? Gibt es

eine Möglichkeit hieraus? Wollte ich hier überhaupt raus in mein normales Leben - zurück zu den Problemen?

Während ich glatt an meinen Zweifeln verkam, sprach die Gestalt auf „Viktoria. Du hast noch ein ganzes Leben vor dir, hör auf es dir zu zerstören.

Du machst es dir selber schwerer als es ist, jede einzelne Entscheidung liegt ganz alleine bei dir. Nur du hast die Macht dein Leben zu ändern.” Viktoria, so war ihr Name also.

Die Worte der Gestalt brachten Viktoria dazu, ihre Aktionen zu stoppen und sie schwieg, sie schwieg sehr lange, sie schwieg schon zu lange, denn als ich hörte wie sie began zu sprechen, befand ich mich in einer weißen, absoluten Leere.

Lange Zeit wanderte ich dort umher, doch ich fand nichts, kein Zeichen auf Leben oder eine Welt wie ich sie kenne - ist das mein Ende? Sieht so der Tod aus?

Ruckartig überflutete mich wieder diese starke Kraft, die ich bereits einmal gespürt hatte und ich war wieder auf dem Dachboden mit dem Buch in meiner Hand, doch die Seiten waren leer.

3. Charlotte Engelke (J27)

Eine Tat mit furchtbarer Strafe

Vor vielen Jahrhunderten, in einer Zeit, in der die Welt noch von alten Mächten durchzogen war, lag am Rand eines dichten, uralten Waldes ein kleines Dorf. Die Bäume dort standen so eng beieinander, dass selbst am helllichten Tag nur gedämpftes Licht den Boden erreichte. Zwischen den Stämmen hing oft Nebel und der Wind trug ein leises Flüstern mit sich, das die Dorfbewohner nie ganz einzuordnen wussten.

Das Dorf lag an einem Ort, den man nicht freiwillig wählte. Es war gewachsen, nicht geplant, entstanden aus Notwendigkeit und geblieben aus Gewohnheit. Die Häuser schmiegt sich aneinander, als suchten sie Halt. Ihre Mauern bestanden aus grobem Stein und dunklem Holz, welches bereits vom Wetter gezeichnet war. In den schmalen Gassen roch es nach Rauch, feuchter Erde und dem stetigen Kreislauf harter Arbeit.

Hinter dem letzten Haus begann der Wald. Er setzte nicht sanft an, hier stand er plötzlich da, dicht und massiv, als hätte jemand eine Grenze gezogen. Die Bäume waren alt, ihre Stämme breit und von Moos überzogen. Ihre Kronen schlossen sich so eng, dass der Himmel dahinter vollkommen verschwand.

Die Dorfbewohner kannten diesen Wald seit Generationen. Sie nutzten ihn, so wie man ein gefährliches Werkzeug nutzt: vorsichtig, mit Respekt und niemals mehr, als nötig war. Man ging am frühen Morgen hinein und kam vor Einbruch der Dämmerung zurück. Wer länger blieb, wurde misstrauisch betrachtet.

Kinder lernten früh, wo sie spielen durften und wo nicht. Niemand musste ihnen erklären, warum, es war einfach selbstverständlich. Die Erwachsenen sprachen selten darüber, doch ihre Blicke verrieten genug. Wenn der Wind durch die Bäume fuhr und ein fernes Knacken zu hören war, verstummten Gespräche und man schloss die Türen ein wenig fester, als sonst. Es gab Dinge, die man nicht benannte und Dinge, die man besser nicht suchte.

Tief im Inneren des Waldes öffnete sich der Raum plötzlich. Die undurchdringliche Wand der Bäume öffnete sich sichtbar, nicht abrupt, sondern langsam und gleichmäßig, als würden sie einer unsichtbaren Ordnung folgen. Der Boden wurde eben, frei von Wurzeln und Gestrüpp. Und dort, im Herzen dieser Lichtung, wuchsen die Mondblumen.

Sie waren anders als jede Pflanze, die je ein Mensch gesehen hatte. Ihre Blütenblätter wirkten fast durchsichtig und schimmerten silber, als wären sie aus Mondlicht selbst geformt. Bei Nacht leuchteten sie sanft, nicht grell, sondern ruhig und gleichmäßig, wie ein Atemzug. Doch selbst am Tag verloren sie nichts von ihrer Ausstrahlung. Sie warfen kein normales Licht, sondern etwas Tieferes, ein Gefühl von Stille und angenehmer Ruhe.

Die Luft auf der Lichtung war kühl und klar. Jeder Laut schien gedämpft, als würde der Ort entscheiden, was er zuließ. Vögel sangen hier nicht. Der Wind bewegte die Blüten kaum. Alles wirkte in sich ruhend, als wäre die Zeit verlangsamt wurden.

Am Rand der Lichtung stand ein Haus. Es war klein, schlicht und aus hellem Holz gebaut. Ranken wuchsen an den Wänden entlang, nicht wild, sondern geordnet, fast absichtlich. Es wirkte weder verlassen noch bewohnt, sondern einfach vorhanden, als gehöre es so selbstverständlich hierher wie die Blumen selbst.

Wer diesen Ort sah, spürte instinktiv, dass er nicht für Menschen gedacht war und doch zog er an ihnen, wie ein unsichtbares Seil.

Im Dorf wusste niemand genau, wann der Name Alba zum ersten Mal ausgesprochen wurden war. Er war einfach da, eingebettet in Geschichten, die man sich abends erzählte, wenn der Tag zu Ende ging und die Dunkelheit näher rückte.

Manche sagten, sie habe das Dorf verflucht. Andere meinten, sie beschütze den Wald vor den Menschen. Wieder andere glaubten, sie bestrafe jene, die zu gierig oder zu neugierig waren. Jede Version war anders, doch alle erfüllten denselben Zweck: Sie erklärten, warum man Abstand hielt.

Alba selbst hörte diese Geschichten nie. Sie lebte allein auf der Lichtung, in einem Rhythmus, der nicht von Tagen oder Jahren bestimmt wurde. Sie ging zwischen den Mondblumen umher, berührte ihre Blätter und lauschte dem leisen Puls des Waldes. Tiere fürchteten sie nicht. Im Gegenteil, sie kamen, wenn sie rief, und gingen, wenn sie schwieg.

Manchmal stand Alba am Rand der Lichtung und blickte in die Dunkelheit zwischen den Bäumen. Sie sah die Welt der Menschen aus der Ferne. Sie beobachtete das flackernde Licht ihrer Feuer und lauschte den Geräuschen ihres Lebens. Es war keine Sehnsucht, die sie dabei empfand, eher eine Art stilles Nachdenken.

Sie wusste, dass sie anders war, dass sie nicht hierher gehörte und doch geblieben war. Die Angst der Menschen war ihr bewusst, auch wenn sie deren Ursprung nicht kannte. Sie empfand keinen Groll. Sterbliche fürchteten, was sie nicht verstanden. Das war ihre Natur.

Was Alba nicht wusste war, dass diese Distanz, dieses stille Beobachten, bereits der erste Schritt war, die Regeln ihres Volkes zu brechen.

Alba war nicht in dieser Welt geboren worden. Sie kam aus einer Welt weit entfernt von der Erde und doch gleichzeitig auch so nah dran.

Ihre Erinnerungen an ihre eigentliche Heimat waren nicht klar wie Bilder, sondern weich und weit wie Empfindungen. Es war ein Ort ohne Himmel und ohne Erde, und doch voller Licht. Zeit floss dort nicht, sie dehnte sich aus und verlor ihre Schärfe. Dinge begannen nicht und endeten auch nicht, sie waren einfach.

Das Volk der Sterne existierte jenseits der Sterblichkeit. Sie kannten kein Altern, kein Vergehen, kein Abschied. Ihre Körper waren mehr Idee als Fleisch, geformt aus Licht und Wille. Sie standen in Verbindung mit dem Universum selbst, hörten seine Bewegungen und verstanden seine Ordnung.

Doch gerade diese Vollkommenheit machte sie vorsichtig.

Die Welt der Menschen war laut, chaotisch und schmerzhaft. Sterbliche lebten kurz, liebten heftig und litten tief. Für die Sternenwesen war diese Intensität gefährlich. Sie konnten sie fühlen, selbst aus der Ferne, und sie wussten, dass Nähe unweigerlich Folgen hatte. Darum gab es Regeln.

Sternenwesen durften beobachten, aber nicht eingreifen. Sie durften sehen, aber nicht berühren. Gefühle mochten entstehen, das ließ sich nicht verhindern, doch Bindungen waren verboten. Liebe zu Sterblichen galt als schwerster Bruch der Ordnung, denn sie führte immer zu Leid. Für beide Seiten.

Alba hatte diese Regeln gekannt. Sie hatte sie akzeptiert und lange Zeit hatte sie geglaubt, sie zu verstehen, denn auch sie wurde gewarnt, bevor sie auf die Erde hinab gestiegen war. Sie hatte Geschichten erzählt bekommen von alten Zeiten, Zeiten zu denen sich einige Sternenwesen noch unter die Menschheit gemischt hatten.

Gemeinsam mit den Menschen hatten die Sternenwesen für Recht und Ordnung in der Welt gesorgt, doch von einem Tag auf den anderen änderte sich alles. Die Menschen begannen sich zu bekriegen und zogen auch die Sternenwesen mit hinein. Das Volk der Sternenwesen versuchte zwar die Kriege in den Griff zu bekommen, doch scheiterte kläglich.

Die Welt erlitt tragische Verluste. Unschuldige Menschen, sowie auch die Sternenwesen mussten leiden. Danach zog sich das Volk zurück in ein fernes Land, weg von den Menschen und ihrer Grausamkeit.

Als Alba zum ersten Mal die Welt der Sterblichen betrat, tat sie es aus purer Neugier. Sie wollte sehen, was so zerbrechlich war, dass es Schutz brauchte. Sie wollte verstehen, warum ihr Volk so große Vorsicht walten ließ.

Zunächst blieb sie fern. Sie beobachtete aus der Distanz, verborgen im Schatten der Bäume. Sie sah Menschen arbeiten, streiten, lachen und trauern, oft alles an einem einzigen Tag. Ihre Leben waren kurz, aber dicht mit Ereignissen und Emotionen. Jeder Moment schien ein gewisses Gewicht zu haben.

Alba verstand bald, dass Sterbliche nicht einfach lebten. Sie kämpften. Gegen die Natur, gegeneinander, sogar gegen sich selbst. Und doch fanden sie immer wieder Gründe weiterzumachen.

Je länger Alba blieb, desto schwerer fiel es ihr, nur zuzusehen. Sie sah Krankheit, Hunger und Verlust. Sie sah Kinder, die zu früh Verantwortung tragen mussten, und Alte, die ihre Kraft verloren, bevor sie bereit waren zu gehen. Oft stand sie am Rand der Lichtung und spürte ein Ziehen in ihrem inneren, ein leises Drängen, etwas zu tun.

Doch sie tat nichts. Sie erinnerte sich an die Regeln. An die Warnungen. An die Gewissheit, dass Einmischung alles nur schlimmer machen würde. Und so blieb sie still, Nacht für Nacht, Jahr um Jahr.

Bis sie begann, einzelne Menschen wiederzuerkennen. Ihre Gesichter wurden vertraut. Stimmen unterschieden sich voneinander und unmerklich verwandelte sich Beobachtung in Nähe.

Nach einem gescheiterten Hilfeversuch, der eigentlich Unheil abwenden sollte, kam in Alba zum ersten Mal in ihrem Leben das Gefühl von Schuld auf. Sie beschloss, dass es das beste sei sich zurück zu ziehen und so blieb sie schlichtweg auf ihrer Lichtung, bis zu einem bestimmten Tag.

Ein junger Holzfäller namens Elias hatte sich seit einigen Tagen am Waldrand herumgetrieben. Erst fiel er Alba kaum auf, doch mit der Zeit wurde sie immer neugieriger. Sein Gesicht war von harter Arbeit gezeichnet, doch seine Augen waren warm und lebendig.

Er schien ein einfacher Mann zu sein, schlichtweg ein junger Mann, der am Rand des Waldes arbeitete, Tag für Tag, meistens allein. Seine Kleidung war schlicht, seine Bewegungen ruhig und geübt. Er sprach wenig, selbst wenn andere Personen in der Nähe waren. Doch es war die Art, wie er sich im Wald bewegte, die Alba innehalten ließ.

Elias ging nicht achtlos zwischen den Bäumen hindurch. Er trat bedacht auf, wick jungen Pflanzen aus und berührte die Stämme, als würde er sie grüßen. Wenn er Holz schlug, tat er es mit Respekt, nicht aus Gier. Er nahm nur, was er brauchte.

Oft sang er leise vor sich hin. Keine fröhlichen Lieder, eher ruhige Melodien ohne klare Worte. Seine Stimme war warm und sie trug weit durch den Wald. Alba hörte ihm sehr lange zu, ohne sich auch nur einmal zu zeigen.

Sie beobachtete, wie er Pausen machte, um das Licht zwischen den Blättern zu betrachten. Wie er Tiere nicht verscheuchte, sondern ihnen Raum ließ. Wie er manchmal einfach stehen blieb und atmete, als würde er versuchen ein Teil des Waldes zu sein, nicht sein Herr.

Etwas an ihm berührte sie. Nicht plötzlich, es kam langsam, wie ein Gedanke, der immer wiederkehrt. Zum ersten Mal fragte sich Alba nicht nur, was die Menschen waren, sondern wer sie waren. Und ohne es zu merken, hatte sie damit bereits eine Grenze der Regeln überschritten.

Von dem Moment an beobachtete Alba ihn Nacht für Nacht. Erst aus der Ferne, dann immer näher dran. Schließlich in einer Nacht, trat sie aus dem Schatten heraus. Der Mond stand hoch und klar am Himmel und sein Licht fiel wie ein stilles Versprechen durch die Lücken im Blätterdach. Elias hatte länger gearbeitet als geplant. Das Holz war schwer gewesen, der Weg weiter, als sonst und als er den Rückweg antrat, wusste er, dass er den Wald erst nach Einbruch der Dunkelheit verlassen würde.

Er hatte keine Angst, nicht wirklich. Der Wald war ihm vertraut, er war ein Ort der Stille, kein Feind. Doch in dieser Nacht war die Luft anders. Dichter, als würde sie etwas zurückhalten. Als er die Lichtung betrat, blieb er abrupt stehen.

Die Mondblumen leuchteten stärker als je zuvor. Ihr silbernes Schimmern füllte den Raum und ließ die Schatten weich werden. Elias spürte, wie sein Atem langsamer wurde, ohne dass er wusste warum. Er hatte diesen Ort noch nie gesehen, und doch kam er ihm seltsam vertraut vor.

Dann sah er sie. Alba stand zwischen den Blumen, reglos, als wäre sie selbst Teil der Lichtung. Ihr Haar fiel hell über ihre Schultern und fing das Mondlicht ein. Ihre Augen waren auf ihn gerichtet, ruhig und wachsam, keineswegs feindselig.

Elias griff instinktiv nach dem Griff seiner Axt, ließ ihn aber ebenso schnell wieder los. Etwas an ihr ließ diese Geste falsch erscheinen.

„Ich wollte nicht...“, begann er, doch brach dann ab. Die Worte fühlten sich unpassend an. Alba sagte nichts. Sie betrachtete ihn, so wie sie es schon so oft getan hatte, doch nun war nichts mehr zwischen ihnen verborgen. Die Distanz, die sie all die Zeit bewahrt hatte, war verschwunden.

„Du bist hier sicher“, sagte sie schließlich. Ihre Stimme war leise und klar, ohne jeden Anflug von Drohung. Elias spürte, wie die Spannung in ihm nachließ. Er wusste nicht, warum er ihr glaubte. Er tat es einfach.

Sie standen eine Weile schweigend da, umgeben vom sanften Leuchten der Blumen und doch, in dieser Stille lag kein Unbehagen, nur Vorsicht und Neugier.

Als Elias schließlich ging, drehte er sich noch einmal um. Alba war noch da, ihr Blick folgte ihm, bis die Bäume sie voneinander trennten. In dieser Nacht schlief keiner von beiden ruhig.

Elias kam in nächster Zeit wieder. Nicht am nächsten Tag und auch nicht aus einem bestimmten Grund. Er änderte einfach seinen Weg, ließ sich Zeit, blieb stehen, wo er früher weitergegangen wäre und eines Abends stand er erneut auf der Lichtung.

Alba hatte ihn erwartet. Ihre Gespräche begannen vorsichtig. Sie sprachen über den Wald, über die Jahreszeiten, über einfache Dinge. Alba stellte Fragen, die sie sich selbst nie erlaubt hatte. Elias antwortete ehrlich, manchmal unbeholfen, immer aufrichtig.

Sie trafen sich öfter. Nie geplant, nie ausgesprochen, und doch regelmäßig. Die Abende wurden zu einem festen Punkt in Elias' Tagen, und Alba begann, die Zeit zwischen den Begegnungen wahrzunehmen.

Sie lachten selten, aber wenn, dann leise. Sie schwiegen oft, doch es war kein leeres Schweigen. Es war das Schweigen zweier Wesen, die einander Raum ließen.

Alba hatte jedoch immer das Wissen im Hinterkopf, dass sie eine Grenze überschritt. Jede Begegnung vertiefte etwas in ihr, das sie nicht benennen wollte. Sie spürte die Endlichkeit von Elias' Leben wie einen leisen Schmerz im Hintergrund. Und doch zog es sie weiter zu ihm hin.

Elias wiederum wusste, dass Alba anders war. Er stellte trotzdem keine Fragen nach ihrer Herkunft. Vielleicht aus Angst vor den Antworten, vielleicht aber auch, weil es für ihn keine Rolle spielte.

Als er eines Abends unbewusst ihre Hand berührte, zog sie sie nicht zurück. In diesem Moment änderte sich sehr vieles in ihrem Verhältnis. Die Nähe wurde wärmer und intensiver. Die Gespräche persönlicher und Alba begann, Dinge zu fühlen, die sie nur aus Erzählungen kannte. Sehnsucht, Freude und Angst vor Verlust.

Sie liebte ihn nicht plötzlich. Sie begann ihn langsam, unausweichlich, gegen jede Regel, die sie je gekannt hatte zu lieben. Und tief in sich wusste sie: Diese Liebe würde einen Preis haben.

Alba spürte es, bevor sie es verstand.

Es begann nicht mit Stimmen oder Zeichen, sondern mit einem Ziehen in ihrem Inneren und einem leisen Widerstand in der Luft selbst. Die Lichtung wirkte verändert, als hätte sich etwas Unsichtbares zwischen die Mondblumen gelegt. Das sanfte Leuchten wurde kühler und zurückhaltender.

Es war eindeutig, die Sternenwesen hatten sie bemerkt. Es war unvermeidlich gewesen. Jede Bindung hinterließ Spuren, besonders eine so tiefe wie die ihre. Liebe war kein stilles Gefühl. Sie veränderte den Fluss der Dinge, verschob Gleichgewichte und das Universum reagierte darauf.

In der Nacht, in der sie gerufen wurde, erschien der Himmel über der Lichtung fremd. Die Sterne standen zu klar, zu nah. Alba trat in den Kreis aus Licht, den sie nur aus alten Erinnerungen kannte und einen Moment lang zögerte sie.

Dann ließ sie los. Die Welt der Menschen verschwand und sie fand sich in der Weite wieder, aus der sie einst gekommen war. Kein Boden war mehr unter ihren Füßen und kein Himmel, der sich über sie erstreckte. Nur Licht, das dachte und Stimmen, die nicht gesprochen, sondern empfunden wurden.

Sie standen um sie herum, die Sternenwesen. Zeitlose Gestalten, deren Formen sich ständig veränderten. Ihre Präsenz war erdrückend, nicht aus Grausamkeit, sondern aus Macht. Sie fragten nicht, was sie getan hatte. Sie wussten es bereits.

Alba spürte Scham, aber auch Trotz. Sie verbarg ihre Gefühle nicht. Sie hatte gelernt, dass Verleugnung nur Leere hinterließ. „Du hast dich gebunden“, lautete der Vorwurf, ruhig und unumstößlich. „Du hast dort eingegriffen, wo dir nur das Beobachten erlaubt war.“

Alba hätte sich verteidigen können. Sie hätte von Güte sprechen können, von Mitgefühl und von Liebe, doch sie wusste, dass all das nichts ändern würde. Stattdessen sagte sie nur: „Ich bereue es nicht.“ In diesem Moment wurde klar, dass es keinen Weg zurück gab.

Das Urteil wurde nicht sofort gesprochen. Die Sternenwesen berieten sich auch nicht, wie Sterbliche es tun. Es gab keine Diskussion, kein Abwägen hörbarer Argumente. Die Entscheidung formte sich langsam und unausweichlich, wie eine Konstellation, die sich schließt.

Alba wartete die ganze Zeit ruhig. Sie dachte an Elias. An seine Hände, rau von der Arbeit. An seine Stimme im Wald und an die Stille zwischen ihren Worten. Zum ersten Mal verstand sie wirklich, was Sterbliche meinten, wenn sie von Angst sprachen. Es war nicht die nicht Angst vor dem Tod, sondern vor dem Verlust.

Schließlich wandten sich die Sternenwesen wieder ihr zu. Sie erklärten ihr die Wahl, die keine war. Sie könne zurückkehren. Die Verbindung lösen, die Erinnerung verblassen lassen und das kurze menschliche Leben hinter sich lassen. Die Ordnung würde wiederhergestellt, und sie würde ihren Platz unter den Sternen behalten.

Oder sie könne bleiben. In diesem Fall würde sie verbannt werden. Gebunden an die Welt der Sterblichen, unterworfen durch ihre Gesetze. Sie würde altern, leiden, verlieren und jeder, den sie liebte, würde sterben. Immer und immer wieder.

Es war keine Strafe aus Zorn, sondern eine Konsequenz. Alba war sich dessen von Anfang an bewusst und verstand es. Dennoch zögerte sie nicht lange.

Sie dachte an Elias, allein in seiner Welt, unwissend über das, was über ihnen entschieden wurde. Sie wusste, dass er sterblich war. Dass ihre Zeit begrenzt war, egal wie sie sich entschied.

Doch ein Leben ohne ihn erschien ihr leerer als jedes Leid. „Ich bleibe“, sagte sie. Die Sternenwesen hielten sie nicht auf. Sie verurteilten sie nicht, aber sie nahmen ihr etwas weg, als sie sie zurücksandten. Einen Teil ihrer Leichtigkeit, einen Teil ihres Lichts.

Als Alba wieder auf der Lichtung stand, fühlte sich der Boden fester an als zuvor. Schwerer und endgültiger. Und irgendwo, tief in ihr, begann der Fluch zu wirken.

Zunächst schien alles unverändert. Elias kam weiterhin zur Lichtung. Er lächelte wie immer, sprach mit derselben ruhigen Stimme und erzählte wie gewohnt von seinem Tag. Doch Alba bemerkte die kleinen Dinge zwischendrin, die anders waren. Die Pausen zwischen seinen Worten wurden länger, seine Schritte langsamer und manchmal, wenn er dachte, dass sie es nicht sieht, legte er eine Hand an die Brust, als müsse er den Atem dort festhalten.

Sie sagte nichts. Nicht aus Unwissenheit, sondern aus Angst. Angst vor dem, was sie wusste und vor dem, was sie nicht verhindern konnte. Der Fluch wirkte nicht wie ein plötzlicher Schlag. Er schlich sich ein, leise, geduldig.

Eines Abends blieb Elias sitzen, wo er sonst gegangen wäre. Sein Gesicht war blass, seine Stirn feucht. Alba kniete neben ihm, nahm seine Hand. Sie spürte die Wärme seiner Haut, unruhig und brennend.

„Ich bin nur müde“, sagte er und versuchte zu lächeln. Alba wusste, dass es nicht stimmte. Sie versuchte alles, was ihr geblieben war. Alte Kräfte, die sie nie hatte einsetzen dürfen. Sie sprach mit dem Wald, mit der Erde, mit dem Licht selbst. Die Mondblumen leuchteten heller, als wollten sie helfen, doch sie konnten den Fluch nicht aufhalten.

Elias wurde schwächer und schwächer. Er kam immer seltener und eines Tages kam er gar nicht mehr. Alba fand ihn am Rand des Waldes, dort, wo die Bäume lichter wurden. Er lag auf dem Boden, als hätte er sich nur kurz ausruhen wollen. Sein Gesicht war ruhig, seine Züge entspannt.

Sie rief seinen Namen. Einmal, dann noch einmal. Doch der Wald antwortete nicht. Alba hielt ihn lange in ihren Armen. Sie spürte, wie das Gewicht seines Körpers sich veränderte, wie etwas Unwiderrufliches geschehen war. Zum ersten Mal verstand sie den Tod nicht nur als Konzept, sondern als Leere.

Sie hatte gewusst, dass dieser Moment kommen würde und dennoch war sie nicht darauf vorbereitet.

Nach Elias' Tod veränderte sich die Welt um die Lichtung. Nicht sichtbar und auch nicht sofort, aber spürbar. Der Wald wurde stiller. Tiere mieden den Ort und der Weg dorthin wirkte schwerer, als würde er sich selbst verwehren.

Im Dorf blieb Elias' Verschwinden nicht unbemerkt. Man suchte nach ihm, fand seine Spuren am Waldrand und bald hörte man die alten Geschichten wieder. Sie wurden lauter, fester und überzeugender.

Die Lichtung bekam einen Namen, den man nur flüsterte. Warnzeichen wurden aufgestellt. Sie ritzten Kerben in die Bäume drum herum, und zeichneten bestimmte Zeichen auf Steinen. Niemand sollte sich verirren. Niemand sollte zurückkehren mit mehr Fragen als Antworten.

Alba nahm all das wahr, ohne wirklich Teil davon zu sein. Sie blieb auf der Lichtung. Pfl egte die Mondblumen. Reparierte ihr Haus. Tat all die kleinen Dinge, die den Tag füllen, wenn die Zeit stillsteht. Manchmal sprach sie laut, obwohl niemand antwortete.

Sie war allein und sie war einsam. Nicht nur ohne Elias, sondern auch ohne Hoffnung. Sie wusste nun, dass jeder, der ihr nahekam, denselben Weg gehen würde. Der Fluch war nun zu einem Teil ihrer Existenz geworden.

Und doch blieb sie, schlichtweg aus dem einen Grund, dass es keinen Ort mehr gab, an den sie gehörte, kein Ort an den sie könnte, ohne dass genau dasselbe, wie an ihrem jetzigen Wohnort passierte.

In manchen Nächten stand sie dort, wo sie Elias zum ersten Mal gesehen hatte, und lauschte dem Wald. Sie wartete nicht mehr. Sie erinnerte sich an alle Geschehnisse zurück und die Mondblumen leuchteten weiter, ruhig und gleichgültig gegenüber dem Schmerz, den sie umgab.

In diesem Jahr kam der Winter sehr früh. Er legte sich schwer und schleichend über den Wald, so, als hätte die Kälte Geduld. Der Wald war stiller als sonst. Die Wege wurden härter durch den Frost, das Laub unter den Füßen war brüchig und selbst die Mondblumen verloren einen Teil ihres sanften Glanzes. Ihr Licht war noch da, aber es wirkte gedämpft, blasser als sonst.

Alba verbrachte die Tage allein. Sie sprach kaum noch und bewegte sich nur langsam durch ihr Haus, als würde sie jeden Schritt einzeln abwägen. Zeit war zu etwas Zähem geworden, das sich dehnte und sich zugleich kaum bewegte. Manchmal saß sie einfach da und lauschte dem Wald, ohne wirklich zu hören.

An einem Morgen, der grau und still begann, durchbrach ein fremdes Geräusch diese Starre. Es war ein leises Husten, schwach und unregelmäßig. Alba hielt inne. Das Geräusch gehörte nicht hierher. Es war zu menschlich, zu zerbrechlich. Sie folgte ihm bis an den Rand der Lichtung, wo der Boden uneben wurde und die Wurzeln der alten Bäume offenlagen.

Dort lag ein junges Mädchen. Es war dünn, sichtlich erschöpft, die Kleidung zu groß oder zu klein und an manchen Stellen gerissen. Dazu war ihre Haut blass und die Lippen rissig. Als Morgana sich näherte, öffnete das Kind die Augen. Sie blickten nicht neugierig, nicht überrascht, sondern einfach müde, als hätte sie schon zu viel gesehen für ihr Alter.

Alba blieb stehen. In diesem Moment wusste sie alles. Sie wusste, dass sie sich abwenden sollte. Dass jeder Schritt näher ein weiterer Schritt in den Fluch war. Sie wusste, wie diese Geschichte enden würde. Und doch kniete sie sich vor das Mädchen.

Sie nahm das Mädchen auf den Arm, spürte, wie leicht es war, erschreckend leicht und trug es in ihr Haus. Lila sagte kaum etwas. Ihren Namen nannte sie erst Stunden später, leise, als wäre er nichts weiter als eine Information.

Die Tage vergingen langsam. Alba pfl egte das Mädchen, wärmte sie, gab ihr Wasser und hörte ihr zu. Lila begann, Fragen zu stellen. Nicht viele, aber ein paar ehrliche. Sie fragte nicht, wer Alba

war. Sie fragte lediglich, ob sie bleiben dürfe. Alba antwortete nicht sofort, doch sie deckte Lila zu, setzte sich zu ihr und blieb.

Lilas Zustand besserte sich nicht, auch wenn es manchmal so schien. Es gab Tage, an denen sie aufrecht sitzen konnte, an denen sie sogar lachte. Ein leises, überraschtes Lachen, als hätte sie vergessen, dass sie dazu fähig war. An solchen Tagen erzählte Alba ihr Geschichten. Keine großen, heldenhaften Erzählungen, sondern einfache, vom Wald, von den Mondblumen, einfach von Dingen, die Bestand hatten.

Doch die Nächte waren schwer. Dann kam das Fieber zurück, stärker als zuvor. Lilas Atem ging flach, ihr Körper war heiß und zugleich zitterig. Alba wich nicht von ihrer Seite. Sie hielt ihre Hand, sprach beruhigend, auch wenn sie wusste, dass Worte wenig ausrichten konnten.

Der Wald reagierte auch sofort. Tiere kamen näher an das Haus, ohne es zu betreten. Die Mondblumen leuchteten heller, fast verzweifelt, doch all das war nur Begleitung, keine Rettung.

Lila wusste es früher als Alba. Eines Abends, als draußen der Schnee fiel und die Welt still war, sah sie Alba lange an. Ihr Blick war klarer als sonst. „Du bist traurig“, sagte sie. Alba antwortete nicht. Sie konnte es nicht. „Bleibst du bei mir?“, fragte Lila leise. Alba nickte. Sie setzte sich näher und zog das Mädchen an sich, als könne Nähe allein genügen.

Lila starb in dieser Nacht. Es war kein Kampf, kein dramatischer Moment. Der Atem wurde einfach langsamer, dann hörte er auf. Alba hielt das Kind noch lange an sich gedrückt, als könnte sie das Ende hinauszögern, wenn sie nur nicht losließ.

Diesmal weinte sie nicht. Der Schmerz war zu tief, zu ruhig. Sie verstand nun endgültig: Der Fluch wollte nicht nur nehmen. Er wollte lehren, wieder und wieder.

Als Alba Lila begraben hatte, blieb sie lange neben der frischen Erde sitzen. Der Schnee begann, die Stelle zu bedecken, sanft und gleichgültig. Alba betrachtete ihre Hände. Sie wirkten schwerer als früher, menschlicher und irgendwie endlicher.

Sie wusste, dass sie nun handeln musste. Nicht aus Schuld allein, sondern aus Verantwortung. Solange sie existierte, würde der Fluch weiterwirken. Er war ihr Schicksal, ihre Folge der Entscheidung sich der Nähe zu den Menschen hinzugeben und der Liebe.

Alba machte sich auf den Weg. Sie ging tiefer in den Wald als je zuvor, zu einem Ort, den sie lange gemieden hatte. Dort, wo die Grenze zwischen den Welten einst offen gewesen war. Das Portal war schwach, kaum mehr als ein flackerndes Gefühl in der Luft, doch es reagierte auf sie.

Alba trat in den Kreis aus verblasstem Licht. Sie rief die Sternenwesen nicht mit Hoffnung, sondern mit Entschlossenheit. Als sie erschienen, war ihre Präsenz vertraut und fern zugleich.

Alba kniete vor ihnen nieder. Sie bat nicht um Vergebung. Sie bat um ein Ende. Sie bot alles an, ihre Existenz, ihre Erinnerungen, das, was sie einst gewesen war. Wenn ihr Verschwinden der Preis dafür ist, dass der Fluch beendet wird, sollte es so sein, auch wenn es dann nichts für sie bringt.

Die Sternenwesen hörten ihr sehr lange und geduldig zu. Dann nahmen sie schließlich ihr Opfer an und Alba wusste, dass dies ihre letzte Entscheidung war.

Das Ende kam nicht wie ein Schnitt, sondern wie ein langsames Verblassen. Morgana stand noch immer im Kreis des verblassten Lichts, doch die Welt um sie herum begann sich zu lösen. Nicht

zu zerbrechen, nicht zu vergehen, sondern sich zurückzuziehen, als hätte sie nie ganz dazugehört. Die Grenzen wurden weich. Der Boden unter ihren Füßen verlor an Schwere und die Luft an Widerstand.

Die Sternenwesen waren da, still und allgegenwärtig. Ihre Präsenz war nicht mehr bedrohlich, sondern fern und ruhig, wie der Blick eines Himmels, der nichts mehr fordert. Sie beobachteten nicht, sie begleiteten, so wie es Alba bei Lila getan hat.

Morgana spürte, wie der Fluch sich löste. Es war kein plötzlicher Schmerz, sondern ein Nachlassen, wie ein fester Knoten, der sich endlich öffnet. Die Schwere, die sie seit Elias' Tod begleitet hatte, begann sich zu verteilen, sich aufzulösen in etwas Größeres.

Erinnerungen begannen unkontrolliert und durcheinander in ihr hochzukommen. Sie erinnerte sich an viele kleine Aspekte aus ihrem Leben. Elias' Lachen im Wald, der Klang seiner Stimme, wenn er sang, ohne zu wissen, dass jemand lauschte. Lilas leiser Atem im Schlaf, ihr vorsichtiges Vertrauen. Die ersten Nächte auf der Lichtung, als Morgana noch geglaubt hatte, Abstand bewahren zu können.

Als zum Schluss noch die Erinnerung vor ihrem inneren Auge aufflackerte, wie sie Elias am Waldrand leblos fand, kamen ihr die Tränen. Sie behielt, diesen Bild für einige Minuten vor sich, bis sie sich daran erinnerte, dass das nicht ging. Schließlich schluckte sie den Schmerz herunter und machte weiter.

Sie hielt nichts davon fest, auch nicht die schönen Erinnerungen. Das war der schwerste Teil. Nicht das Gehen, sondern das Loslassen des Wunsches, erinnert zu werden. Bedeutung war etwas Menschliches, etwas, das an Zeit gebunden war. Morgana ließ auch das zurück.

Ihr Körper wurde durchlässig. Grenzen, die sie so lange definiert hatten, verloren ihre Form. Sie war nicht mehr ganz Sternenwesen, nicht mehr ganz Teil der menschlichen Welt. Sie war zu einem Übergang geworden.

Doch noch ein letzter Gedanke blieb. Nicht die Schuld, die sie seit Elias fühlte und auch nicht die Trauer, sondern schlichte Dankbarkeit. Sie war dankbar dafür, geliebt zu haben, aber auch dafür, gelitten zu haben und dafür, gewählt zu haben, die Möglichkeit zu haben selbst zu entscheiden.

Dann löste sich Morgana auf. Nicht in Licht, nicht in Dunkelheit und auch nicht in Glitzerstaub, sondern einfach in Stille. Der Kreis schloss sich. Die Grenze zwischen den Welten glättete sich, als wäre sie nie gestört worden und etwas in der Welt der Sterblichen wurde leichter.

Der Wald nahm die Veränderung an genau so, wie die Natur alles annimmt, still und ohne Spuren. Die Tiere kehrten zurück, zuerst vorsichtig, dann selbstverständlicher. Der Boden auf der Lichtung wurde weicher und durchlässiger, als würde er sich erinnern, wie es war, bevor er Last getragen hatte.

Das Haus stand leer. Der Wind bewegte die Ranken, Staub sammelte sich auf der Schwelle. Niemand betrat es mehr und doch wirkte es nicht verlassen. Eher abgeschlossen. Als hätte etwas dort seinen Zweck erfüllt und mit der Zeit verschmilz es mehr und mehr mit der Natur.

Die Mondblumen verblassten nach und nach. Ihr silbernes Leuchten zog sich zurück, Blüte um Blüte, Nacht um Nacht. Keine verdorrte, keine starb sichtbar. Sie hörten einfach auf zu leuchten, als hätten sie verstanden, dass ihre Zeit vorüber war.

Eine einzige blieb. Sie stand in der Mitte der Lichtung, kleiner und zierlicher, als die anderen und weitaus unscheinbarer. Ihr Licht war schwach, kaum mehr als ein Schimmer. Doch es erlosch nicht. In manchen Nächten, wenn der Mond hoch stand und der Wald ruhig war, öffnete sie sich und leuchtete. Nicht, um gesehen zu werden, sondern, um zu erinnern.

Im Dorf veränderten sich die Geschichten. Sie wurden leiser, weniger bestimmt. Man sprach nicht mehr von Flüchen, sondern von einem Ort, den man respektierte. Manche sagten, sie fühlten dort Frieden. Andere mieden ihn weiterhin. Niemand wusste genau, warum sich etwas verändert hatte und niemand kannte Morganas Namen mehr.

Doch die Erinnerung braucht keine Namen. Sie lebt in Stille, in Gefühlen, in Orten, die mehr tragen, als man sieht. Die letzte Mondblume leuchtete weiter, als Zeichen dafür, dass Liebe nicht vergeht, selbst wenn alles andere es tut.

Sie war ein stilles Zeugnis einer Entscheidung und so war Morgana nicht verschwunden. Sie war Teil der Welt geworden.